

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben

— von der —

Allgemeinen Ev. Luth. Synode von Wisconsin, Minnesota,
Michigan u. a. St.

Redigiert von der Fakultät des Ev. Luth. Seminars
zu Maunatosa, Wis.

Motto: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede,
so seid ihr meine rechten Jünger, und
werdet die Wahrheit erkennen, und die
Wahrheit wird euch frei machen.“
Joh. 8, 31. 32.

Jahrgang 4.

1907.

Inhaltsverzeichnis zu Jahrgang 4.

Seite

Abhandlungen.

Vorwort zum Jahrgang 1907.—Dr. A. Gönecke	1
„Den andern aber sage ich, nicht der Herr.“ 1. Kor. 7, 12. —Joh. Meyer	8
Der Gedankengang des Römerbriefes.—Aug. Pieper	18
Der französ. Kulturkampf etc.—Stephan Jentsch	37
Die Ehegese von „Das ist mein Leib,“ etc.—Joh. Ph. Köhler	65
Das Predigtmanuskript.—Joh. Schaller	84
Paul Gerhard, der Apostel der luth. Kirche.—Joh. Ph. Köhler	94
Der Gedankengang des Römerbriefes.—Aug. Pieper	99
Der französ. Kulturkampf etc.—Stephan Jentsch	112
Die Toledoer Unionsthesen.—h—	115
Röm. 9, 5.—E. F. Guth	129
Die Sache und nicht die Person.—F. F. G. Sanders	136
Der Gedankengang des Römerbriefes.—Aug. Pieper	143
Was ist Sozialismus?—Otto Hagedorn	154
Tod, Begräbnis, Auferstehung Christi.—E. Mayerhoff	167
Zeitgemäße Predigtweise.—Theo. Hartwig	193
Ueber den Gebrauch der Vernunft in der Theologie.—Ulrich	211
Was ist Sozialismus? (Schluß).—O. Hagedorn	222
Einige Bemerkungen über den Wortschatz der Predigt	227

Kirchliche Nachrichten.

Bericht über die Verhandlungen der intersynnodalen Konferenz in Ft. Wayne.—E. Bünger	50
Bericht über die Verhandlungen etc. (Schluß).—E. Bünger	122
Das Kirchentum in den Ver. Staaten	234
Wachstum des Katholizismus in den Ver. Staaten	235
Ein tiefer Schaden u. seine einzige Heilung.—E. W. R.—H.	236

Büchertisch.

Country Sermons, Epistles. By E. Kuegele.—Joh. Köhler	60
Allgemeine Einleitung in das Alte Testament; der Kanon. Von Wm. Henry Green. Uebersetzt von O. Becker.—Aug. Pieper	61
Das Wiedererstarben des relig. Lebens etc. von Dr. Otto Sieber.—Joh. Ph. Köhler	63
Luther's Works, ed. by J. T. Lenker, Vol. XXII. — Joh. Ph. Köhler	179
The Lord's Prayer, by Wm. Dallmann.—Joh. Ph. Köhler	180
Studies in the Book, N. Test., Vols. I, II, III. By Frank- lin Weidner.—Joh. Ph. Köhler	183
Die Theologie der Gegenwart.—Joh. Ph. Köhler	184
Kommentar über den Brief Pauli an die Römer, G. Stöckhardt. —Joh. Ph. Köhler	189
Eine billige Lutherausgabe	239

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev. Luth. Synode von
Wisconsin, Minnesota, Michigan u. a. St.

Jahrgang 4.

Januar 1907.

No. 1

Vorwort zum Jahrgang 1907.

Das Vorwort einer Zeitschrift hat ohne Zweifel die Aufgabe, den Standpunkt derselben, sowie ihr Feld wie auch ihren Zweck anzugeben. Insofern wäre für unsere Quartalschrift jetzt beim Eintreten in einen neuen Jahrgang ein Vorwort nicht besonders erforderlich. Es kann ja vor allem kein Zweifel sein, daß unsere Zeitschrift in der bisherigen Bahn voller lutherischer Orthodoxy weiter geht.

Doch könnte immerhin ein Vorwort dann als gefordert erscheinen, wenn es etwa Tatsache wäre, daß in der Kirche, soweit man überhaupt noch von Kirche reden kann, ganz besondere neue Richtungen eingeschlagen oder ganz besondere neue Dinge auf die Bahn gebracht worden wären. Das ist indeß nicht der Fall, wenn es auch freilich gewiß ist, daß die radikale Theologie (?) beständig radikaler wird. Aber welches Recht haben denn Leute wie Wernle, Bouffet u. s. w. noch auf den Namen, daß sie Glieder der christlichen Kirche wären? Wir denken an die Theologie derer, die noch mit einigem Recht von christlicher Kirche reden und für dieselbe eintreten, wobei allerdings nicht zu übersehen ist, daß die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Theologien ganz ungemein groß ist. Doch dies muß ja auch nach Ansicht der deutschen Theologen so sein, denn eben dies ist ja, zumal in Bezug auf Dogmatik so von Schleiermacher dekretiert (Gl. L. I. § 25.)

Die Färbung der noch irgendwie kirchlich geltenden Theologen ist also eine äußerst mannigfaltige, je nach dem Verhältnis des dogmatischen Systematisierens zur Schrift und deren Autorität, so daß vom ziemlich reinen positiven Weiß bis zu annähernd radikalem Schwarz die mannigfachsten Farbtöne vertreten sind. Gerade diese Mannigfaltigkeit hat in den letzten Zeiten ein scheinbar neues theologisches Thema auf die Bahn gebracht. Es wird viel verhandelt über moderne und moderne positive Theologie u. s.

iv. Der Sache wird in Deutschland große Wichtigkeit beigelegt und *mutatis mutandis* ist die auch vorhanden, nur nicht, wenn man die mit einander verhandelnden Theologen, d. h. ihre theologischen Stellungen ansieht. Da gemahnen einen diese Verhandlungen an diejenigen, welche einst zwischen den Nationalisten und Supernaturalisten gepflogen wurden, zwischen Leuten, die wenigstens doch theologische Stiefbrüder waren. Die jetzt über moderne, positiv moderne etc. Theologie verhandelnden haben wenigstens denselben Ahnen, nämlich den Subjectivismus. Und schließlich ist es noch sehr die Frage, welche der jetzt miteinander verhandelnden Theologen den theologischen Stammbaum reiner bewahrt haben.

Abgesehen von diesen an sich kein wirkliches Novum bringenden Verhandlungen, sind die Materien, mit denen sich in Deutschland die Theologie, namentlich die systematische, beschäftigt, dieselben seit Jahren. Da ist das sogenannte „Weltbild“ mit den Fragen nach Entstehung der Welt, Verhältnis zwischen Welt und Gott u. s. w., wobei mit geringen Ausnahmen auch von der positiven Theologie, die zugleich die apologetische, also doch für Gottes Wort eintretende sein will, längst hergebracht ist, die Schrift, z. B. Gen. 1 preiszugeben, und eine sogenannte konkret-monotheistische Theologie zu vertreten, nach welcher in Gen. 1 höchstens bestimmte monotheistische Grundprinzipien, aber keine Schöpfungsberichte gegeben sein sollen. Ungefähr soweit war ja bereits der aus dem Supernaturalismus hervorgegangene Dr. A. Sahn (cf. Chr. Bl. 1857, S. 60, S. 367).

Zu den oben bezeichneten Materien rechnen wir weiter die „Christliche Gewißheit“ oder, wie sie jetzt auch wohl im Unterschied von der Gewißheit des seligmachenden Glaubens bezeichnet wird, die „dogmatische Gewißheit.“ Natürlich kommt man hierbei auch auf die Frage der Inspiration der Schrift, doch ist die Verhandlung über Sach- und zumal Wortinspiration in unseren Tagen drüben in der deutschen Theologie selbstverständlich nicht mehr von der lebhaften Hitze als in vergangenen Zeiten, als sich zuerst auf der ganzen Linie der neueren Theologie die wissenschaftliche Enttäuschung gegen eine angeblich so haltlose und mit so viel Unwahrhaftigkeit verknüpfte Lehre, wie die von der Wortinspiration der Schrift, aufhäumte. Was soll die neuere Theologie sich viel noch beschäftigen mit einer Lehre, die endgültig zum alten Eisen geworfen ist. Gelegentlich in historischen Relationen wird in der vernichtenden Kritik über die Orthodogie des 16. und 17. Jahrhunderts darauf

Bezug genommen. Neu ist auch nicht die Materie von dem Verhältnis des Gesetzes zum Evangelium in dem besondern Sinne, in welchem eine große Anzahl neuerer Theologen von der sittlichen Bedeutung des Glaubens redet und mit viel Künstelei das Evangelium im Gesetz und die Rechtfertigung in der Heiligung aufgehen läßt und nicht nur den Schein einer Rechtfertigung, sondern sogar eine mit Zurechnung der Gerechtigkeit Christi verbundene Rechtfertigung zu retten sucht. Natürlich: was nicht geht, geht nicht. Sobald man von der Rechtfertigungslehre der Schrift, Luthers und der orthodoxen lutherischen Theologie abgeht, so bleibt nur Rechtfertigung auf dem Wege der Heiligung; aber man kann natürlich in mancherlei Art den Schein hervorbringen, daß man die alte biblische Rechtfertigungslehre festhalte. Es sind da zwei Wege sehr beliebt geworden. Einmal nimmt man an, daß Gott die Potenz des neuen heiligen Lebens im Christen schon für die volle Entfaltung ansehe, so daß hier eine Rechtfertigung, sogar eine zurechnende, stattfinde; oder man setzt Christum mit seiner Gerechtigkeit und zwar mit der nicht in besonderer Leistung für uns bestehenden, als die Wurzel unseres gerechten Lebens, und spricht darum von einer zugerechneten Gerechtigkeit und dergemäßen Rechtfertigung.

Auch die Christologie gehört zu den Materien, auf welche oben hingewiesen ist. Es wird von den Positiven viel polemisiert gegen die Radikalen, aber es wird doch auch hier die alte lutherische Theologie mehr abfällig als beifällig behandelt.

Nach dem kurzen Ueberblick über die Stellung der deutschen Theologie in etlichen besonders wichtigen Materien kann man sagen, daß ganz besondere Vorgänge sich nicht ereignet haben, auf welche wohl ein Vorwort als auf solche, in denen treu lutherische Synoden ganz besonders ein Zeugnis ablegen müßten, hinzuweisen hätte. Wenigstens stände es so, wenn man besonders nur dogmatische Materien ins Auge faßt. Indes in einer Beziehung kann man doch von einer neuen Bewegung und Tätigkeit auf dem Gebiete der neueren Theologie reden. Zwar so ganz neu ist sie nicht. Man hat ja immer sich mit der Darstellung des Verhältnisses beschäftigt, in welchem unser Luther etwa zur Scholastik, oder der Mystik oder den Zeitströmungen am Ausgang des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts gestanden; aber man hat da doch meist das gottgeleitete, einzigartige Werden Luthers durch die Schrift nicht beiseite gestellt. In unsern Tagen ist dies sehr anders geworden. Man redet von ihm als von einem, der sehr viel der Scholastik zu verdan-

ken habe, sucht etwa eine besondere scholastische Erkenntnistheorie aus seinen Schriften herauszufiltrieren. Wieder andere lassen ihn gerade durch den Gegensatz der einen Scholastiker gegen die irrigen Sätze der anderen zu den richtigen Sätzen, etwa über den Willen Gottes und anderes kommen. Namentlich weit geht man in dem Abwiegen des Einflusses der Mystik auf Luthers Entwicklung. Wenn man da so manche Darstellung liest, so kommt man zu der Vorstellung, daß Luther in ähnlicher Weise wie heute ein theologischer Gelehrter sich instruiert, was etwa auf diesem oder jenem Gebiet geleistet worden, nun anknüpft an das brauchbare, an die vorhandenen „Wahrheits-elemente“, an die nicht gelungenen Probleme in wichtigen Artikeln und dann mit Eifer an der Theologie weiter baut, namentlich nach dem Ziel hin, sie zur wahren Wissenschaft zu erheben. So hat etwa Luther bei den Mystikern viel Gutes über Glauben an Christum, über Gerechtigkeit in Christo, auch über das Problem des Verhältnisses des Glaubens an Christum zum Leben in der Nachfolge Christi gefunden. Da hat er eingesehen, hat in dogmatischer Spekulation die Fehler der mystischen Theorie entdeckt, sie verbessert und darnach denn auch die Lösung schwieriger Probleme, die bei den Mystikern noch fehlte, gefunden. Man muß staunen über derartiges, wenn man auf den Werdegang Luthers, wie seine Geschichte ihn zeigt und wie ihn ja die alte lutherische Theologie verstanden hat, sieht. Man empfängt den Eindruck, als habe die innige und so unbefangene Anlehnung Luthers an die Schrift und die Vertrautheit mit derselben nicht gerade eine große Rolle in seiner Entwicklung gespielt. Freilich wird zumal der alten lutherischen Theologie der Vorwurf gemacht, daß sie so gut wie keinen historischen Sinn und so auch von Luther nur ein höchst getriebtes Bild hatte. Man hört auch hierzulande selbst in lutherischen (?) Kirchenblättern solche Dinge vortragen. Nun braucht man ja keinem Verständigen erst als etwas neues zu offenbaren, daß die Geschichtswissenschaft sich in den neueren Zeiten überreichend entwickelt hat, sowohl was politische als auch kirchliche Geschichte anbetrifft, allein es ist auch klar, daß der geschichtliche Zug, namentlich auf dem Gebiet der christlichen Lehre, ins Ungeunde überschlägt, z. B. darin, daß man Luther mit seiner reinen Lehre völlig herabzudrücken sucht zu einem Gliede in der ganzen Kette der Entwicklung der Theologie. Luther selbst verwahrt sich wohl genug dagegen in seinem bekannten: „Es ist ein anderer, der das Rädchen dreht!“ Der Ansicht, daß auf diese Weise das wahre ge-

schichtliche Bild Luthers entstellt werde, sind auch Theologen unserer Zeit, die zu den bedeutendsten Kennern Luthers aller Zeiten seit 1517 gehören, d. h. nach unserem bescheidenen Urteil; denn nach neuesten Urteilen der auf der Höhe der Geschichtsbetrachtung stehenden sind jene berühmten Geschichtsschreiber über Luther auch nicht mehr geschichtlich genug. — Nach dem allem sieht sich die treu lutherische Theologie wohl auf eine Arbeit angewiesen, in die wohl auch unsere Quartalschrift nach dem Vermögen, das Gott darreicht, einzutreten hätte.

Wenn wir auf unsere nähere Umgebung hierzulande, auf die lutherische Kirche im Großen und Ganzen, schauen, so sind da besondere theologische Vorgänge nicht zu notieren. Eine Zeit lang haben Delitzsch und Harnack etwas in den dämmerigen Außenhallen des lutherischen Kirchenbaues herumgespuht, aber man hat sich nun doch ziemlich deutlich von der allzuradikalen Theologie abgewendet. Und wohin nun zum Teil ausgesprochener Weise? Zur sogenannten „modernen positiven“ Theologie. Man macht Theologen wie Th. Zahn, N. Hauck, N. Seeberg zu seinen Führern. Da haben wir es nun nicht mit der wissenschaftlichen Bedeutung dieser Theologen zu tun, sondern mit ihrer dogmatischen Stellung. Besonders kommt da der letztgenannte Theologe in Frage, nicht sowohl im engsten Sinne als Dogmenhistoriker, sondern so, wie er sich in seiner Schrift: „Die Grundwahrheiten der christlichen Religion“ und zuvor schon in seinem geschichtlichen Werk: „An der Schwelle des 20. Jahrhunderts“ gibt. Gewiß, er gibt sich hier, wie auch Hauck, Zahn und viele andere, als Verfechter der sogenannten positiven Theologie gegen die radikale. Aber, wenn wir nicht nur auf die Kirche drüben, sondern auf unsere lutherische Kirche hierzulande sehen, so sagen wir getrost, daß uns die radikale Theologie nicht so gefährlich für unsere lutherische Kirche dünkt, als die sogenannte positive, als wahrhaft wissenschaftlich gepriesene, zumal so vielfältige und schier überall die festen Begriffe des altlutherischen Lehrgebäudes aufweichende Theologie.

Wir hören Seeberg von Schleiermacher berichten, daß derselbe die ernsteste Sorge vor der Herstellung der alten Orthodoxie hatte und daran den Untergang aller theologischen Wissenschaft und das schließliche Zusammengehen des Christentums mit dem Barbarismus fürchtete, und hören dann weiter, die Haltung Schleiermachers dem gegenüber sei zu dem Schönsten in seinem Lebensbilde zu rechnen (Kirche Deutschl. etc. 83). Gerühmt wird Schleiermacher, daß

er als der erste den Traditionalismus des orthodoxen Entwurfs zerbricht (S. 84). Aus den Mächten des religiösen Lebens der christlichen Gemeinde ist (nach Schl. und Seeb.) zu entnehmen, was Religion ist (S. 86) — somit wäre die Anweisung Christi Joh. 5, 39 nicht so ganz zutreffend. In sehr geringschätzender Art wird (S. 140) von der Repristinatioⁿ der alten orthodoxen Dogmatik gesprochen und nicht nur wird die Wiedervorlegung der orthodoxen Dogmatik fast für etwas den Nationalisten Abgelerntes hingestellt, sondern es wird vornehmlich als ein Irrtum erklärt, daß die orthodoxe Theologie des 17. Jahrhunderts die klassische Periode der lutherischen Lehrbildung gewesen sei. Das geringschätzende Urteil über die Repristinatioⁿ der alten Dogmatik trifft natürlich auch einen Mann wie Philippi, von dem nicht nur Seeburg selbst sagt, daß er nicht mehr als eine Reproduktion der alten Gedanken erreicht habe, sondern auf den er auch ein recht verlegendes Urteil von Hofmann anwendet, daß es Systematiker gebe, deren systematische Tätigkeit eben nur darin bestehe, daß sie überlieferte Sätze in überlieferter Form aneinander schoben. Wir führen dies alles nur an, um zu zeigen, daß doch wohl schwerlich eine solche „moderne positive“ Theologie für unsere lutherische Kirche hier eine maßgebende und führende sein kann. Wir haben vielmehr, wollen wir die Eigenartigkeit unseres Luthertums festhalten, uns gegen dieselbe zu verwahren. Sie ist bereits mehr oder minder in die lutherische Kirche hier eingedrungen, das haben schon unsere Lehrkämpfe deutlich genug gezeigt. Aber wie es scheint, ist man jetzt sehr bemüht, ihr recht eine Heimat in der lutherischen Kirche hier zu schaffen. Um so mehr tut Zeugnis dagegen not. Es ist ja wohl zu erkennen, daß da, wo man zwar auf den „lutherischen“ Namen aber zugleich auch auf „uniertes“ Wesen ein Unrecht haben will, eine solche Theologie sehr willkommen und aufs höchste gepriesen ist, welche vom wissenschaftlichen Standpunkt aus auf dem Grunde einer noch als positiv erscheinenden Stellung doch mancherlei „Anschauungen“ anerkennt, d. h. uniert ist.

Eine gewisse Veränderung in den kirchlichen Verhältnissen liegt in der kürzlich geschehenen Aufhebung der intersynodalen Konferenzen, wenigstens soweit sie die Teilnahme der Synodalkonferenz an denselben betrifft. Die Verhandlung über die streitigen Lehren, oder sagen wir lieber die Behandlung derselben, wird also nun lediglich in den Zeitschriften statthaben. Die Behandlung der Fragen, sagen wir, denn wir sind nicht zu einer schriftlichen Verhand-

lung geneigt, wo Zug um Zug Artikel gegen Artikel gesetzt wird, was wohl dem oder jenem recht willkommen sein mag, aber, wie die Dinge einmal liegen, von wenig Nutzen sein wird. Wir ziehen eine einfach positive Behandlung der streitigen Artikel vor. Und es handelt sich um Artikel von der höchsten Bedeutung, was ja nun so ziemlich allgemein anerkannt wird, während man früher genugsam zu hören bekommen hat, daß man in den Konferenzen sich um ganz spezielle und minutiöse Formulare in den Darstellungen der alten Dogmatik stritt und sich die Verhandlungen der intersynodalen Konferenzen oft so ausgenommen hätten, als höre man einer Disputation von Theologen aus dem 17. Jahrhundert zu. Gewiß, es handelt sich um Artikel von der höchsten Bedeutung: es handelt sich um die von der rechten Art der Auslegung der Schrift, von der Buße und Bekehrung und freiem Willen, von der Gnadenwahl. Hier ist die Quartalschrift auf ein besonderes Arbeitsfeld gewiesen. Möge Gott Kraft geben zur Arbeit, auch sie uns in dem angedeuteten Sinne tun helfen, einfach die Wahrheit aus der Schrift darzulegen und so zur Ueberwindung des Irrtums beizutragen; ohne ungeistliches Streiten, ohne in bissigen Sarkasmen die Waffe zu sehen, mit der man einen Gegner am besten niederschmettern kann.

M. G.

„Den andern aber sage ich, nicht der Herr.“

1. Kor. 7, 12.

1. Dieses Wort ist nicht auf die Inspiration zu beziehen. Der Apostel will nicht sagen, daß das, was nun folge, nicht inspiriert sei.

Es würde doch sehr merkwürdig klingen, wenn der Apostel etwa sagte: Bis hierher habe ich unter Inspiration Gottes gestanden. Alle Sachen und alle Worte, mit denen ich die Sachen ausgedrückt habe, standen nicht nur unter Gottes Leitung, so daß alles Verkehrte fern gehalten wurde, sondern Sachen und Worte sind mir auch direkt von Gott eingegeben und in die Feder diktiert. Jetzt aber hört Gott auf mit seiner Inspiration, mit seiner Leitung, mit seinem Eingeben. Jetzt muß ich sehen, so gut oder schlecht es geht, allein fertig zu werden. Was jetzt kommt ist nicht Gottes-, sondern Menschenwort. Gewiß eine recht „abenteuerliche Ansicht.“ (Dr. Sönecke, Dogmatik § 9, 4.)

Daß das nicht des Apostels Meinung sei, geht auch aus den Worten selbst hervor. Er spricht: „Das sage ich, nicht der Herr.“ Herr (*Kúrios*) ist aber bei dem Apostel stehende Bezeichnung des **H E R R N J E S U**. Etliche meinen sogar, daß der Apostel, außer in Zitaten aus dem Alten Testamente, mit dem Namen Herr niemals jemand anders als den **H E R R N J E S U**m bezeichne. Aber wenn man auch nicht ganz so weit gehen und etliche Stellen als zweifelhaft gelten lassen wollte, (z. B. 1. Kor. 7, 17; 2. Kor. 8, 21; 1. Thess. 4, 6; 2. Thess. 3, 16 vgl. mit 1. Thess. 5, 23; 1. Kor. 3, 5 vgl. mit B. 10) so ist doch in weitaus den meisten Stellen sofort klar, daß unter dem Herrn niemand anders als der **H E R R J E S U**s zu verstehen sei. Man geht deshalb sicher nicht fehl, auch in den zweifelhaften Stellen bei dem Worte „Herr“ zunächst an den **H E R R N J E S U**m zu denken und ohne zwingenden Grund von dieser Bedeutung nicht abzuweichen. Unser Vers kann aber, wie ein Vergleich mit B. 10 zur Genüge ergibt, kaum zu den zweifelhaften gerechnet wer-

den. In unserm Spruche ist mit dem Herrn niemand anders als eben der Herr κατ' ἐχοχῆν, der Herr Jesus gemeint.

Das Werk der Inspiration, das 2. Tim. 3, 16 (θεόπνευστος) allgemein von Gott ausgesagt wird, wird aber im besonderen nicht dem Herrn Jesu, sondern dem Heiligen Geiste beigelegt. Von den Propheten des Alten Testaments bezeugt der Apostel Petrus 2. Pet. 1, 21), daß sie geredet haben, getrieben vom Heiligen Geiste. Und von den Aposteln des Neuen Testaments bezeugt der Apostel Paulus (1. Kor. 2, 13), daß sie das Evangelium verkündigen mit Worten, die der Heilige Geist lehre. — Wäre also die Meinung des Apostels, daß mit den in Frage stehenden Worten die Inspiration eine Zeitlang aussetze, so hätte er eher sagen müssen: Dies sage ich mit eigenen Worten, nicht mit Worten des Heiligen Geistes; oder kurz: dies sage ich, nicht der Heilige Geist.

Man kann zur Stützung der Behauptung, daß der Apostel hier nicht von Aufhören der Inspiration rede, vielleicht den letzten Vers unseres Kapitels anziehen, da der Apostel sagt: „Ich halte aber, ich habe auch den Geist Gottes.“ Dieses Wort beweist auch, daß der Apostel im ganzen Kapitel unter Inspiration gestanden hat, aber der Beweis ist nicht ein unmittelbarer. Mit diesen Worten denkt der Apostel nicht eigentlich an die Inspiration, sondern etwa an Verheißungen des Herrn Jesu Joh. 6, 13: „Wenn aber der Geist der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten.“ Nun geschah wohl dieses Leiten des Geistes bei den Aposteln in der besonderen Weise der Inspiration; aber auf Grund jener Verheißung des Herrn muß ein jeder Prediger des Evangeliums, ja ein jeder Christ von sich sagen können, mit den Worten des Apostels: „Ich halte aber, ich habe auch den Geist Gottes“, ohne damit Anspruch auf Inspiration zu erheben. Es enthalten also diese Worte in dem Munde des Apostels nur mittelbar den Beweis der Inspiration. Er beruft sich für die Richtigkeit der von ihm gegebenen Anweisungen auf den Geist Gottes, den er hat, den Geist, der ihn in alle Wahrheit leitet und vor Irrtum bewahrt. Dieser Geist leitet ihn als einen Apostel aber so in alle Wahrheit, daß er ihm die richtigen Sachen eingibt und durch die richtigen Worte ausdrücken lehrt.

Wer nun meint, daß der Apostel hier vom Aufhören der Inspiration verstanden sein wolle, der begeht eine Verwechslung, wie Herr Dr. Hönecke ausführt, Dogmatik § 9. Von der Eingebung

der Heiligen Schrift, Lehrjah 4, Anmerkung (differt 1893—94). Da begegnet er dem Einwurf, Paulus unterscheide 1. Kor. 7, 10 und 12 zwischen dem, was Gott gebiete, und zwischen dem, was nicht Gott, sondern der Apostel sage, folgenderweise: „Um den Einwurf zu widerlegen, hat man nur genau zu unterscheiden. Paulus sagt ja nicht: Jetzt schreibe ich aus Eingeben des Heiligen Geistes, und jetzt nicht, sondern: Jetzt lege ich euch ein Gebot des Herrn vor, und jetzt eine apostolische Vorschrift. Mit anderen Worten, wir haben hier nicht eine Unterscheidung zwischen Inspiriertem und Nichtinspiriertem, noch wird über die Weise, wie die beiden Vorschriften hier vorgelegt werden, etwas ausgesagt, sondern alles, was Paulus in Kap. 7 schreibt, das schreibt er aus Inspiration, aber dem Inhalte nach haben wir in B. 10 ein inspiriertes Gebot des Herrn, in B. 12 eine inspirierte Vorschrift des Apostels. Also um eine Unterscheidung des gleichmäßig inspirierten Inhaltes je nach der Autorität und Würde der vorgelegten Vorschrift handelt es sich. Der Einwurf verwechselt also einfach den Inhalt an sich und die im Korintherbrief geschehene Vorlegung dieses Inhaltes, welche wie alles in der Schrift durch göttliche Eingebung geschieht.“

2. Dieses Wort ist auch nicht von einem Widerspruch zwischen Paulus und dem Herrn zu verstehen. Der Apostel will nicht sagen, daß das, was nun folge, in irgend einer Weise einem Worte des Herrn entgegen sei.

Man könnte nicht Worte finden, Paulus scharf genug zu verurteilen, wenn er sich so in direkten Gegensatz gegen den Herrn setzen wollte. In allen seinen Episteln führt er sich ein als einen Knecht (δούλος), der keinen eigenen Willen haben, sondern bis aufs Tüttelchen nur den Willen seines Herrn tun darf. Er führt sich ein als berufener Apostel (κλητός ἀπόστολος), der kein eigenes Wort zu verkündigen hat, sondern sich streng an den ihm gewordenen Auftrag halten muß; der die Botschaft gerade so überbringen muß, wie sie ihm zuteil geworden ist, ohne daran zu deuteln, ohne etwas dazu zu tun, noch davon zu tun. Welch unerhörte Anmaßung nun, wenn der sich als Knecht ausgebende Apostel etwas ordnen wollte nicht nur neben dem Auftrag seines Herrn, sondern gar gegen den Auftrag seines Herrn! Welch schamlose Heuchelei und

Trügerei, wenn der auf seinen Beruf pochende Apostel eine Botschaft überbringen wollte nicht nur neben der ihm aufgetragenen, sondern mit derselben in Widerspruch stehend! Dann wäre er nicht mehr ein Knecht und ein berufener Apostel, dann wäre er ein Rebell und Aufrihrer; dann wäre er ein Widerschrift.*)

Auch in unserer Epistel hat sich Paulus als einen berufenen Apostel Jesu Christi eingeführt (1, 1.). Er war es sich also, da er diesen Brief schrieb, wohl bewußt, daß er nichts als die Botschaft Jesu Christi zu schreiben habe, daß er vor allen Dingen nun und nimmer etwas schreiben dürfe, was mit der Botschaft Christi in Widerspruch stehe.

Ja noch mehr. In unserer Epistel gerade tadelt es der Apostel mit großem Ernste (1, 12; 3, 4), daß unter den Korinthern die einen sich christlich, die andern paulisch nannten, als ob Christus zerteilt; als ob Paulus für sie gekreuzigt, sie auf Pauli Namen getauft seien. Er straft es, daß sie so Christus und Paulus auf eine Stufe stellen, ja in Gegensatz zu einander bringen. Wer ist Paulus? Ein Diener ist er des Herrn Jesu Christi (3, 5). Es hat also gerade in unserer Epistel der Apostel expreß davon gehandelt, daß Paulus nichts ist ohne Christum, geschweige, daß er etwas ordnen sollte im Widerspruch gegen Christum.

Und um den Kreis noch enger zu ziehen: auch in unserm Kapitel nimmt der Apostel Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß er sich stets bemühe, die Botschaft Christi gewissenhaft auszurichten. V. 25 spricht er nämlich: „Ich sage aber meine Meinung, als der ich Barmherzigkeit erlangt habe von dem Herrn, **treu zu sein.**“ Es ist das Wort „treu“, auf das wir hier zunächst den Finger legen. Die Treue umfaßt sehr viel. Wir nehmen aus dem weiten Inhalt nur das heraus, was sich auf den in Frage stehenden Punkt bezieht. Ein Knecht ist treu, wenn er seinen Auftrag im Sinne seines Herrn ausführt; wenn er sich strikt an den Wortlaut des ihm gewordenen Befehles hält; wenn er so handelt, wie er laut des Befehles weiß, daß sein Herr selbst handeln würde, wenn er die

*) Wenn ein Denifle von seiner Schmähschrift „Luther und Luthertum“ (ähnlich Janssen von seiner „Geschichte des deutschen Volkes“) behauptet: „Gott ist mein Zeuge, daß ich nur korrekt darstellen wollte,“ und dabei beständig den Tatsachen Gewalt antun durch Verstümmelung von Berichten, Zusammenziehung von Nichtzusammengehörigem, Auseinanderreißung von Zusammengehörigem, so kann man das bei seiner Jesuitenmoral wohl verstehen. Aber Pauli ethische Grundsätze sind doch ganz andere.

Sache persönlich auszuführen hätte. Um treu zu sein, darf sich ein Knecht nicht an die Meinung anderer Leute als seines Herrn kehren; er darf sich durch keine Schwierigkeiten und ungünstige Verhältnisse, ja auch nicht durch Gefahr und Schaden seiner eigenen Person davon abbringen lassen, den Befehl seines Herrn auszuführen — genau so, wie er ihm gegeben ist. Und ob die Welt darüber zu Trümmern geht, ein treuer Knecht hält sich an das Gebot seines Herrn. — Wollte er den Auftrag nicht ganz ausführen; würde er aus eigenem Gutdünken mehr tun, als der Auftrag befragt, oder würde er gar den Auftrag ganz beiseite setzen und statt dessen vielleicht das gerade Gegenteil tun, so wäre er untreu.

Desgleichen ein Apostel ist treu, wenn er die auszurichtende Botschaft ganz im Sinne seines Herrn, der ihn gesandt hat, ausrichtet. Die Treue erfordert von ihm, daß er sich um die etwaigen Folgen seiner Botschaft nicht kümmere. Mögen die Leute sie annehmen oder verwerfen; mögen die Leute darüber in Streit geraten und große Verwirrung und Aufregung entstehen; mögen sie ihm selbst gram werden, ihn lästern und verfolgen, ein treuer Apostel darf nicht müde werden, immer wieder die ihm gewordene Botschaft zu verkündigen; und nichts anderes. — Wollte er einen Teil der Botschaft auslassen; würde er aus eigenem Gutdünken etwas hinzufügen; würde er an der Botschaft deuteln und sie anders auslegen, als sie ihm sein Herr gegeben hat; oder würde er gar die Worte seines Herrn ganz beiseite setzen und statt dessen vielleicht das gerade Gegenteil melden, so wäre er untreu.

Nun aber hebt Paulus seine Treue im Apostelamte sehr emphatisch hervor. Er sagt nicht einfach, er sei treu; er führt seine Treue auf die Barmherzigkeit des Herrn zurück. Er richtet sein Apostelamt nicht mit natürlicher Treue, wie sie auch der Unwiedergeborene zeigen kann, nicht mit der gewöhnlichen Treue eines Kindes Gottes, sondern mit der Treue eines Knechtes Gottes, der dazu vom Herrn besonders begnadet ist, aus. Das, was er hier redet und so, wie er es redet, redet er als einer, der vom Herrn Barmherzigkeit erlangt hat, treu zu sein. Eben weil er vom Herrn Barmherzigkeit erlangt hat, treu zu sein, kann er nicht anders reden als er tut. Damit sagt doch der Apostel sehr emphatisch — seine Worte kommen einem Eide sehr nahe — daß er dem Herrn nicht widerspreche, sondern daß er sein Urteil ganz im Sinne des Herrn abgebe, daß sein Wort des Herrn Wort sei.

Man darf also an die Auslegung der Worte des Apostels nicht

in der Meinung herantreten, als ob er hier einen neuen Scheidungsgrund lehren wolle, der mit dem sonst in der Schrift gelehrtten in Widerspruch stehe. Hierüber bedarf es weiter keiner Ausführung.

Man darf auch nicht in der Meinung an die Auslegung gehen, als ob der Apostel einen neuen Scheidungsgrund neben dem sonst in der Schrift gelehrtten aufstellen wolle. Diese Meinung hat besonders den Kasuisten viel Schwierigkeit bereitet. Man wußte nicht, wie man diese Stelle nun mit Matth. 19, 3 ff. in Einklang zu bringen habe. Und ob man wohl mit großem Scharfsinn an die Lösung des Problems ging, so müssen doch alle Lösungen, weil man eben von einer verkehrten Voraussetzung ausging, als mißlungen bezeichnet werden. Am bekanntesten ist wohl die von Gerhard unter Berufung auf Chemnitz (?) weitläufig dargelegte Erklärung, daß Matth. 19 der Grund zu einer zu vollziehenden Scheidung genannt werde, während unsere Stelle von dem Falle einer zu erleidenden Scheidung rede. Wie dieser Versuch auch schon daran scheitert, daß dabei „Scheidung“ in einem doppelten Sinne genommen wird, soll hier nicht ausführlich dargetan werden. Kurz: Bei der zu vollziehenden Scheidung denkt man an die gerichtliche Scheidung, der aber die tatsächliche (durch Sureri) vorausgegangen sein muß; dagegen bei der zu erleidenden Scheidung denkt man an die tatsächlich (durch böswillige Verlassung) geschehene, der aber die gerichtliche folgen muß; für die sie also doch neben der Sureri als neuer Grund angenommen wird.

Wäre man einem Fingerzeige gefolgt, den Hollarz gibt, so wäre die Lösung eine verhältnismäßig einfache gewesen, denn er beseitigt in geschickter Weise die falsche Voraussetzung, daß der Apostel einen neuen Scheidungsgrund neben dem sonst in der Schrift gelehrtten aufstelle. Das nähere darüber weiter unten.

Man darf endlich auch nicht in der Meinung an die Auslegung gehen, als ob der Apostel einen zwar inspirierten, aber doch bloß menschlichen Rat gebe, der auch nach Absicht des Apostels nicht weiter als in der korinthischen Gemeinde unter den obwaltenden Umständen befolgt werden sollte. Weltliche Obrigkeit, die nur für das leibliche Wohl ihrer Untertanen zu sorgen, nicht aber ihre Seelen zu beraten hat, kann wohl um der Herzenshärte der Menschen willen zu Vermeidung größerer Unordnung etwas von den Geboten Gottes nachlassen, nicht aber ein Knecht und berufener Apostel des Herrn. Ihm kann nicht etwa äußerliche Ordnung in der Gemeinde,

ihm muß das Heil der Seelen das einzige Ziel seiner Tätigkeit sein. Dies kann er aber nicht erreichen, wenn er seine Zuhörer anders berät, als ihm der Herr aufgetragen hat. Da würde er gleich jenem Verführer, der da sprach: Ihr werdet mit nichten des Todes sterben, wenn ihr auch das Gegenteil vom Gebote Gottes tut. Und welcher Ungeheuerlichkeit würden wir mit solcher Annahme den Apostel fähig halten! Er würde dann sagen: Ich habe Barmherzigkeit erlangt, treu zu sein; darum gebe ich euch meinen apostolischen Rat, unter den gegenwärtigen Umständen das Gegenteil von dem zu tun, was der Herr sagt, d. h. um äußerer Vorteile in der Gemeindeverwaltung willen eine Sünde zu tun, durch welche ihr Schaden nehmt an eurer Seele. Diese Auffassung dürfte von allen, gelinde ausgedrückt, die unhaltbarste sein. Nein, was der Apostel sagt, muß im Sinne des Herrn geredet sein, muß mit dem Worte des Herrn im Einklang stehen, und muß deshalb auch für alle Christen aller Zeiten Geltung haben.*)

Wie haben wir nun aber diese eigentümliche Wendung des Apostels zu verstehen?

3. Dieses Wort ist so zu verstehen, daß der Apostel hier von einem Falle redet, von dem der Herr nicht geredet hat. Nicht zwar stellt der Apostel einen neuen Grundsatz (in bezug auf Eheheißung) auf (so daß er einen neuen Scheidungsgrund einführt), sondern er wendet einen alten Grundsatz auf einen neuen Fall an.

Daß die Worte: „Das sage ich, nicht der Herr,“ eigentümlich klingen, muß jedem auffallen. Daß sie bei einem oberflächlichen Leser den Eindruck hervorrufen können, als wolle der Apostel sich in irgend einer Weise in Gegensatz zum Herrn setzen, etwas anderes ordnen, als es der Herr ordnen würde, kann kaum geleugnet werden. Wer also den Inhalt der Worte Pauli in den folgenden Versen angeben will, wird sich zunächst mit der Frage auseinander setzen müssen, wie der Apostel dazu gekommen sei, diesen etwas eigentüm-

*) Vorausgesetzt ist hierbei, daß der Apostel jetzt nicht von einem Mittel-ding handelt wie z. B. 2. B. 33—40, doch wird wohl niemand die Frage nach der B e r e c h t i g u n g, zu einer gerichtlichen Eheheißung zu schreiten, für ein Mittel-ding halten. Ob man von seinem Rechte in dem Falle Gebrauch mache, erklärt der Apostel selbst 2. B. 15 (ὁ βεβούλωται) für ein Mittel-ding.

lichen Ausdruck zu wählen. Wer diese Frage nicht einigermaßen in befriedigender Weise zu lösen vermag, darf nicht erwarten, daß man seiner Auslegung des Inhaltes der nun folgenden Ausführung des Apostels großes Vertrauen entgegen bringt. Wie ist also wohl der Apostel dazu gekommen, diesen Teil seiner Belehrung mit solchen sonderbar klingenden Worten einzuleiten?

Um das zu verstehen, muß man einmal den Umstand im Auge behalten, daß der Apostel im vorliegenden Kapitel eine Reihe von Fragen beantwortet, die ihm von den Korinthern brieflich gestellt waren. Er beginnt ja das Kapitel mit den Worten: „Von dem ihr mir aber geschrieben habt; antworte ich.“ Diese Fragen bezogen sich, wie das ganze Kapitel ausweist, nicht auf die Lehre, sondern auf das Leben. Man hatte den Apostel nicht um seine Entscheidung in gewissen Lehrtreitigkeiten gebeten, sondern um sein Gutachten in „Kasualfragen“.

Daraus ergibt sich zweierlei. Einmal, da der Apostel um sein Urteil gefragt war, so ist es ganz selbstverständlich, daß er in der ersten Person antwortet. Er muß sich so ausdrücken: „Ich antworte“ (V. 1), „ich sage“ (V. 7. 8. 12. 29. 35), „meine Meinung“ (V. 25. 40), „ich schaffe es“ (V. 17) und ähnlich. Es wäre unnatürlich und bedürfte erst einer Erklärung, wenn er anders antwortete.

Sodann ergibt sich aus der Art der Fragen, daß es sich nicht um Festsetzung gewisser Lehren und Glaubenssätze handelt, sondern vielmehr um Anwendung anerkannter Grundsätze auf konkrete Fälle. Es liegt in der Natur von Kasualien, daß nicht für jeden einzelnen Fall eine besondere Regel nötig ist; sonst müßte Gott schließlich für jeden Menschen eine besondere Bibel gegeben haben. Das Wort Gottes ist allgemein gehalten, es deckt alle Fälle; es gibt keinen Fall, auf den das Wort Gottes nicht paßte. Gilt es also, einen Fall zu entscheiden, so muß zunächst festgestellt werden, unter welche Regel seiner Art nach der vorliegende Fall gehört, und dann muß die allgemeine Regel auf diesen besonderen Fall angewendet und dieser danach entschieden werden. — Die Fälle, welche der Apostel in unserm Kapitel behandelt, fallen alle ganz oder zum Teil unter das sechste Gebot. Das sechste Gebot muß auf diese Fälle angewendet werden, und aus dem sechsten Gebot holt der Apostel ganz oder zum Teil seine Entscheidung.

Ein zweiter Umstand, den man wohl ins Auge fassen muß, wenn man verstehen will, wie der Apostel zu dieser eigentümlichen

Formulierung seiner Rede gekommen sei: „Das sage ich, nicht der Herr,“ ist dieser, daß der Apostel Veranlassung hatte, zwei Verse zuvor eine Entscheidung des Herrn zu zitieren. Unter den Fragen, die von den Korinthern gestellt waren, befand sich auch diese, ob ein Weib aus irgend einer Ursache (vornehmlich um des Unglaubens ihres Mannes willen) diesen verlassen, oder ein Mann aus solchen Gründen sein Weib von sich lassen solle. Darauf antwortet der Apostel, wie es klingt, etwas unwillig über den Unverstand der Korinther, daß sie ihm einen solchen Fall überhaupt noch vorlegten, daß er diese Frage gar nicht mehr zu entscheiden habe, da eine ausdrückliche Entscheidung des Herrn darüber vorliege, nämlich Matth. 19 u. ö. So hat der Apostel B. 10 gesagt: „Den Ehe-lichen aber gebiete nicht ich, sondern der Herr.“ Wenn er nun B. 12 jagt: „Den andern aber sage ich, nicht der Herr,“ so heißt das einfach: Dies ist ein Fall, über den eine ausdrückliche Entscheidung des Herrn nicht vorliegt; hier ist ein Fall, auf den der Herr in seinem Erdenwollen das zehnte Gebot nicht angewendet hat, auf den ich, als sein treuer Knecht und Apostel, es in seinem Sinne nun anwende. Wenn der Apostel hier zu seinen Worten: „den andern aber sage ich,“ den Zusatz: „nicht der Herr,“ nicht gemacht hätte, so hätte das (trotzdem ein Befragter doch eigentlich selbst die Antwort zu geben hat) wegen des unmittelbaren Zusammenhanges mit B. 10 doch leicht den Eindruck erwecken können, als ob der Apostel einfach die ausdrückliche Entscheidung des Herrn weiter zitiere.

Dieser Eindruck wird noch durch einen Umstand verstärkt, der es ohne die ausdrückliche Erklärung des Apostels, daß er jetzt seine eigene Entscheidung gebe, unmöglich machen würde, die Worte des Apostels anders zu verstehen, als daß er die Entscheidung des Herrn weiter zitiere. Er fängt B. 12 an: „Den andern aber“ τοῖς δὲ λοιποῖς. Welchen andern? Er hat B. 10 von den Ehe-lichen geredet, wer sind nun die andern? Die Ledigen oder Witwen? Er redet von Brüdern, die Weiber haben, und von Weibern, die Männer haben, also wieder von Ehe-lichen. Demnach kann man das „anderen“ nur verstehen von solchen Ehe-lichen, die durch die B. 10. 11 gegebene Entscheidung nicht betroffen werden. Und nun sagt der Apostel diesen „anderen“, der Bruder solle sich von dem ungläubigen Weibe, und das Weib solle sich von ihrem ungläubigen Manne nicht scheiden. Aber das hat ja der Herr auch schon gesagt: „Wer sich von seinem Weibe scheidet, es sei denn um Hurerei.“ So könnten wir uns des Eindruckes nicht erwehren, daß

der Apostel hier die Entscheidung des Herrn weiter zitiere, wenn er uns nicht durch seine emphatische Erklärung: „Dieses sage ich, nicht der Herr,“ uns versicherte, daß das folgende in der Entscheidung des Herrn nicht enthalten sei. — Dies ist darum, nebenbei bemerkt, auch von großer Wichtigkeit zu einem richtigen Verständnis der Worte des Herrn. — Um solchem Mißverständnisse also vorzubeugen, stellt der Apostel seine Worte so, wie sie nun dastehen.

Nach allem, was wir nun gefunden haben, können wir die Worte des Apostels etwa so umschreiben: Jetzt wende ich einen Grundsatz (nämlich das sechste Gebot) auf einen Fall an, auf den ihn der Herr noch nicht angewendet hat. — Einen Fingerzeig, so den Apostel zu verstehen, gibt Hollarz Ex. Proleg. Cap. III, Qu. 16 Antith. IV. Distinguendum inter *asseverationem generalem sive implicitam* et *specialem sive explicitam*. Fatetur Paulus dominum de perpetua cohabitatione mariti fidelis cum uxore infideli et vice versa nihil *explicitate* asseveravisse aut sanxisse. Sed quod *generatim et implicite* in eo continetur Gen. 2, 24; Mt. 19, 16 id ipsum apostolus *speciatim et explicitate* ad praesentem casum dirigit et applicat. Id indicat, cum inquit: Reliquis vero ego dico, non Dominus. (Man muß unterscheiden, zwischen einer allgemeinen oder zusammenfassenden Erklärung, und einer besonderen oder ausgeführten. Paulus gesteht, daß der Herr über das beständige Zusammenwohnen eines gläubigen Mannes mit einem ungläubigen Weibe und umgekehrt nichts im besonderen erklärt oder entschieden habe. Aber was allgemein und zusammenfassend in Stellen wie 1. Mose 2, 24; Matth. 19, 16 enthalten ist, eben das wendet der Apostel im besonderen auf den vorliegenden Fall an. Das zeigt er an mit den Worten: Den übrigen aber sage ich, nicht der Herr.)

S o h. M e y e r.

Der Gedankengang des Römerbriefes.

Vor bemerking: Die vorliegende Arbeit möchte zum gründlichen Verständnis der wichtigsten Schrift der Schrift beitragen bei allen denen, die ein Interesse dafür besitzen. Sie ist weder eine Uebersetzung noch eine bloße Paraphrase, noch auch eine objektive Darstellung des Lehrgehalts des Römerbriefes, sondern eine sachlich genaue Darlegung des Gedankengangs, einerseits mit sorgfältiger Herausstellung der logischen Gesichtspunkte, die die Entwicklung im Großen und Kleinen beherrschen und von deren Erkenntnis das Verständnis des Einzelnen und des Ganzen so stark abhängt, andererseits mit möglichst enger Anlehnung an die Form und die Gedankenfolge des Originals, damit die Logik des uns geläufigen Wortlauts hervortrete. Nur in solchen Passagen ist der Faden Pauli zerrissen und anders geknüpft, wo, wie in 1, ff; 5, 12—21; 6, 1—1; 7, 14—25, die Entwicklung zu intrikat ist, um auf den ersten Blick durchsichtig zu sein; darum ist auch die Form der persönlichen Rede beibehalten, was sich freilich eigentlich nur in der Einleitung geltend macht. Natürlich ist Luthers Uebersetzung überall verlassen, wo sie die Begriffe oder logischen Verhältnisse nicht genau trifft. Man wird solche Einzelheiten also nur an der Hand des Grundtextes verstehen. Ein einmaliges Ueberlesen dieser Arbeit wird aber wenig nützen; interessant und wirklich fruchtbringend kann sie erst dann werden, wenn einem daran liegt, der Logik des Briefes auf die Spur zu kommen, wenn man Schritt für Schritt prüft, in wie weit diese Darlegung der Gedankenentwicklung desselben entspricht. Um das Durchschauen des logischen Baues zu erleichtern, ist am Schluß die Disposition beigegeben.

Einleitung: Rechtfertigung und Motivierung des Schreibens.

Rechtfertigung: Wenn ich, Paulus, es wage, euch Christen zu Rom, die ihr ja nicht durch mein persönliches Wirken bekehrt seid, in Sachen des Evangeliums einen ausführlichen Lehrbrief zu schreiben, so sehe ich meine Berechtigung dazu in meinem apostolischen Beruf. Ich schreibe euch nicht aus persönlicher Machtvollkommenheit, sondern als Knecht Jesu Christi, und zwar als ein in bezug aufs Evangelium mit höchster Vollmacht ausgerüsteter, als ein berufener Apostel, der speziell zur Predigt des Evangeliums ausgesondert ist. Und dies Evangelium ist nicht menschlichen Ursprungs, sondern das ewige Wort Gottes selbst, das nicht erst heute an den Tag gekommen, son-

dern längst zuvor durch seine Propheten in den bekannten heiligen Schriften des Alten Testaments verheißen ist. Und dies ewige Evangelium hat den zum Inhalt, von dem ich mit anderen die Gnade des Apostelamts bekommen habe, alle Heiden zum Glaubensgehorsam gegen seinen Namen zu bringen, nämlich Jesum Christum, Gottes Sohn, der zwar dem Fleische nach vom Samen Davids geboren, dem „Geist der Heiligkeit“, d. h. seinem ewigen göttlichen Wesen nach, aber als Gottes Sohn voller Kraft und als unser Herr erwiesen ist, — der also Autorität genug hat, mich und andere zu Aposteln des Evangeliums zu berufen.—Weil denn nun auch ihr Christen zu Rom zu dem mir zugewiesenen Gebiet gehört, so werdet ihr die Berechtigung meines Schreibens erkennen, und so entbiete ich euch zum Gruße Gnade und Herzensfrieden von Gott unserm Vater und dem Herrn Jesu Christo (1, 1—7).

Motivierung: Fragt ihr aber, was mich zu diejem Schreiben antreibt, so antworte ich: mein herzliches Interesse an eurer geistlichen Wohlfahrt. Ich diene Gott am Evangelium nicht bloß äußerlich, weil mir's nun einmal befohlen ist (vgl. 1. Kor. 9, 16 ff.), sondern in meinem Geiste, d. h. von Herzensgrund, und darum erfüllt es mich mit inniger Freude und Dank gegen Gott, daß man in der Christenheit der ganzen Welt euren Glauben rühmt, ja ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich unablässig in meinem Gebet euer gedanke und allezeit flehe, Gott möge es mir einmal gelingen lassen, zu euch zu kommen, um euch etwas geistlicher Gabe zu eurer Stärkung mitzuteilen, oder—weil ich selbst der Stärkung ebenso sehr bedarf als ihr—will ich besser sagen: zu unjerer gegenseitigen Tröstung. — Ja, nicht allein mein sehnsüchtiger Herzenswunsch ist es lange gewesen, sondern ich halte es auch für meine Pflicht, auch euch zu Rom das Evangelium zu predigen, denn ich bin kraft meines Berufs (vgl. R. 1 und 5 und 1. Kor. 9, 16. 17) ein Schuldner aller Menschen, ohne Unterschied der Nation oder der Bildung. Darum habe ich nicht nur lange den Wunsch gehegt, sondern auch oft den festen Vorsatz gefaßt, zu euch zu kommen, damit ich unter euch ebenso wie unter andern Heiden etwas Frucht (meine Arbeit) schaffte. Daß ich diesen Vorsatz bisher noch nicht ausgeführt habe, kommt daher, daß mich meine zunächstliegende Arbeit abhielt; persönlich drängt es mich, euch zu predigen, — und das will ich jetzt schriftlich tun, weil es bei meiner bevorstehenden Reise nach Jerusalem ungewiß ist, ob ich je persönlich zu euch werde kommen können (15, 24).

Denn das dürft ihr nicht denken, daß mich so etwas wie ein Schamgefühl über das Evangelium abgehalten hätte oder abhalten könnte, euch Leuten der gebildeten stolzen Welthauptstadt das Evangelium zu predigen. Ich weiß wohl, daß das Evangelium den Juden ein Argerniß und den Griechen eine Torheit ist (1. Kor. 1, 23), aber um deswillen schäme ich mich seiner nicht, denn ich weiß auch, daß es eine Gotteskraft ist, und zwar eine Gotteskraft zur Seligkeit, zur geistlichen und ewigen Errettung, allen die daran glauben, sie seien Juden oder Heiden. — Das will ich euch jetzt ausführlich nachweisen und die nötigen Folgerungen darausziehen.

Disposition.

Thema: Das Evangelium von Christo ist eine Gotteskraft zur Seligkeit allen die daran glauben, den Juden vornehmlich und auch den Griechen.

1. Teil.

Im Evangelium wird die Heilsgerechtigkeit*) Gottes als durch den Glauben kommend geoffenbart (Kap. 1, 17—8, 39.)

1. Beweis: A. Nach dem Gesetz haben die Juden keinen Vorzug vor den Heiden. Beide haben die Wahrheit Gottes in Ungerechtigkeit aufgehalten und liegen unter dem Fluch.

Was zunächst die Heiden betrifft, so wußten sie kraft ihrer natürlichen Erkenntnis, daß ein Gott sei, aber sie haben nicht geachtet, daß sie ihn erkannten, haben ihn nicht gepriesen noch gedankt, sondern sind in ihrem Dichten eitel geworden und haben ihr unverständiges Herz mutwillens so verfinstert, daß sie, während sie sich

*) So übersetzen wir hier, wo es auf genaue Bestimmung ankommt, den paulinischen Ausdruck *δικαιοσύνη θεού*, den wir später einfach mit „Gerechtigkeit“ oder „Gerechtigkeit Gottes“ wiedergeben. Luthers „Die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt,“ ist dem Sinne nach korrekt. Paulus hat den Ausdruck aus dem Alten Testament, wie er Rom. 3, 21, bezeugt. Besonders häufig ist er in Jesaias, wo die „Gerechtigkeit“ Gottes fast durchweg als Synonymum von dem Heil steht, das Gott seinem Volk schafft. Vgl. Jes. 45, 8; 46, 13; 51, 5. 6; 56, 1; 59, 8. 9. 11. 17; 63, 1 und öfter.

für weise hielten, zu solchen Narren geworden sind, daß sie die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in Menschen- und Tierbilder verwandelt haben. Darum ist Gottes Zorn und Fluch über sie gekommen, daß er sie dahingegeben hat in ihrer Herzen Gelüste, beide Weiber und Männer, zu schänden ihre eigenen Leiber an ihnen selbst, und in verkehrten Sinn, zu tun das nicht taugt, in jede Art von Sünde, Schande, Bosheit, Gottlosigkeit, ja in solche Verblendung, daß sie, im vollen Bewußtsein der Verdammlichkeit solches Treibens, es nicht nur selbst gerne tun, sondern auch an andern, die es tun, Gefallen haben (Kap. 1, 18—32).

Aber es ist nun mit den Juden nicht anders; auch sie liegen—am Gesetz gemessen—unter Zorn und Fluch. Sie richten die Heiden gern um jener Sünden willen und bestätigen damit Gottes Gericht über solche Sünder als recht, aber ihr Nichten ist noch kein Beweis für die eigene Unschuld. Sie tun selber, was sie an den Heiden verdammen. Nun hat freilich Gottes Güte, Geduld und Langmut das an ihnen nicht so gestraft wie an den Heiden; aber anstatt sich dadurch zur Buße leiten zu lassen, werden sie nur unbüßfertig, verstoßen ihre Herzen und häufen sich damit nur den Zorn Gottes auf den Tag des Zorns und werden dem Gericht nicht enttrinnen.

Ursache: Gott ist ein gerechter Gott, er gibt einem jeglichen nach seinen Werken: Preis, Ehre, Friede und unvergängliches Wesen allen die da Gutes tun und mit Geduld trachten nach dem ewigen Leben, allen Übeltätern und Ungerechten aber Ungnade und Zorn, Trübsal und Angst. — Und das ohne Ansehen der Person, es seien Juden oder Heiden. Die Heiden haben ohne besondere Offenbarung des Gesetzes gesündigt, so werden sie auch ohne Gesetz verloren gehen; die Juden haben am geoffenbarten Gesetz gesündigt, so werden sie auch durchs Gesetz verurteilt werden. Die Heiden haben zwar keine besondere Offenbarung des Gesetzes bekommen, aber sie haben es im Herzen, ihr Gewissen überzeugt sie vom Gesetz, sodaß sie von Natur des Gesetzes Werk tun, und je nachdem sie es halten oder übertreten, verklagen oder entschuldigen sie ihre eigenen Gedanken, angesichts des großen Gerichtstages, an dem auch das Verborgene des Herzens als gottlos offenbar werden wird. Und was die Juden betrifft, so haben und hören sie zwar das geoffenbarte Gesetz, aber das Hören macht nicht gerecht, das Gesetz will getan sein, und daran fehlt's bei ihnen. Sie hei-

ßen zwar Juden und rühmen sich Gottes und des Gesetzes, als die Gottes Willen wüßten, ein Urtheil über Recht und Unrecht hätten, auch andere zu lehren, zu leiten und zu ermahnen Recht und Beruf hätten; aber das ist bloße Form, bei dem allen lehren sie sich selbst nicht, tun gerade das, was sie andern als Sünde darstellen, und schänden so Gott, den sie predigen, durch Übertretung des Gesetzes, wie die Schrift oft genug bezeugt, daß um ihretwillen Gottes Name gelästert werde unter den Heiden.

Worin besteht denn nun der Vorzug der Juden vor den Heiden? — In der Beschneidung? Die ist ein rein äußerlich Ding und nützt nur dann, wenn man das Recht im Gesetz hält; hält man aber das Gesetz nicht, so ist sie schon zur Borhaut geworden. Auf der andern Seite: wenn man in der Borhaut das Gesetz hält, so gilt man vor Gott als Beschneider, und so wird der unbeschneidene Heide, der das Gesetz hält, den beschneidenden Juden, der das Gesetz hat und nicht hält, richten. Denn Gott sieht nun einmal nicht auf äußerliches Judentum und Fleischesbeschneidung, sondern auf den innerlichen Juden und die Beschneidung des Herzens, die im Geist und nicht nach dem Buchstaben geschieht; eines solchen Menschen Lob ist nicht aus Menschen, sondern aus Gott (Kap. 2).

Zwar haben die Juden ja einen großen Vorzug vor den Heiden: ihnen ist Gottes Wort anvertraut worden. Und das ist wirklich ein großer Vorzug. Aber viele von ihnen haben nichts davon, weil sie gar nicht an das Wort als an ein wahrhaftiges, zuverlässiges Gotteswort glauben. Ihr Unglaube hebt Gottes Glaubwürdigkeit nicht auf, sondern macht nur ihre Untreue offenbar. Es wird auch hier offenbar, daß Gott wahrhaftig ist und alle Menschen unwahrhaftig sind, wie die Schrift sagt, daß Gott in seinen Worten immer recht behält und aus jedem Gericht als Sieger hervorgeht. Durch der Menschen Ungerechtigkeit wird Gottes Gerechtigkeit nur desto klarer herausgestellt.

(Epfkurs. Hier will ich aber gleich einen Einwurf abweisen. Man könnte sagen: wenn unsere Ungerechtigkeit Gottes Gerechtigkeit verherrlicht, ist er dann nicht ungerecht, wenn er über unsere Ungerechtigkeit zürnt? Ich antworte: Das sei ferne! Wie kann man nur einen solch abscheulichen Gedanken fassen! Wer so denkt, stellt ja das Recht Gottes, das große Weltgericht zu halten, in Frage. Der folgert ja aus der Tatsache, daß Gottes Wahrhaftigkeit durch unsere Unwahrhaftigkeit verherrlicht wird: daß wir gar

nicht mehr für unsere Sünde zur Rechenschaft gezogen werden können, ja noch mehr: daß wir getrost sagen können, wie etliche uns beimessen, als sagten wir: Lasset uns Böses tun, damit Gutes daraus komme. — Wer aber wirklich so sagt, dessen Verdammnis ist ganz recht.)

Um aber wieder zur Sache zu kommen: einen tatsächlichen Vorzug haben wir Juden darum nicht, weil, wie eben nachgewiesen, die Juden ebensowohl wie die Heiden unter der Sünde sind; das lehrt die Schrift sehr ausdrücklich und ausführlich, denn sie spricht allen Menschen ohne Ausnahme die Gerechtigkeit nach dem Gesetz ab. Und zwar stellt ja die Schrift sie gerade als innerlich unverständig, gottlos, abgefallen und untüchtig dar, als Leute voll Gift und Galle, voll Fluchens und Bitterkeit, voll Mordgier, die keinen Frieden halten und keine Gottesfurcht kennen. Daß dies gerade auch von den Juden gilt, geht daraus hervor, daß es ja in ihrer Heiligen Schrift steht, denn was die Schrift sagt, sagt sie doch vor allen denen, die die Schrift haben, damit sie das auf sich beziehen; denen die die Schrift nicht haben, nützt es ja nicht. So hat Gott allen Menschen—auch den Juden—den Mund gestopft und alle Welt als schuldig vor ihm dargestellt, weil nun einmal durch des Gesetzes Werke kein Fleisch—welcher Art es auch sei—vor ihm gerecht werden kann; durch das Gesetz kommt nur dies eine: Erkenntnis der Sünde.

B. Andererseits ist nun ohne Zutun des Gesetzes die Gerechtigkeit Gottes offenbart und bezeugt durch die Schrift, und zwar gerade als durch den Glauben an Jesum Christum kommend zu allen und auf alle, die da glauben.

Wie denn? Also: weil alle Menschen ohne Unterschied Sünder sind und des Ruhms ermangeln, den sie vor Gott haben sollen, so hat Gott beschlossen und verordnet, daß sie geschenkt weise gerechtfertigt werden sollen, aus Gnaden, durch die Erlösung, die durch Christum Jesum geschehen ist. Diesen Christum Jesum hat Gott in dessen eigenem Blut vor der ganzen Welt öffentlich dargestellt als eine Versöhnung mittelst des Glaubens, und das zu einem doppelten Zweck: einmal um seine Strafgerechtigkeit klar herauszustellen,

daß er gerecht sei, — weil er die zuvor geschehenen Sünden in göttlicher Nachsicht bisher ungestraft gelassen hatte, zum andern um den, der da ist des Glaubens an Jesum, rechtfertigen zu können.

So fällt nun—zwar nicht durch das Gesetz der Werke—aber durch dies Gesetz des Glaubens aller Ruhm dahin. Darum halten wir dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, durch den Glauben. Das geht übrigens auch daraus hervor, daß Gott nicht allein der Juden sondern auch der Heiden Gott ist. Er ist doch nicht in sich selbst geteilt, daß er die Juden durchs Gesetz, die Heiden, die ja kein Gesetz haben, durch den Glauben gerecht machte, sondern er ist ein einheitlicher Gott, der Beschneidung und Vorhaut auf ein und dieselbe Weise, nämlich durch den Glauben gerecht macht. — Damit wird übrigens das Gesetz nicht aufgehoben, sondern erst recht aufgerichtet.

Sehen wir uns Abraham an! Was hat er nach dem Fleisch, d. h. nach seinem Gesetzesverhältnis zu Gott, erlangt? Wenn man sagen wollte, er sei durch die Werke gerecht geworden, so ist das ein Ruhm vor Menschen, aber nicht vor Gott. Denn die Schrift schreibt seine Rechtfertigung dem Glauben zu, wenn sie sagt: Abraham hat Gott geglaubt, und das ist ihm zur Gerechtigkeit gerechnet. Wenn jemand mit Werken umgeht, den wird die Gerechtigkeit nicht aus Gnaden zugerechnet, sondern sein Lohn wird ihm aus Pflicht zugesprochen; allein demjenigen kann sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet werden, der, ohne mit Werken umzugehen, auf den vertraut, der auch die Gottlosen gerecht macht,—wie auch David im 32. Psalm lehrt, wenn er denjenigen selig preist, dem Gott die Gerechtigkeit ohne Zutun der Werke zurechnet, da er spricht: Selig sind die, welchen ihre Ungerechtigkeiten vergeben sind, denen die Sünde bedeckt ist, denen Gott die Sünde nicht zurechnet. Gilt nun diese Seligpreisung Davids der Beschneidung oder der Vorhaut?—Von Abraham wissen wir, daß ihm sein Glaube in der Vorhaut zur Gerechtigkeit gerechnet wurde; die Beschneidung empfing er lediglich als Siegel der Gerechtigkeit des Glaubens, den er in der Vorhaut hatte, damit er einerseits ein Vater aller Gläubigen in der Vorhaut würde, damit solches auch ihnen könnte zur Gerechtigkeit gerechnet werden; andererseits damit er auch ein Vater der Beschneidung würde, d. h. solcher, die nicht bloß äußerlich aus der Beschnei-

ding sind, sondern auch zugleich in den Fußstapfen des Glaubens wandeln, den Abraham in der Vorhaut hatte.

Wie nun dem Abraham sein Glaube und nicht des Gesetzes Werk (die Beschneidung) zur Gerechtigkeit gerechnet wurde, so wurde ihm und seinem Samen auch die Verheißung, daß er der Welt Erbe sein sollte, nicht durchs Gesetz, sondern auf Grund seiner Glaubensgerechtigkeit gegeben. — Die Verheißung würde aber geradezu umgestoßen, wenn die vom Gesetz Erben wären; der Glaube wäre dann nichts und die Verheißung fiel hin, weil das Gesetz, wo immer es in Aktion tritt, Übertretung veranlaßt und Gottes Zorn über den Menschen bringt. — Soll darum die Gerechtigkeit aus Gnaden sein und also die Verheißung a l l e m Samen (nicht nur dem, der unter der Gesetzesökonomie steht, sondern auch dem, der lediglich des Glaubens Abrahams, unsers gemeinsamen Vaters, ist) fest bleiben, so muß sie durch den Glauben kommen. Denn daß Abraham unser a l l e r (der Gläubigen aus den Heiden sowohl wie derer aus der Beschneidung) Vater ist, sagt ja die Schrift, wenn sie. 3. B. spricht: Ich habe dich gesetzt zum Vater vieler Heiden. Diese Zusicherung erhielt er, weil er glaubte, daß Gott auch die Toten lebendig machen und das Nichtseiende ins Leben rufen könne. Er glaubte auf Hoffnung, wo nichts zu hoffen war, und wurde dadurch der Vater vieler Heiden, nach der Verheißung: Also soll dein Same sein. Wenden wir das auf uns an. Weil er angesichts seines eigenen und der Sara erstorbenen Leibes im Glauben nicht schwach wurde und sich zu ungläubigem Zweifel an der Verheißung Gottes verleiten ließ, sondern im Glauben stark wurde, Gott die Ehre gab und aufs allergewisseste überzeugt war, daß Gott tun könne, was er verheißt, darum wurde ihm sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet. Das ist aber nun ja nicht allein um seinetwillen geschrieben, als handle Gott allein mit ihm durch Zurechnung, sondern auch um unserwillen, als bei denen die Zurechnung ebenfalls statthaben soll, so wir an den glauben, der unsern Herrn Jesum von den Toten auferweckt hat; welcher um unserer Sünde willen dahingegeben und um unserer Rechtfertigung willen auferweckt ist.

2. Die Rechtfertigung durch den Glauben ist eine Gotteskraft zur Seligkeit.

Nachdem wir denn nun durch den Glauben gerechtfertigt worden sind, so haben wir zunächst große Gnadengüter: Erstlich den

Frieden zwischen Gott und uns durch unsern Herrn Jesum Christum, durch welchen wir ja zu der Rechtfertigungsgnade, in der wir stehen, Zutritt bekommen hatten; zum andern können wir uns nun rühmen der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit Gottes, die unser Teil ist. Ja, noch mehr: im Besitz dieser beiden großen Güter rühmen wir uns selbst der Trübsal (die sonst jedermann für ein Unglück hält), denn wir wissen, Trübsal wirkt bei uns Geduld, Geduld wirkt Bewährung, Bewährung wirkt Hoffnung, die Hoffnung aber läßt nicht zuschanden werden. Denn durch den Heiligen Geist, der uns als Gerechtfertigten gegeben ist, ist uns die überschwängliche Liebe, die Gott zu uns hat, tief ins Herz gedrückt, die er dadurch erwiesen hat, daß Christus zu der festgesetzten Zeit für uns Gottlose gestorben ist, da wir noch verwerflich waren. Denn sonst ist's doch so, daß ein Mensch kaum für einen Unschuldigen sein Leben hingibt, höchstens für einen Wohltäter stirbt man noch. Christus aber ist für uns Sünder gestorben, darum darf Gott seine Liebe gegen uns preisen. Vielmehr aber noch werden wir durch Christum vor dem Zorn bewahrt bleiben, nachdem wir durch sein Blut gerechtfertigt worden sind. Denn so wir Gott verjöhnt sind durch den Tod seines Sohnes, da wir noch seine Feinde waren, viel mehr werden wir selig werden durch sein Leben, so wir nun verjöhnt sind. Und nicht allein das, sondern wir rühmen uns auch Gottes selbst durch unsern Herrn Jesum Christum, durch welchen wir die Verjöhnung empfangen haben. (Er ist nun für uns, wer mag wider uns sein!)

Wie weit erstreckt sich nun die Wirkung der uns durch Christum vermittelten Rechtfertigungsgnade? — Das lehrt uns ein Vergleich zwischen Adam und seinem Gegenbild Christo.

Durch den einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen, so daß sie durch ihn alle zu Sündern geworden sind, auch diejenigen, die vor der besondern Offenbarung des Gesetzes gelebt haben, — nur daß sie, weil das Gesetz fehlte, der Sünde nicht achteten. Und durch die Sünde ist der Tod in die Welt gekommen und zu allen Menschen hindurchgedrungen, auch zu denen, die vor Moses lebten und nicht mit gleicher Übertretung wie Adam gesündigt haben. Nun ist Adam ein Bild des zukünftigen Christus. Wie durch Adam die Sünde gekommen ist, so durch Christum die Gabe der Rechtfertigung, nur noch in vollkommenerer Weise. Genügte die Sünde des Einen, um vielen den Tod zu bringen, so ist denselben

vielen die Gottesgabe der Rechtfertigung durch die Gnade des einzigen Menschen Jesu Christi, in viel reicherm Maße widerfahren. Durch die eine Sünde des einzigen Sünders ist alles Verderben gekommen, wie auch das Urtheil zur Verdammnis aus der einen Sünde entsprungen ist, so daß um des Einigen Sünde willen durch den Einen der Tod geherrscht hat. Die Gabe der Rechtfertigung aber erstreckt sich nicht etwa allein über jene eine Sünde, sondern hilft aus den vielen, d. h. aus allen Sünden, zur Gerechtigkeit, und diejenigen, welche die überreiche Fülle der Gnadengabe zur Gerechtigkeit empfangen, werden in viel vollkommenerem Maße durch den einen Jesum Christum unter der Herrschaft des Lebens stehen. In Summa: wie durch Eines Sünde die Verdammnis über alle Menschen gekommen ist, also ist auch durch Eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen; denn gleichwie durch eines Menschen Ungehorsam viele Sünder geworden sind, also auch durch Eines Gehorsam werden viele Gerechte.— Die von Christo ausgehende Gerechtigkeit ist also in jeder Beziehung gewaltiger als die von Adam ausgehende Sünde. Freilich hat das später nebeneinkommende Gesetz die Sünde mächtiger gemacht, was ja der besondere Zweck des Gesetzes war, aber dadurch ist der ebenbeschriebene Vorrang der Gnade nicht aufgehoben. Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade noch viel mächtiger geworden, damit die durch Jesum Christum hergestellte, durch die Gerechtigkeit sich verwirklichende Herrschaft der Gnade zum ewigen Leben der Herrschaft der Sünde zum Tode reichlich das Gegengewicht halte.

Die Rechtfertigungsgnade schafft aber auch einen neuen Lebenswandel.

Aus der Tatsache nun, daß die Größe der menschlichen Sünde nur eine noch viel größere Gnade zur Folge gehabt hat, dürfen wir nicht etwa auf den Gedanken kommen, in der Sünde beharren zu wollen, damit die Gnade desto mächtiger werde. Das sei ferne! Wir sind ja durch unsere Rechtfertigung der Sünde abgestorben; wie sollten wir in derselben leben wollen!

Ihr wißt: Wer gestorben ist, bei dem ist zweierlei der Fall: einmal ist er von der Sünde, d. h. von der Sündenschuld freigesprochen (denn er hat ja im Sterben der Sünde Sold, den Tod, empfangen, so daß die Sünde hinfort kein Recht an ihn hat, ihn noch weiter zu strafen);

zum andern ist ja durch den Tod das bisherige Leben, das der Sünde geweiht war, tatsächlich gekreuzigt, getötet, und der sündliche Leib (das sündliche Leben) hat damit tatsächlich aufgehört zu existieren.

So ist nun zunächst Christus den Tod der Sünde gestorben. Die Sünde hat ihm ihren Sold, den Tod, bezahlt. Damit ist er von der Schuld der Sünde freigesprochen und sein bisheriges, der Sündenbüßung gewidmetes Leben der Schwachheit und Niedrigkeit hat damit sein Ende erreicht. Aus diesem Tode ist er durch die Herrlichkeit, d. h. durch die herrliche Macht des Vaters wieder auferweckt, er stirbt nicht noch einmal; das eine Mal war genug, der Tod wird hinfort keine Macht mehr über ihn gewinnen, er lebt, und lebt nun Gotte in einem Leben der Herrlichkeit.

Nun sind wir mit Christo verwachsen zu dem gleichen Tode. Und das durch unsere Taufe. Die ist ja eine Taufe in seinen Tod hinein, und durch diese Taufe in den Tod Christi sind wir mit ihm zurechnungsweise gestorben und begraben, also unserer eigenen Sünde gestorben und begraben; so sind also auch wir von unserer Sünde mit Christo gerechtfertigt und unser alter Mensch ist samt ihm gekreuzigt, damit das sündliche Leben aufhöre, daß wir hinfort der Sünde nicht dienen. Ja, sind wir nun einmal mit Christo zu gleichem Tode zusammengewachsen, so werden wir doch auch an seiner Auferstehung teilhaben; sind wir mit Christo gestorben, so glauben wir auch, daß wir mit ihm leben werden, ja, dazu gerade sind wir durch die Taufe in Christi Tod mit ihm begraben, daß wir, gleichwie er ist auferstanden von den Toten durch des Vaters herrliche Macht, gleichfalls in einem ganz neuen Leben wandeln sollen, das Gott geweiht ist.— Also haltet auch ihr euch dafür, daß ihr in eurer Rechtfertigung der Sünde abgestorben sein, und lebt Gotte als Angehörige Christi Jesu. Und was nun das tatsächliche Leben anlangt, so lasset die Sünde nicht herrschen in eurem sterblichen Wesen*), ihm gehorjam zu sein in seinen Lüsten, auch begehret nicht der Sünde eure Glieder zu Waffen der Ungerechtigkeit, sondern begehret euch selbst Gotte, als die aus den Toten lebendig sind, und eure Glieder Gotte zu Waffen der Gerechtigkeit. Denn die Sünde wird nicht

*) So übersetzen wir *θυγατρὶν σαρκῶς*, womit nicht der physische Leib sondern Leib und Seele, sofern sie von der *σάρξ* beherrscht und dem Verderben anheimgefallen sind, gemeint sind.

herrſchen können über euch, ſintemal ihr nicht unter dem Geſetze, ſondern unter der Gnade ſeid.

Aber auch aus dieſer Thatſache, daß wir nicht unter dem Geſetz ſondern unter der Gnade ſind, dürfen wir nicht eine Erlaubnis zum Sündigen ſolgern. Ihr wißt doch: welchem man ſich als Sklave freiwillig zum Gehorſam ergibt, deſſen Sklave iſt man in der That,—es ſei der Sünde, die einem den Tod gibt, oder dem Gehorſam gegen Gott, gerecht zu leben. Aber Gott ſei Dank, daß es mit eurer ergebenen Knechſchaft gegen die Sünde vorüber iſt und ihr anſtatt deſſen der durch die Lehre von der Heilsgerechtigkeit Gottes euch gewieſenen Geſtalt des Lebens, der ihr euch ergeben habt, gehorſam geworden ſeid. Denn durch die Befreiung von der Sünde ſeid ihr Knechte der Gerechtigkeit geworden. — So dient nun der Gerechtigkeit ebenſo eifrig wie früher der Unreinigkeit und Ungerechtigkeit. Denn früher hattet ihr als Knechte der Sünde und als frei von der Gerechtigkeit nur ſchändliche, todbringende Frucht, nun aber als frei von der Sünde und Gottes Knechte habt ihr als Frucht Heiligung, deren Ausgang das ewige Leben iſt. Nicht als ob die Heiligung das ewige Leben erwerbe oder verdiene: bei der Sünde iſt der Tod der verdiente Sold, aber das ewige Leben iſt und bleibt Gabe Gottes in Chriſto Jeſu, unſerm Herrn.

Im Gegentheil folgt aus der Rechtfertigungsgnade, daß wir im neuen Weſen des Geiſtes und nicht im alten Weſen des Buchſtabens dienen ſollen. Es iſt doch auch in der natürlichen Ehe ſo, daß das Weib nur ſo lange an den Mann gebunden iſt, als der Mann lebt. Wenn der Mann ſtirbt, ſo iſt ſie frei von dem Geſetz, das ſie an den Mann band. Nun iſt das Verhältniß des Menſchen zum Geſetz oder zu Chriſto eine geiſtliche Ehe. Ihr waret einmal dem Geſetz verhehlicht, aber durch den in den Tod gegebenen Leib Chriſti iſt das Geſetz für euch und ſeid ihr fürs Geſetz getötet und nun dem angetraut, der von den Toten wieder auferweckt iſt, auf daß wir Gott Frucht bringen. Als das Geſetz als unſer Gemahl uns noch beherrſchte, da waren wir noch fleiſchlich und die ſündlichen Lüſte in uns waren, durch das Geſetz erregt, kräftig in uns, dem Tode Frucht zu bringen. Nun aber ſind wir vom Geſetz, das uns gefangen hielt, los und ihm abgeſtorben, damit wir im

neuen geistlichen Wesen und nicht im alten Wesen des Buchstabens dienen sollen.

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß das Gesetz Sünde sei! Nein, das Gesetz ist ja heilig und das Gebot ist heilig, recht und gut; aber die Sünde, die in mir wohnt, macht mir das Gesetz zu einer Ursache des Todes! Ohne das Gesetz hätte ich die Sünde gar nicht erkannt. Die böse Lust wäre mir ganz unbewußt geblieben, wenn das Gesetz nicht gesagt hätte: laß dich nicht gelüsten. Aber gerade am Gebot nahm die Sünde Ursache, allerlei Lust in mir aufzuregen. So lange ich ohne Gesetz lebte, war die Sünde tot, als aber das Gebot an mich herantrat, wurde sie lebendig, so daß ich nun dem Tode verfiel. Am Gesetz nahm die Sünde Ursache, mich zu betrügen und tötete mich durch dasselbe Gebot. So befand es sich, daß das Gebot mir zum Tode gereichte, das mir doch zum Leben gegeben war. So ist denn nicht das da gut ist, mir ein Tod geworden, sondern die Sünde hat mir durch das Gute den Tod gewirkt, damit die Sündhaftigkeit der Sünde durch das Gebot recht grell zutage träte.—Denn wir wissen, daß das Gesetz geistlich ist; ich aber bin fleischlich, unter die Sünde verkauft. Unwillkürlich sündige ich gegen meinen eigenen Willen. Nicht ich freilich sündige, sondern die in mir wohnende Sünde, denn in meiner alten Natur wohnt nichts Gutes. Nach dem neuen Menschen habe ich wohl das Wollen, aber zur Vollbringung des Guten komme ich nicht vor dem alten Menschen. Nach dem inwendigen Menschen habe ich Lust an Gottes Gesetz, nach der alten Natur aber bin ich noch ein Gefangener der bösen Lust. Der neue Mensch in mir stimmt dem Gesetz bei, daß es gut sei, aber das Gesetz der Sünde in mir streitet stracks wider den Willen meiner geistlichen Natur. Ich unseliger Mensch, wer wird mich erlösen von diesem Wesen des Todes! Aber Gott hat's getan — ihm sei Dank dafür — durch Jesum Christum unsern Herrn, so daß ich nun mit dem Geiste dem Gesetz Gottes diene, wenn auch mit dem Fleische noch dem Gesetz der Sünde. Infolgedessen gibt es nun keine Verdammung mehr für die, die in Christo (Jesu sind*), denn die Lebensmacht des Geistes, die in Christo Jesu ist, hat mich

*) Die folgenden Worte „die nicht nach dem Fleische wandeln sondern nach dem Geiste sind an dieser Stelle wahrscheinlich Interpolat aus Vers 4.“

frei gemacht von der Macht der Sünde und des Todes. Denn was dem Gesetz unmöglich war (weil es durch das Fleisch unwirksam gemacht wurde): nämlich die Macht der Sünde in uns zu brechen, das tat Gott dadurch, daß er seinen Sohn in der Gestalt des sündlichen Fleisches und um der Sünde willen sandte: er verdamnte im Fleisch (Christi) die Sünde und hob damit ihre Herrschaft auf, damit die vom Gesetz geforderte Gerechtigkeit zur Tat werde in Menschen, die nicht nach dem Fleische, sondern nach dem Geiste wandeln. Das kann nämlich nur in Menschen dieser Art geschehen, denn fleischlich sein heißt auch fleischlich gesinnt sein, und fleischlich gesinnt sein heißt dem Tode verfallen sein, weil es eine Feindschaft wider Gott ist und dem Gesetz nicht untertan zu sein vermag, daher solcher Art Leute Gott nicht zu gefallen vermögen. Dagegen sind geistliche Menschen auch geistlich gesinnt, und geistlich gesinnt sein ist Leben und Friede. Ihr aber seid nicht fleischlich sondern geistlich, weil ja Gottes Geist in euch wohnt. (Wer freilich Christi Geist nicht hat, ist nicht sein.) Ist nun Christus in euch, so ist das Fleisch zwar um der in ihm wohnenden Sünde willen dem Tode verfallen, der Geist in euch aber ist Leben auf Grund der (euch zugerechneten) Gerechtigkeit. Wohnt nun der Geist dessen, der Jesus (für seine Person) von den Toten auferweckt hat, in euch, so wird auch derselbe, der Christum (als Seiland) auferweckt hat, euer dem Tode verfallenes Wesen (mehr und mehr) lebendig machen*) um deswillen daß sein Geist in euch wohnt.

So sind wir nun dem Fleische, das uns tötet, keinen Dienst schuldig, sondern wir töten vielmehr des Fleisches Machinationen durch den Geist, auf daß wir leben. Durch dies Getriebenwerden vom Geist Gottes erweisen wir uns als Gottes Kinder.

Solche aber sind wir, denn wir haben nicht einen knechtlichen Geist der Furcht empfangen, sondern einen kindlichen Geist der Zuversicht. Der Geist Gottes bezeugt uns, daß wir Gottes Kinder sind.

Mit der Kindshaft haben wir aber zugleich auch das Erbrecht: wir sind Erben Gottes und Miterben Christi; freilich nur in der Ordnung, daß wir zuvor mit Christo leiden, wenn wir mit ihm zur Herrlichkeit erhoben werden wollen

*) Es ist hier zunächst nicht von der Auferweckung des Leibes sondern von der geistlichen Lebendigmachung des durch die Sünde dem Tode geweihten natürlichen Menschen, die Rede.

Aber in diese Ordnung fügen wir uns gerne. Denn erstlich sind ja die Leiden dieser Zeit so geringfügig gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll. Zum andern ist ja auch die übrige Kreatur Theilhaberin unseres Leidens. Sie ist ohne ihren Willen allein von Gottes wegen der Nichtigkeit unterworfen. Freilich auf Hoffnung. Sie wird von dem Dienst des Verderbens frei werden zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Darum ängstigt sie sich, sehnt sich mit uns, harrt aber in ihrer Angst geduldig auf die Stunde, da wir als Kinder Gottes offenbart werden. Viel mehr als sie aber sehnen wir Christen, die wir des Geistes An geld auf den Himmel haben, uns bei uns selbst nach der himmlische Kinderschaft und warten auf die völlige Erlösung unseres Leibes. So ist also unsere Seligkeit in der Gotteskinderschaft himmieden erst eine Seligkeit der Hoffnung, nicht schon des Schauens; denn die Hoffnung sieht und hat nicht gegenwärtig* was sie hofft, sondern wartet durch Geduld auf das, was sie nicht sieht.

Zum dritten hilft auch der Heilige Geist unserer Schwachheit im Leiden auf. Wenn wir auch unsere Angst und Seufzer nicht in die passenden Worte zu fassen vermögen, so vertritt er uns mit unaussprechlichem Seufzen, und Gott, der die Herzen forschet, weiß, was der Heilige Geist meint, zumal er die Heiligen gottgefällig vertritt.

Endlich überwinden wir siegreich das über uns verhängte Leiden, weil wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen, da sie ja nach dem (unumstößlichen) Vor satz Gottes berufen sind und ihnen die ewige Herrlichkeit ganz sicher ist. Denn welche er sich zuvor ersehen hat, die hat er auch zuvor verordnet, daß sie seinem Sohne in der Herrlichkeit gleichgemacht werden sollten, welche er aber zur ewigen Herrlichkeit zuvor verordnet hat, die hat er auch berufen (wie uns); welche er aber so berufen hat, die hat er auch gerechtfertigt, welche er aber gerechtfertigt hat, die hat er auch verherrlicht.

Was sagen wir denn nun dazu? Dies: Ist Gott so ganz und gar für uns, wer vermag wider uns zu sein! Der seines eigenen Sohnes nicht verschont, sondern ihn für uns alle dahin gegeben, sollte der uns mit ihm nicht alles schenken, was wir zu unserm Heil bedürfen? Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen, die Gott täglich gerecht spricht? Wer will die verdammten, für die doch der gestorbene ja vielmehr auch auferweckte und zur Rechten Gottes sitzende Christus Fürsprache einlegt? Wohl

werden wir nach der Schrift für Schlachthafe geachtet und ohne Aufhören getötet; aber wer will uns scheiden von der Liebe Christi, mit der er uns umfängt: Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Gefahr oder Schwert? In dem allen überwinden wir weit um deswillen, der uns geliebt hat. Ich bin gewiß, daß weder Tod etc. uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die sich in der Hingabe Christi Jesu unsers Herrn offenbart hat.

Wir lassen zur besseren Uebersicht des von uns dargelegten Gedankengangs des ersten Teils gleich die Disposition desselben in schematischer Form folgen. In der nächsten Nummer sollen die beiden andern Teile mit ihrer Disposition folgen.

Disposition.

Einleitung: Begründung des Schreibens.

- A. Rechtfertigung desselben (1, 1-7).
- a. Paulus ist von Christo selbst als Apostel berufen für das Evangelium, das
 - a. schon dadurch als Gottes Wort erwiesen ist, daß es in der Schrift (Alten Testaments) verheißen ist;
 - β. das den zum Gegenstand hat, der ihm sein Amt gegeben, nämlich den als Gottes Sohn erwiesenen Menschen Jesum Christum unsern Herrn.
 - b. Paulus ist besonders für die Heiden berufen, zu denen auch die römischen Christen gehören.
- B. Besondere Veranlassung desselben (1, 8-16).
- a. B. A n t h e i l n a h m e an der Wohlfahrt der römischen Gemeinde aus welcher heraus er
 - a. Gott dankt für ihren Glauben,
 - β. für ihre Wohlfahrt allezeit betet,
 - γ. und herzliche Sehnsucht hat, sie zu stärken.
 - b. B. P f l i c h t g e f ü h l den Römern wie allen Griechen und Ungriechen etc. gegenüber,
 - a. aus dem heraus er sich schon oft v o r g e s e t z t hat, nach Rom zu kommen und auch dort etliche Frucht zu schaffen,
 - β. von dessen Ausführung ihn nicht ein etwaiges Schamgefühl über das Evangelium a b h ä l t.

Thema: Das Evangelium von Christo ist eine Gotteskraft zur Seligkeit allen, die daran glauben, den Juden vornehmlich und auch den Griechen.

Theil I.

Begründung: Im Evangelium wird die Heilsgerechtigkeit Gottes als durch den Glauben kommend offenbart (Kap. 1, 17-8, 39).

1. Beweis daß die Gerechtigkeit durch den Glauben kommt (Kap. 1, 18-4, 25).
 - A. Nach dem Gesetz haben die Juden keinen Vorzug vor den Heiden (1, 18-3, 20).
 - a. Beide haben die Wahrheit Gottes in Ungerechtigkeit aufgehakt und liegen unter dem Fluch 1, 18-2, 24).
 - a. Die Heiden (1, 18-32):
 - ⌘. Sie haben sich wider besseres Wissen dem närrischsten Götzendienst ergeben (1, 19-23).
 - ⌚. Darum hat Gott sie dahingegeben in schändliche Lüfte, zu tun das nicht taugt und in Gefallen an bekanntermaßen todeswürdigen Greueln (1, 24-32).
 - β. Die Juden häufen sich den Zorn durch ihr Nichten und Tun derselben Sünden, durch ihr verstocktes und unbußfertiges Verachten der Langmut Gottes, weil Gott einem jeglichen gibt ⌘ nach seinen Werken, ⌚ nach seiner Erkenntnis, unter der die Juden besonders schwer gesündigt haben (2, 1-24).
 - b. Die äußeren Vorzüge der Juden sind bei gleicher Verfündigung mit den Heiden in Wahrheit keine (2, 25-3, 20).
 - a. Die Beschneidung nicht (2, 25 - 29).
 - β, Die Offenbarung nicht (3, 1-4).
 - ⌘. Weil sie dieselbe nicht glauben. Exkurs über den Grundsatz: Lasset uns Böses tun, damit Gutes daraus komme (3, 5 - 8).
 - ⌚. Weil gerade die Offenbarung sie als Sünder besonders kenntzeichnet (3, 9 - 20).
- B. Andererseits ist ohne Zutun des Gesetzes die Gerechtigkeit Gottes offenbart als auf Heiden und Juden durch den Glauben kommend. (3, 21-4, 25).

a. Es ist der in der Schrift bezeugte, angefihts der allgemeinen Sündhaftigkeit der Menschen gefaßte Ratſchluß Gottes: Die Sünder gefhenksweise, aus Gnaden, durch die Erlösung Chriſti, durch den Glauben gerecht zu machen (3, 21—28).

b. Gott als Gott der Heiden wie der Juden macht einheitlich beide durch den Glauben gerecht (3, 29—31).

c. Abraham, der Vater aller Gläubigen, ist nicht durch die Werke sondern durch den Glauben gerecht geworden (4, 1—25).

a. Beweis (4, 1—16):

⌘. Das erklärt die Schrift bei ihm ausdrücklich und David erklärt diese Weise für allgemeingültig.

⌚. Abraham ist sein Glaube in der Vorhaut zur Gerechtigkeit gerechnet.

⌚. Auch die Verheißung der Welterbschaft bekam er auf grund des Glaubens=, nicht der Werkgerechtigkeit.

1. Die Verheißung fiel hin, wenn die vom Gesetz Erben wären, weil das Gesetz nur Uebertretung wirkt und Zorn bringt.

2. Nur wenn die Gerechtigkeit durch den Glauben kommt, ist sie aus Gnaden und bleibt auch den Heiden fest, deren Vater im Glauben Abraham ist.

β. Anwendung (4, 17—25):

⌘. Die Schrift rühmt Abrahams Glauben,

⌚. Das ist aber um unsertwillen geschrieben, die wir durch den Glauben an den für uns dahingegebenen und auferweckten Chriſtus gerecht werden sollen.

2. Die Rechtfertigung durch den Glauben ist eine Gotteskraft zur Seligkeit

(5, 1—8, 39).

A. Sie schafft so große Seligkeit in uns (5, 1—11):

a. Frieden mit Gott; b, Hoffnung der ewigen Herrlichkeit; c, macht uns die Trübsal selbst zu einem Segen, weil wir nun wissen, wie sehr Gott uns liebt; d, wir können uns nun Gottes selbst rühmen.

B. Sie ist viel mächtiger als die durch Adam in die Welt eingeführte und durch das Gesetz noch mächtiger gemachte Sünde (5, 12—21).

a. Die eine Sünde des einen Menschen ist zu allen Menschen durchgedrungen, hat sie alle, auch vor dem Gesetz, da die Sünde noch unerkannt war, zu Sündern gemacht, hat allen den Tod und das Verdammnisurteil gebracht und ist durch das hinzukommende Gesetz nur mächtiger geworden.

b. Aber die Glaubensgerechtigkeit ist noch mächtiger: sie bringt Gnade im Uebermaß durch des Einen Gehorsam und Gerechtigkeit über alle Sünden, schafft Gerechtigkeit und die Herrschaft des ewigen Lebens und ist durch das Mächtigwerden der Sünde nur noch mächtiger geworden.

C. Die Größe der Rechtfertigungsgnade ist keine Ursache, in der Sünde zu beharren sondern in einem neuen Leben zu wandeln (6, 1—8, 14).

a. Wir sind durch sie in der Taufe der Sünde abgestorben und mit Christo zu neuen Leben erweckt (6, 1—13).

b. Die Gnade hat uns aus Knechten der Sünde zu Knechten der Gerechtigkeit gemacht (6, 14—23).

c. Christus hat durch seinen Tod uns dem Gesetz, unserm ersten Gemahl, entrisen und sich selbst angetraut, ihm im neuen Wesen des Geistes zu dienen (7, 1—8, 14).

a. Das Gesetz ist zwar gut, brachte uns aber den Tod durch die Sünde, der wir ganz verkauft sind, daß selbst wir Christen sie hier nicht ganz los werden (7, 7—25).

β. Christus hat uns von der Sündenknechtschaft frei gemacht, damit die vom Gesetz vergeblich geforderte Gerechtigkeit in uns erfüllt werde (8, 1—14).

D. Die Rechtfertigungsgnade hat uns durch den Geist zu Gottes Kindern gemacht (8, 15—39), die,

a die ihnen verordneten Leiden geduldig durch Hoffnung ertragen (8, 15—27).

b. und in der Gewißheit, daß ihnen als Auserwählten alles zum besten dienen muß und nichts sie von Gottes Liebe scheiden kann, in allem weit überwinden (8, 28—39).

Aug. Pieper.

(Fortsetzung folgt).

Der französische Kulturkampf in deutscher Beleuchtung.¹⁾

(Fortsetzung.)

Welches wird das Schicksal des protestantischen Frankreich sein?

Von zwei Seiten ist beinahe gleichzeitig die Reformation nach Frankreich gekommen, zuerst von Deutschland, dann aus der Schweiz. Als Franz I. 1547 starb, war etwa der fünfte Teil von Frankreich protestantisch. Unter Heinrich II. werden mehr als 2000 evangelische Gemeinden gezählt. Die blutigen Hugenottenkriege, halb Religions-, halb politische Parteikämpfe, ließen in dreißig Jahren die Zahl der Protestanten zusammenschmelzen. Das Edikt von Nantes von 1590 bezeichnet ein kurzes, aber kräftiges Wiederaufleben des Protestantismus. Entscheidend wurde die Periode der Selbstregierung Ludwigs XIV. 1661—1715. Der jugendliche König war den Hugenotten nicht abgeneigt. Eine seiner ersten Regierungstaten nach seiner Mündigkeitserklärung war die völlige Wiederherstellung des Ediktes von Nantes. Die Reformierten traten wieder in Vertrauens- und Ehrenämter. Selbst bis in die Nähe des Thrones reichte ihr persönlicher Einfluß. Ihre Zahl wuchs. Man zählte mehr als anderthalb Millionen,¹⁾ vielleicht zwei Millionen tätiger und ruhiger, besonders gewerbsfleißiger Einwohner reformierten Glaubens in Frankreich, in deren Händen sich ein überaus bedeutendes Vermögen befand. 1659 bewilligte Mazarin ihnen eine Provinzialsynode und versicherte sie, daß sein rotes Käppchen ihn nicht verhindere, ihre Verdienste anzuerkennen.²⁾ Ludwigs XIV. Plan war, den alten Streitigkeiten zwischen Kirche und Staat sowie zwischen den Religionsparteien ein Ende zu machen. Die Unionsgedanken, welche Richelieu einst gehegt, wollte der König verwirklichen. Die konfessionelle Frage sollte zugunsten des Katholizismus, der jedoch einige Zugeständnisse hätte machen müssen, der Streit zwischen Kirche und Staat zugunsten des Staates entschieden wer-

1) Leop. Ranke a. a. D. III 500.

2) Leopold Ranke a. a. D. III. 499.

3) Ebenda 372.

den. Das Königtum, auf der einen Seite von einem ergebenen Klerus, auf der anderen von den reunirten Protestanten umgeben, hätte die Summe auch der geistlichen Gewalt in sich dargestellt.“³⁾

Als jedoch die Hugenottenkirche, deren furchtbare Narben aus der Verfolgungszeit noch glühten, Bedenken trug, die ihr aufgebrängte Reunion einzugehen, fühlte sich der Stolz des Königs verletzt, daß es Untertanen gäbe, die den Glauben des Königs als falsch verwarfen. „Mein Großvater,“ sagte der König zu seiner Umgebung, „liebte die Hugenotten und fürchtete sie nicht; mein Vater liebte sie nicht, aber fürchtete sie; ich liebe sie weder noch fürchte ich sie.“ Unter dem Einfluß der Frau von Maintenon, die ihren evangelischen Glauben dem stolzen Bewußtsein, den König der Könige zu beherrschen und, wie sie selbst sagte,⁴⁾ ihn zu heiligen, zum Opfer brachte, vor allem aber dem Einfluß der jesuitischen Beichtväter Le Chaise und des weit schlimmeren Tellier setzte Ludwig XIV. seine Ehre darein, und erkannte es als eine seiner ersten Lebensaufgaben, die Gesamtheit der Franzosen zu einem Glauben zu vereinigen. So kam es 1685 zur Aufhebung des Ediktes von Nantes. Unter dem Rufe: *Ecrassez l'infamie!* suchte er seine Hände im Hugenottenblut zu waschen. Mit Hilfe von Louvois erfolgten die Massenbefehlungen „auf Befehl des Königs“. Die von Leo XIII. im Liede besungenen gesegneten flammenden Scheiterhaufen beleuchteten Schreckensszenen, wie sie die Welt seit Dioflelians Zeit nicht gesehen hatte. Bald stand kein protestantischer Tempel mehr. Die Herden waren zerstreut, die Hirten getötet oder geflohen. Der König konnte jagen: Es gibt keine Protestanten mehr. Die blühende Hugenottenkirche war ausgerottet. Die Jesuiten triumphierten, daß der 150 Jahre lang gegen die Reformation geführte Krieg zur größeren Ehre Gottes siegreich für immer beendet sei. In hochtönenden Lobpreisen und prächtigen Medaillen⁵⁾ feierte man den König als neuen Konstantin, als zweiten Karl den Großen. Der verblendete Fürst dachte nicht, daß er den edelsten Kern seines Volkes zertreten hatte. Die Gewissenhaftesten waren geflohen oder hatten den Märtyrertod erlitten, die Schwachen hielten sich heimlich verborgen oder gingen zur Messe. Nur die charakterlosen Elemente im Volke schwammen oben; die rohen Gesellen,

4) Ebenda IV. 320.

5) Eine Medaille von 1687 stellt den König dar, wie er den Drachen zertritt; als Umschrift: *Ludovicus Magnus religionis assertor et vindex.*

denen nichts heilig war, blieben dem Lande erhalten. Sie feierten ihren Heerenjabbat, als sie den Urenkel des Roi Soleil aus Blutgerüst schleppten. Das war die Antwort, welche die gemordeten Hugenotten heraufbeschworen hatten: *Centum reuolutis annis Deo respondebitis et nobis!* Nun beginnt der verhängnisvolle Zerkel vor der ganzen Welt sich zu zeigen: Ich will die Sünde der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Bis zur Stunde steht Pauli Wort über Frankreichs Geschichte: *Irret euch nicht, Gott läßt sein nicht spotten; denn was der Mensch säet, das wird er ernten.*

Aber die große Revolution brachte den spärlichen Resten hugenottischer Gemeinden doch einigen Gewinn. Er bestand in der Aufhebung der Feudalrechte, dem Erlöschen des landesherrlichen Kirchenregiments, der Selbständigmachung der Kirchengemeinden. Diesen Vorteilen standen indes als Nachteile gegenüber die Einziehung der Staatszuschüsse und des größten Theils der Kirchengüter, sowie die Aufhebung des Zehnten. Größer freilich als alles dies war der innere Schaden durch die kirchenfeindliche Politik der Schreckenszeit. Der Haß gegen die renitenten römischen Priester ward zum Haß gegen die römische Kirche und zuletzt gegen jede Kirche. Die Religion, sagte man, hindert die Freiheit. Wie bei Bismarcks Kulturkampf wurden die gegen die römische Kirche ergriffenen Maßregeln auch gegen den Protestantismus angewandt, — dasselbe Schauspiel, das sich heute wiederholt. Als 1795 der Kirchenturm nachgelassen hatte, der Gottesdienst freigegeben und die Geistlichen aus der Haft entlassen wurden, mußten die evangelischen Gemeinden von vorn anfangen. Da waren es, weil Zusammenschlüsse verboten waren, die Einzelgemeinden, welche in gewaltiger Anstrengung sich wieder organisierten und durch hohe Selbstbesteuerung lebensfähig erhielten. Diese Selbständigkeit der Einzelgemeinden brachte aber große Uebelstände mit sich: die Gemeinden wählten oft fragwürdige Personen zu ihren Geistlichen. Auch die tüchtigen unter ihnen kamen dermaßen in Abhängigkeit von ihren Wählern, daß sie sich außerstande sahen, die erforderliche Kirchenzucht zu üben. Nehmen wir noch hinzu, daß die Einzelgemeinde weder für Ausbildung des theologischen Nachwuchses noch für angemessene Besoldung der amtierenden Geistlichen genügend sorgen konnte, so erklärt es sich, daß man protestantischerseits mit großen Erwartungen auf den aufgehenden Stern Napoleons blickte.

Als dieser nun die ersehnte Verfassung auf Grund eingereichter

Entwürfe gab, ließ er sich lediglich von Gründen der Staatsraison leiten. Er ging—selbst irreligiös—von dem Grundsatz aus: Nur Auserwählte können ohne Religion leben.⁶⁾ Wird das religiöse Verlangen nicht von einer positiven Religion befriedigt, so sucht es Ersatz im Aberglauben. Aberglauben aber bedeutet für den Staat eine Gefahr, weil der Aberglauben die Geister unter die Gewalt von Zauberern stellt. Positive Religionen zwar bilden auch eine Gefahr für den Staat, sind jedoch für den Staat greifbar. Dazu aber kommt der Polizeigedanke, der auch bei vielen unserer heutigen Machthaber die Religion zum Mittel des Staates macht: Ohne Glauben an göttliche Autorität werden sich die Bürger vom Staate nicht lenken, ihre Leidenschaften nicht dämpfen lassen. Die soziale Ordnung, die auf der Ungleichheit des Besitzes ruht, kann ohne Anerkennung eines göttlichen Willens ebensowenig aufrecht erhalten werden wie die gute Sitte, deren der Staat zu seinem Gedeihen bedarf. Die Religion aber wird dem Staate diese wichtigen Dienste nur leisten, wenn er sie beherrscht. Das ist nur möglich, wenn der Staat einesteils die Religionsdiener anständig besoldet und ehrt, andernteils ihre Rechte und Pflichten regelt und sie genau überwacht.

Wir haben bereits gesehen, wie rücksichtslos Napoleon diese Grundsätze in den Organischen Artikeln der römischen Kirche gegenüber anwandte. Ganz anders war die Behandlung, die er den protestantischen Kirchen angedeihen ließ. Was ihn dazu bewog, war die Erfahrung der Geschichte, daß die protestantischen Kirchen aller Zeiten und Länder ihre äußeren Ordnungen als nebensächlich ansehen und darum grundsätzlich dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, daß sie den einzelnen Gläubigen auf sein Gewissen verweisen und dadurch auf einen höheren sittlichen Stand stellen. Persönlich zog ihn an die Nüchternheit des protestantischen Kultus, der geringe Umfang des Dogmas und die liberalen Neigungen, die er bei Prote-

6) Vgl. Lucius, Bonaparte und die protestantischen Kirchen Frankreichs, 1903, Seite 15 ff.: „Ich glaube an keine Religion.“ . . . „Meine politische Kunst besteht darin, die Menschen zu regieren, wie sie es verlangen. Wenn ich über Juden herrschte, würde ich den Tempel Salomos wieder aufrichten.“ . . . „In Aegypten war ich Mohamedaner, in Frankreich werde ich Katholik sein.“ . . . Die Schicksalsschläge hatten ihn dann mirbe gemacht. So erklärte er in St. Helena dem General Montholon: „Auf dem Throne habe ich meine Religion nicht geübt, weil die Macht den Menschen betört. Aber den Glauben habe ich immer bewahrt. Der Schall der Glocken machte mir Vergnügen und der Anblick eines Priesters rührte mich. Ich wollte aus dieser Anhänglichkeit an meine Religion ein Geheimnis machen, aber das war eine Schwäche.“

stanten gefunden hatte. Wie sympathisch er dem Protestantismus gegenüberstand, geht aus Äußerungen hervor, die er kurze Zeit vor Veröffentlichung des Konfordates tat: „Ich wünschte nichts mehr, als daß das ganze Frankreich protestantisch wäre.“ „Frankreich hat im sechzehnten Jahrhundert die günstige Gelegenheit veräußert, den Protestantismus anzunehmen. Wenn es von mir abgehangen hätte, wäre es anders gekommen.“ Ja er hat ernstlich den Gedanken erwogen, ob er die eigentümliche Lage, in der damals Frankreich sich befand, nicht dazu benutzen sollte, das Land dem Protestantismus zuzuführen. Zu dem päpstlichen Gesandten Spina hat er geäußert: „Der Papst scheint es darauf angelegt zu haben, mich und Frankreich zum Übertritt zur reformierten oder lutherischen Kirche zu veranlassen.“ Mehrmals hat er sich mit seinen Vertrauten über diesen Übertritt besprochen. Einem derselben, der ihm vorgehalten, daß bei der im Lande vorhandenen Stimmung es ihm nur ein Wort kosten würde, um den Papismus zu stürzen und Frankreich protestantisch zu machen, hat er indessen die bezeichnende Antwort gegeben: „Wenn ich katholisch bleibe, erspare ich mir große Schwierigkeiten im Innern, und durch die Vermittlung des Papstes kann ich im Auslande . . .“ hier hielt er inne. Der werdende Kaiser, der das Erbe Karl des Großen beanspruchen sollte, hatte das richtige Gefühl, daß er ohne Papst nicht auskommen würde, wie er dann später einmal geäußert hat mit Anspielung auf Robespierre: Wenn der Papst nicht wäre, man müßte ihn erfinden.⁷⁾

Unverblüunter und roher kann wohl dieser gouvernementale Standpunkt, dem wir, wenn auch etwas verhüllter, heute bei vielen modernen Staatsleitern begegnen, nicht ausgedrückt werden. Wehe einer evangelischen Kirche, die sich auf diesem Grunde aufbaute! Es ist als eine gnädige Fügung Gottes zu betrachten, daß seine Vorsehung den Protestantismus Frankreichs vor einer derartigen Fusion mit dem Imperialismus bewahrt hat. Er wäre mit Napoleon zusammengebrochen. Immerhin aber ist es begreiflich, daß die Protestanten dem Diktator als ihrem Befreier und Organisator zujubelten. Mit der überschwänglichen Rhetorik jener Zeit und der Schwärze, mit der die kirchliche Verodtsamkeit allezeit gern in den Dienst der Verherrlichung regierender Persönlichkeiten sich stellte, feierten die protestantischen Pastoren ein volles Jahrzehnt Napoleon I. als

7) Lucius a. a. O. S. 21 ff.

den providentiellen Mann, den neuen Moses-Volksbefreier, den Josua, der die Feinde des Volkes Gottes besiegt, den David, der aus der Niedrigkeit auf den Thron erhoben ward, den Salomo, der mit Weisheit das Volk regiert, den Cyrus, der die Gefangenen erlöst, den Konstantin, der der Bedrückung der Kirche ein Ende gemacht.— In solchen Panegyrien machte sich der Dank für die Verfassung von 1802 Luft, die dem Konkordate in den Grundzügen gleicht, in dem sie die protestantische Kirche in demselben Maße dem Staate unterwirft wie die römische. In diesen harten Beschränkungen lag aber immerhin das große Gut staatlicher Anerkennung, ein Gut, um das die Hugonotten mit Blut und Leben gestritten hatten. Dazu ward ihnen ausdrücklich völlige Freiheit der Lehre zugesichert. Aber weder die Symbole von La Rochelle noch von Augsburg werden gesetzlich sanktioniert. Die Protestanten legten selbst keinen Wert darauf. Sie wollten nur dreierlei: *Kirchordnung, Kirchenzucht und Gehalt*. Weil die Organischen Artikel ihnen das gewährten, waren sie zufriedengestellt. Die Kirchenverfassung der Reformierten ordnet für jede Konsistorialkirche von 6000 Seelen ein eigenes Konsistorium. Diese werden in Kreisynoden vereinigt. Die Lutheraner erhalten Inspektionsversammlungen und Oberkonsistorien. — Man muß anerkennen, daß Napoleon I. sein bei der Krönung den Protestanten gegebenes Wort eingelöst hat, daß er die Gewissens- und Glaubensfreiheit um jeden Preis aufrecht erhalten werde.

Diese Freiheiten hat sich der Protestantismus unter allen den späteren politischen Wandlungen bewahrt. Unter der Restauration sicherte ihm die Charta von 1814 Duldung. Nach der Februarrevolution strebten die Reformierten in Paris, die Lutheraner in Straßburg eine Neuorganisation auf unionistischer Basis an. Napoleon III. hielt trotz der klerikalen Einflüsse, die sich um die Kaiserin kristallisierten, an der Versicherung seiner Thronrede von 1858 fest, gab 1852 der reformierten Kirche einen Zentralrat in Paris mit Konsistorien und Presbyterien, den Lutheranern ein jährlich zusammentretendes Oberkonsistorium als gesetzgebende und ein stehendes Direktorium als Verwaltungsbehörde. In der Septemberrepublik von 1871 standen die Reformierten auf Seite der chauvinistischen Republikaner. Innerlich aber vollzog sich nach der offiziellen Generalsynode von 1872 eine starke Spaltung zwischen einer methodistisch gefärbten Orthodogie („die Synodalen“), die ihren Mittelpunkt in der Fakultät zu Montauban unter Adolf Monod,

jetzt unter Emile Doumergue⁸⁾ hat, und einer rationalistischen Freisinnigkeit unter Coquerel in Paris. In der Synode zu Paris 1872 setzten die Positiven unter dem Eyminister Guizot gegen Coquerel und Colani die Anerkennung der strengen Glaubensdeklaration durch mit einem rückhaltlosen Bekenntnis zur Schriftautorität, zur Gottheit Christi und der Rechtfertigung aus dem Glauben. Die Lutheraner verloren nach der Abtrennung der beiden Provinzen an Zahl und Einfluß, ja gerieten als meist deutsche Einwanderer in schwierige Lage. Die Lutherische Generalsynode von 1872 errichtete zwei Inspektionsbezirke, einen mit Paris und einen mit Mompelgard im Mittelpunkt.

Die protestantische Bevölkerung wird in der officiellen Agende von 1905 angegeben

560,000	Reformierte
80,000	Lutheraner
10,000	Unabhängige

650,000 zusammen.

Die reformierte Kirche besitzt etwa 900 Kirchen und Säle, die verschiedenen Eigentümern gehören. Nach dem Kultusbudget für 1905 sind ausgeworfen

Für 700 Pfarrstellen	1,353,000 Fr.
Dafür kommen für Pensionen, Konjistorialgehälter, Synodalaufwand u. a.	188,000 Fr.
Für die Seminare zu Paris und Montauban	26,000 Fr.
Als Beihilfe für protestantische Kultusgebäude	43,000 Fr.
Für die protestantische Kirche in Algier	98,200 Fr.
	<hr/> 1,708,200 Fr.

Die reformierte Kirche hat 101 Konjistorien mit 639 Pfarrstellen.

427 Geistliche gehören der dritten Gehaltsklasse an, 1800 Fr.

91 Geistliche gehören der zweiten Gehaltsklasse an, 2000 Fr.

109 Geistliche gehören der ersten Gehaltsklasse an, 2200 Fr.

(12 pariser Geistliche beziehen ein Ausnahmegehalt von 3000 Fr.)

8) Sein neuestes Werk „Johannes Calvin, die Männer und die Dinge einer Zeit“ wurde 1905 von der Academie française mit dem Guizot-Preis ausgezeichnet.

Seit 1881 errichtet der Staat keine neuen geistlichen Stellen. Die Kirche Augsburgischer Konfession hat sechs Konsistorien mit 62 geistlichen Stellen. Die Dotation ist die gleiche. Die Union der evangelischen Freikirchen, Baptisten, Methodisten, Independanten zählen im ganzen etwa 10,000 Seelen in kleinen Verbänden, die sich indes nicht feindlich wie in Deutschland gegenüberstehen, sondern vielfach Berührungspunkte haben, hier und da, besonders in den Evangelisationsgesellschaften auch Hand in Hand arbeiten, gleichwohl aber ein buntes Bild des protestantischen Subjektivismus bieten, auf welches die römischen Gegner lächelnd hinweisen: da steht ihr die Selbstauflösung des Protestantismus, von dem zuletzt nichts mehr übrig bleiben wird, als eine Menge einzelner protestirender Persönlichkeiten. Es ist nicht ausgeschlossen, daß das Trennungsgesetz diese innerlich sich nahestehenden Kreise auch äußerlich enger zusammenführt.

Wie wird nun der Protestantismus bei dem durch das Gesetz geschaffenen neuen Zustand der Dinge fahren?

Zunächst herrscht auch hier Jubel. Der Katholizismus ist — wie Reveillard in seiner großen Parlamentsrede vom 4. April 1905 jagt — in Frankreich stets als Instrumentum regni anzusehen gewesen.⁹⁾ Der Protestantismus aber ist mit der Republik verwachsen.¹⁰⁾ Im Wesen der Republik ist die Ueberzeugung ausgeprägt, daß politische Freiheit ohne Gewissensfreiheit undenkbar ist.¹¹⁾ Jeder gute Katholik ist ein Feind der Republik.¹²⁾ Der Protestantismus hat somit, je mehr die republikanischen Grundsätze realisiert werden, desto freiere Bahn. Die Republik sieht in ihm bis zu einem gewissen Grade ihren Bundesgenossen. Jetzt bereits ist auffällig, wie die Republik den Protestanten die Wege ebnet und die Tore öffnet. Denn trotz ihrer numerischen Schwäche nehmen die Protestanten auf Hochschulen, im Staatsdienst, in Industrie- und Finanz-

9) Le cri celebre de Gambetta: Le clericalisme, voila l'ennemi!

10) Vergleiche Ernst Moritz Arndts Wort vom Jahre 1813: „Der Geist des Protestantismus ist ein demokratischer im Gegensatz des rein monarchischen Katholizismus. Dieser Geist will und muß in alle Verfassungen das Seinige hineinragen.“

11) Auch die reformierte Reichs Synode von 1905 hat, wenngleich mit Vorbehalt, die Trennung der Kirchen vom Staate offiziell gut geheissen.

12) Sabatier erinnert in seiner Broschüre A propos de la Separation des Eglises et de l'Etat daran, wie 1893 einzelne Priester zur Feier des Nationalfesttages, des 14. Juli, die Kirchenschlüssel verweigerten, verboten die Tricolore vom Turme wehen, die Gewehre am Hochaltare aufstellen und eine Messe für die Republik halten zu lassen.

freien eine bevorzugte Stellung ein, ja ein geflügeltes Wort sagt: Wer in Frankreich emporkommen wolle, müsse Protestant sein. — Welch ein Gegensatz zu Oesterreich!

Politisch ist ein großer Teil der Reformierten radikal und mit dem Bloc verbunden; die Lutheraner spielen nur wegen ihrer geringen Zahl keine Rolle im politischen Leben. Bald jedoch wird der unbefangene Beobachter sich davon überzeugen, daß dieser Protestantismus vom evangelischen Bekenntnis wenig mehr als den Namen hat, daß eine große Zahl von Protestanten nur noch lose mit ihrer Kirche zusammenhängt, ja daß es mehr als erklärlich ist, wenn das Volk zwischen Protestanten, Freidenkern, Freimaurern kaum einen Unterschied macht.¹³⁾ So sagte mir ein Kaufmann, mit dem ich eine Strecke reiste und die Separationsfrage besprach, ganz naiv: „Ich bin Protestant, bin Atheist!“

Hier also ist dieselbe Wahrnehmung zu machen wie in Oesterreich: die altprotestantische Kirche dieser Diasporaländer ist eingeschlafen. Das Hugenottenblut fließt matt in den Erben einer großen Vergangenheit, seitdem diese Epigonen von der Bedrückung befreit sind. So hat die Nahrung aus den Fleischtöpfen des Staates in beiden Lagern, dem der römisch-katholischen wie der evangelischen Kirche, Indolenz gezüchtet. „Die römische Kirche,“ so sagte man mir an verschiedenen eingeweihten Stellen übereinstimmend, „ist tot; die evangelische schläft“; ja ernste Männer mit pessimistischem Blick auf die evangelische Kirche haben es mir nicht ohne Wehmut ausgesprochen: „Wenn unser Staat religiös ist, ist er katholisch; wenn er nicht katholisch ist, ist er irreligiös; denn Frankreich hat von jeher geschwankt zwischen Lohola und Voltaire; und das Lutherthum liegt dieser Rasse nicht.“ Ernste optimistische Männer — ich bin ihnen freilich seltener begegnet als den pessimistischen — haben mir gegenüber der Erwartung Ausdruck gegeben: Der eingeschlafene Protestantismus wird unter den Kanonenschüssen des Separationsgesetzes erwachen und viele im andern Lager, die noch einen religiösen Zug im Herzen haben, mit aufwecken. Eine neue große protestantische Ära wird für Frankreich aufgehen; denn Tausende suchen nach Wahrheit und Moral. Sie wollen dem römischen Aberglauben ebenso wie dem freidenkerischen Atheismus entfliehen. Bei den Evangelisationsversammlungen wird oft der Ruf laut: Wir

¹³⁾ Sabatier a. a. D. sagt vom Protestantismus: Il est meconnu par ce qu' inconnu.

wollen eine bessere Moral! — Wir sehen auch hier die gallische Art, schwankend zwischen Enthusiasmus und Trostlosigkeit. Es ist schwer hier Prophet sein, wo bei eingeweihten Personen Hoffnungen und Befürchtungen so hart auf einander stoßen.

Frägt man nun nach den unmittelbaren Wirkungen, die das Trennungsgesetz auf die evangelischen Kirchen ausüben wird, so ist zunächst zu scheiden zwischen den synodal-organisierten und den freien Gemeinden.

Die organisierten Gemeinden der reformierten Kirche werden ebenso wie die lutherischen Gemeinden vor eine äußere und innere Krise gestellt. Die äußere Schwierigkeit ist die pekuniäre. Für die Lutheraner wird die Hilfe des Auslandes in höherem Maße, als dies jetzt schon geschieht, angerufen werden. Abgesehen von einigen Pariser Gemeinden, welche in Werken der inneren Mission Anerkennenswertes leisten, bieten sie nicht das Bild besonders regen geistlichen Lebens; zum Teil vegetieren sie nur.

Für die Reformierten handelt es sich nicht nur um den Ausfall der geistlichen Staatsgehälter und Kirchensubventionen, sondern auch um Verminderung der bisher beträchtlichen Einnahmen aus den Veerdigungsfeiern, die durch das Gesetz¹⁴⁾ zum Teil Gemeindepri- vileg werden. Wenn nach Ablauf der Überangangszeit die staatlichen Pensionszahlungen an die Geistlichen wegfallen, dürfte die Existenz mancher kleinen Landgemeinde fraglich werden. Wie sollen Diasporagemeinden von 100—300 Seelen ihre Geistlichen angemessen besolden? Allgemeine Kassen sind unzureichend.¹⁵⁾ Die Steuerkraft des platten Landes ist seit dem enormen Rückgang des Weinbaues¹⁶⁾ so tief gesunken, daß aus den einst blühenden Gebieten nur noch Klagerufe erschallen. Leichter werden die meist reichen Stadtgemeinden die Krise überwinden. Ist doch ein gut Teil Industrie und Handel in protestantischen Händen.¹⁷⁾

14) Nach Art. 17 der Loi Briand ist den Kultgemeinden nur gestattet, Stolgebühren für die Zeremonien und Mietgebühren für die bei kirchlichen Begräbnisfeierlichkeiten gebrauchten Gegenstände zu vereinnahmen.

15) Von 1902—1904 sind 159,362 Fr. zur Unterstützung an Geistliche ausgezahlt, der Gesellschaft für Theologiestudierende 16,324 Fr., Kindern von Geistlichen 16,850 Fr., unterstützungsbedürftigen Gemeinden 27,343 Fr. — was ist das unter so viele!

16) Der so auffallende Rückgang ist zurückzuführen auf die Zerstörung der Weinstöcke durch die Phylloxera und häufig auftretenden Meltau, sowie auf die Konkurrenz Spaniens, Italiens, Griechenlands. Einige der berühmtesten Medoc- und Roussillon-Berge sind ganz wertlos geworden.

17) Andererseits hat man berechnet, daß bei den Reformierten nicht viel mehr als drei Franken, bei den Lutheranern nur zwei Franken an Kirchensteuern auf den Kopf entfallen würden.

Aber gefährlicher als die äußere Krise ist die innere. Auf der Synode von Reims im Frühjahr 1905 hat man dies offen ausgesprochen. Drei Parteien stehen in der organisierten synodalen Kirche einander gegenüber: die konfessionelle Rechte, die liberale Linke und ein opportunistisches Zentrum. Diese Parteien, die in der Synode klar ausgeprägt zutage treten, werden lediglich durch das Kultusbudget zur Zeit noch zusammen gehalten. Nach Aufhebung des Staatszuschusses werden sie sich verchieben. Die Gemeinden werden bei der Wahl der Geistlichen vorwiegend ihr Augenmerk auf liberale Pastoren lenken. Das wird einen Rückschlag auf die Zusammensetzung der Synode üben. Das Zentrum wird sich auf die Linke schlagen. In etwa zehn Jahren wird die Rechte aufgerieben sein. Die moderne deutsche Theologie hat in der für Subjektivismus besonders empfänglichen reformierten¹⁸⁾ Theologie Frankreichs viel Verständnis gefunden. Die Reims'er Synode¹⁹⁾ war sich darüber klar, daß hierdurch die Weiterexistenz der synodalen Kirche Frankreichs in Frage gestellt wird. Zwei Fragen waren ihr vor die Füße gelegt: eine nach dem inneren Leben, eine nach den Beziehungen zu den Freikirchen. Junge Geistliche hatten eine Revision der Glaubensartikel von 1872 beantragt. Es fand sich eine knappe Majorität für Ablehnung des Antrags. Sie drückte den Antragstellern ihre Sympathie aus mit dem Hinzufügen, daß ja die freie theologische Wissenschaft auf den evangelischen Fundamentalsätzen eigene Systeme aufbauen könne.

Was den zweiten Punkt anlangt, so hatten die Liberalen eine feste äußere Union mit den Freikirchen in Form einer National-synode beantragt. Die Synode erklärte sich nach langen und interessanten Debatten gegen eine Lehr- und Verfassungsunion, wohl aber

¹⁸⁾ Dies gilt im Gegensatz zur lutherischen Theologie Frankreichs. Die beiden Schwesterkirchen stehen sich hier schärfer getrennt gegenüber als in Deutschland. Sowohl was die Theologie als auch was die Organisation anlangt. Man kann den Unterschied dahin präzisieren: die lutherische Kirche ist historisch, insofern sie sich an die geschichtlich gewordene Lehrformel des sechzehnten Jahrhunderts hält. Diese ist ihr Axiom. Dabei hat sie Raum für ganz liberale und ganz orthodoxe Systeme; wie denn auch ihre Fakultät an der Sorbonne mit ihren zwei heterogenen Richtungen den Beweis hierfür erbringt. Den reformierten Theologen, wie stark sie sich auch als Erben der Hugonotten fühlen, liegt die Frage nicht: Welche Lehre ist uns historisch überkommen? sondern: Wie stelle ich mich persönlich zu dieser oder jener Lehrauffassung? Darin liegt die Stärke und Schwäche der französischen reformierten Theologie.

¹⁹⁾ Vergleiche das Rundschreiben des ständigen Ausschusses der offiziellen Generalsynode der reformierten Kirche Frankreichs an die Pastoren und Gläubigen der synodalen Kirchen vom 12. Juni 1905.

für eine „Föderation“,²⁰⁾ eine brüderliche Versammlung der Vertreter aller evangelischen Kirchen des Landes (der dann auch die Zentralgesellschaft für Evangelisation sich anschließen dürfte), unbeschadet der Autonomie der einzelnen Kirchen in bezug auf Glauben, auf Verwaltung, auf Finanzen, auf Liturgie.

Diese offizielle Synode, welche am 6. Januar dieses Jahres in Orleans wieder zusammentrat, ist die Vertreterin von zwei Dritteln²¹⁾ aller reformierten Geistlichen und Kirchengemeinden Frankreichs. Sie hat die das Dogma verwerfenden Liberalen von der Synode ausgeschlossen. So sind diese gezwungen, sich gesondert zu organisieren.

Fast gleichzeitig hat die Pariser lutherische Synode den Plan der Föderation der evangelischen Kirchen Frankreichs angenommen, eine Vereinigung, welche allen positiven Protestanten des Landes zum Schutz- und Trutzmittel in diesen bedrohlichen Zeitläuften werden kann und werden möchte.

Bei diesem noch ungeklärten Stande der Dinge versteht man, daß der ehrwürdige Synodalpräsident Lacheret auf meine Frage: Wie blicken Sie in die Zukunft? antwortete, wohl im Sinne des paulinischen Wortes 2. Kor. 4, 8: „Mit Hoffnung, aber mit Bittern!“

Ob auch die von anderen Seiten gemachten Versuche, die zerplitterten Einzelorganisationen auf dem Boden der blühenden christlichen Liebestätigkeit²²⁾ zu vereinigen, Erfolg haben werden, muß die Zukunft lehren.

Blicken so die Vertreter der organisierten Kirche sorgenvoll in die Zukunft, so steuern die Männer der Evangelisation mit geschwellten Segeln vorwärts. Sie haben bisher vom Staate weder materiellen Vorteil noch geistige Förderung erfahren, vielmehr wird ihnen das Trennungsgesetz größere Bewegungsfreiheit gewähren.

20) „Ni scission, ni fusion, mais union“: Lacheret.

21) 5⁰/3 Kirchengemeinden mit 572 Pastoren und 20 Evangelisten.

22) Die Tätigkeit der reformierten Kirche Frankreichs auf dem Gebiete der äußeren und inneren Mission wie der Evangelisation ist eine außerordentliche, für die Heimatländer der Reformation geradezu beschämende. Die 1822 in Paris gegründete evangelische Heidenmissionsgesellschaft arbeitet erfolgreich auf acht Stationen, eine zweite jüngere Gesellschaft auf vier Stationen, eine Judenmissionsgesellschaft auf drei Stationen. Die erstgenannte Gesellschaft schloß im März 1905 mit einem Fehlbetrag von 142,300 Fr. Auf erlassene Aufrufe war das Defizit bereits im September reichlich gedeckt. Die aufopfernde Arbeit an den Ausfäbigen in Madagaskar sollte auf Regierungsbeschluß laizifiziert, die evangelischen Diakonissen durch weltliche Pflegerinnen ersetzt werden. Da aber solche nicht aufzutreiben waren, mußte die Regierung sich entschließen, die Diakonissen beizubehalten. — Nicht minder anerkenntenswert sind die Arbeiten auf dem Gebiete der inneren Mission und der Evangelisation.

Ich muß zu meinem Bedauern der verlockenden Versuchung widerstreben, den Leser auf diese Evangelisationswege zu führen, die zu den interessantesten Bildern gehören, die mir in meinem Leben vor Augen traten.

Ich will nur kurz anführen, daß es sich einerseits um zwei größere und eine Anzahl kleinere Vereinigungen handelt, welche staunenswerte Erfolge aufweisen, andererseits um Einzelunternehmungen von übergetretenen Priestern, Feuergeistern, deren innere und äußere Entwicklung in mehr als einem Punkte an die Geschichte unseres Luther erinnert. Die letztgenannten werden von den Vertretern der organisierten Kirche nicht ohne Mißtrauen angesehen. Soweit sie eine romfreie gallikanische Volkskirche anstreben, wird ihre Arbeit auf die Dauer erfolglos bleiben. Sie wird dasselbe Schicksal erleiden wie die Bestrebungen der deutschen Bischöfe in der Emscher Paktation von 1768, die Frankfurter Konferenzen von 1818, die deutsch-katholische Bewegung von 1848, die altkatholischen Bestrebungen von 1870. Ich habe mich auf einer mir unvergeßlichen Besprechung mit einigen dieser in Liebe für den Heiland und für ihr Volk glühenden Männern bemüht, sie auf die Erfolglosigkeit ihrer Bestrebungen hinzuweisen und sie zum Anschluß an eine bestehende Evangelisationsgesellschaft zu bewegen, ohne indes hindernde Bedingungen erhalten zu haben.

(Schluß folgt.)

Bericht

über die Verhandlungen auf der Inter-synodalen Konferenz in Ft. Wayne, Ind., Okt. 24. und 25. 1906, von C. Wünger.

Die Konferenz wurde in der üblichen Weise eröffnet von Pastor Moll. Prof. Dörmann wurde zum Vorsitzenden gewählt. Nach einigen Präliminarien wurden die Verhandlungen von Dr. Sellhorn eröffnet. Es handelte sich um die Frage: Ob und inwiefern das Verhalten des Menschen bei seiner Befehrung in Betracht kommt.

Dr. Sellhorn: Unsere Meinung ist, daß das Verhalten des Menschen in Betracht kommt, ja, es hängt davon ab, ob man befehrt wird, aber nicht so, daß irgendwie das Verhalten die Befehrung wirkt oder verdient. Es ist weder *causa efficiens* noch *causa meritoria*. Dieses ist allein Gottes Gnade und das Verdienst Christi. Es ist nicht einerlei, wie der Mensch sich verhält den Gnadenmitteln und dem Heiligen Geist gegenüber. Es ist nicht so: Will Gott dich befehren, so kannst du tun, was du willst. Stände es so, so würde folgen, einmal: Der Mensch wird befehrt, ohne daß er es hindern kann; zum andern: Der Mensch wird nicht befehrt, obgleich Gott ihn befehren könnte. Es folgt dann, daß Gottes Gnadenwille nicht für alle Menschen derselbe sei, und daß in demselben nicht dieselbe Kraft für alle sei.

Darum bestehen wir darauf: Es kommt etwas darauf an, wie der Mensch sich verhält. Gottes Gnade ist für alle da, sie ist eine *gratia sufficiens*; nicht bloß eine *gratia sola*, sondern eine *gratia*, die jedem das bietet, das er braucht. Lehrt man das nicht, so kann die *gratia* nicht für alle Menschen genugsam sein; nicht bei Unbefehrten, aber bei Befehrten ist sie genugsam, so muß es verschiedene Gnade sein. Die Gnade ist aber immer gleich, die Gnadenkraft in den Gnadenmitteln ist immer dieselbe. Daß die Unbefehrten nicht selig werden, liegt daran, daß sie es hindern; das könnten sie aber lassen. Der Mensch muß das mutwillige Widerstreben lassen. Diese Fähigkeit muß ihm die Gnade verleihen. Das muß in der von Gott selbst festgesetzten Ordnung geschehen, so daß er die Arbeit des Heiligen Geistes geschehen läßt, sich mere passive verhält. Wo das nicht wäre, so käme ein absoluter Gnadenwille und eine unwiderstehliche Gnade heraus.

Dr. Stöckhardt: Daraus, daß trotz der *gratia sufficiens* so mancher Mensch nicht befehrt wird, den Schluß ziehen (wie der Vorredner): also sei es verschiedene Gnade;—das ist falsche Schlußfolgerung. Gewiß,

auch wir reden von einem Verhalten des Menschen. Er muß äußerlich Gottes Wort hören und lernen, das muß da sein. Die Befehrerung hängt aber nicht davon ab, denn viele werden nicht befehrt, trotzdem sie Gottes Wort gehört haben.

Ein bestimmtes Verhalten, welches darin besteht, daß der Mensch dokraft der *gratia praeveniens* das mutwillige Widerstreben lassen kann, daß er nun befehrt werden kann, weisen wir als irrig ab.

Wie wir unser Bekenntnis verstehen, ist kein Unterschied in dem Widerstreben des natürlichen Menschen.

Das Bekenntnis redet nicht unterschiedlich von mutwilligem und natürlichem Widerstreben, sondern nennt das Widerstreben *it* und sagt, daß der Mensch *totus* widerstrebt, bis er befehrt wird. Befehrerung ist nun gerade aus Unwilligen—Willige machen. Darin rekurriert unser Bekenntnis auf die Schrift. Diese sagt, der natürliche Mensch ist tot und wird lebendig gemacht. Geistlich tot sein, das heißt jedwedes Unvermögen haben in geistlichen Dingen. Nun lehren unsere Gegner, der natürliche Mensch könne das mutwillige Widerstreben lassen, kraft der an ihm arbeitenden Gnade, und nun hänge es von ihm ab, ob er diese Kraft brauchen will oder nicht. Aber nach der Schrift ist der natürliche Mensch „tot in Sünden“, er kann keine ihm geschenkten Gnadenkräfte brauchen. Dazu muß er doch erst lebendig gemacht sein, und das ist die Befehrerung. Mein, vorher da ist alles verloren. Da vernimmt er nichts vom Geiste Gottes. Bis er lebendig ist, ist er tot und nur tot. Es gibt kein Vorstadium. Nehmen wir einen andern Spruch: Fleischlich gesinnet sein ist Feindschaft wider Gott. Tritt Gesetz und Evangelium an den natürlichen Menschen heran, so wird das Widerstreben ärger; er widerstrebt mit allen Kräften, bis Gott das Wunder tut, und aus einem steinernem Herzen ein Herz von Fleisch macht. Der natürliche Mensch kann nur widerstreben. Irgend ein Widerstreben lassen ist schon Änderung seiner Natur, ist schon Befehrerung. Nehmen wir Ephes. 2: „nicht aus euch.“ Das mutwillige Widerstreben lassen, ist aber ein Beitrag; dann kann es nicht mehr heißen: nicht aus euch. Stimmt auch nicht mit dieser Stelle.

Dr. Schmidt: Abgesehen von irgend einem Streit — reden wir von einem Verhalten des Menschen bei seiner Befehrerung, so meinen wir die Ordnung, welche Gott gesetzt hat für uns. Gott bindet seine Gnadenwirksamkeit an gewisse Mittel. Der Mensch hat die Freiheit, ob er die Mittel brauchen will oder nicht. Darauf nimmt Gott Rücksicht. Wenn nun Gott durch das Mittel wirkt, wie dann? Der Mensch läßt dann das Widerstreben durch die an ihm arbeitende Gnade. Darum ruft der Herr: Heute, so ihr seine Stimme höret, verstopfet euer Herz nicht. Es gibt eine vorbereitende Gnade, denn die Befehrerung hat Anfang, Fortgang und Vollendung. Wie nun steht es mit dem Verhalten beim Anfang der Befehrerung? Der Mensch ist tot. Ja, darin sind wir alle einig. Was nun geschieht ist *alles Gnade* und *alle in Gnade*. Der Gnadenzug tritt an das Herz heran. Nun kann der Mensch nicht machen, was er will. Der

Mensch erkennt seine Sünde, dann hat er halbe Lust, so sagt Luther (gegen die Antinomier). Niemals aber kommt etwas aus den natürlichen Kräften des Menschen. Kann der Mensch nun noch widerstreben? Er hat gratia sufficiens, so daß er jetzt tun kann, was er tun soll. Gottes Gnade ist eben darnach eingerichtet, daß dieselbe in dem Herzen wirkt, daß der Mensch nun tun kann, was er tun soll. Das ist das *auxilium gratiae*. Das ist die Hilfe für ihn, daß er das tun kann.

Prof. Fritschel: Es liegt eine Differenz in den Begriffen. Ist die Befehrerung ein Moment oder ein Prozeß? Befehrerung kann im doppelten Sinn, im engeren und weiteren, genommen werden. Befehrerung ist Reue und Glaube, so lehrt die Schrift von der Befehrerung. Unser Bekenntnis handelt davon im weiteren Sinn. Dort wird *conversio* und *poenitentia* für Befehrerung gebraucht. Dann soll unser Bekenntnis keinen Unterschied machen zwischen natürlichem und mutwilligem Widerstreben, weil es sagt, der Mensch widerstrebt totus? Widerstrebt denn der Mensch nicht nach der Befehrerung auch noch? Ist das aber ein Widerstreben, welches dem Heiligen Geist den Weg verlegt? Also unterscheidet unser Bekenntnis doch zwischen natürlichem und mutwilligem Widerstreben. Und nun vom Verhalten, das äußere Gnadenmittel muß gebraucht werden. Wer es nicht braucht, macht es unmöglich, daß er befehrt wird. Befehrerung ist noch nicht Wiedergeburt. Die Wiedergeburt ist der letzte Moment in der Befehrerung. Das Bekenntnis redet von einem status in ipsa conversione. Es gibt ein Verhalten vor, in und nach der Befehrerung. Hinweis auf den Westlichen Synodalbericht.

Prof. Köhler: Aus den verschiedenen Reden, die gehalten wurden, erkennt man schon die verschiedene Art, die Lehre zu treiben. Es wird auf der anderen Seite mit Schlußfolgerungen operiert. Unsere Seite steht in der Schrift und in der Konkordienformel, im Bekenntnis. Schlußfolgerungen führen zu Ungereimtheiten, z. B. Dr. Schmidt redet von einer Ordnung, die Gott gesetzt für den Unbefehrten. Das ist doch Gesetz, wenn ich sage: er muß sich so und so verhalten. Ich meine, die Lehre von der Befehrerung ist doch Evangelium. Dr. Schmidt redet vom dritten Brauch des Gesetzes schon vor der Befehrerung. Dahin kommt man mit dieser Art Lehre zu treiben.

Gerade wie in dem Handel von der Gnadenwahl reden Schrift und Bekenntnis auch in diesem Handel von der einen Seite so und von der andern Seite anders, so daß man nicht von dem einen auf das andere schließen darf.

Man lese F. C. S. D. S. 599 § 45 sq. S. 600 § 48 Hier wird davon gehandelt wie wir uns gegen solche Mittel verhalten sollen (aber nicht in einer gesetzlichen Weise wie Dr. Schmidt), S. 601 § 52, 53, äußerlich kann der Mensch das Wort hören und lesen. Darin hat er etlichermaßen einen freien Willen. (Hier aber nicht der dritte Brauch des Gesetzes.) Wenn irgendwo so müßte doch das Bekenntnis hier davon reden, daß es auch auf das Verhalten des Menschen ankomme. Nachher sagt das Bekenntnis, die da widerstreben, werden nicht befehrt. § 57 und 58.

Dr. Allwardt: Dr. Stöckhardt sowie Prof. Köhler und das Bekenntnis widersprechen sich. Das Bekenntnis lehrt ein Widerstreben wider das Gesetz und ein Widerstreben wider das Evangelium. Auch nach der Befehrung noch gibt es ein Widerstreben, welches keine Befehrung wegnimmt. Daß es ein Widerstreben gibt, durch welches dem Heiligen Geist der Weg verstellt wird, daß er sein Werk in ihnen nicht haben kann, dieses leugnet also Dr. Stöckhardt. Jedoch freut es mich zu hören, daß der natürliche Mensch auch Gottes Wort hören kann. Es ist also nicht so, daß es nicht davon abhängt, ob ich in den Saloon oder in die Kirche gehe, sondern ich muß Gottes Wort hören. Aber nicht alle werden befehrt, die Gottes Wort hören. Es ist also ein verschiedenes Verhalten und darauf kommt es an. Hier will nun Prof. Köhler den dritten Brauch des Gesetzes verstanden haben.

Prof. Bente: Um die Differenz genau zu fixieren, verliest er Sätze.

1.) Unsere Gegner lehren ein Verhalten (Thun oder Lassen) des noch unbefehrten Menschen, dem die Befehrung immer nur aber auch unfehlbar folgt. — Wir lehren, daß ohne den Gebrauch der Gnadenmittel niemand befehrt wird; ein Verhalten, dem die Befehrung unfehlbar folgt, verwerfen wir.

2.) Unsere Gegner lehren, daß dieses Verhalten ist die Unterlassung des mutwilligen Widerstrebens gegen die befehrende seligmachende Gnadenarbeit des Heiligen Geistes. Wir: Wer sich der befehrenden Gnade gegenüber recht verhält und wer das mutwillige Widerstreben läßt, der ist befehrt und braucht nicht erst befehrt zu werden. Dies Unterlassen geht weder zeitlich noch sachlich noch logisch der Befehrung voraus. Befehrung ist identisch mit Unterlassen des mutwilligen Widerstrebens.

3.) Unsere Gegner: Das Unterlassen des mutwilligen Widerstrebens ist eine vom Menschen kraft der Gnade zu erfüllende Vorbedingung zu seiner Befehrung. Wir: Gott kann dieses Widerstreben nicht bloß wegnehmen, sondern nimmt es auch weg und dadurch wird der Mensch befehrt. Der Mensch aber widerstrebt, bis er befehrt wird.

4.) Unsere Gegner: Unter dem Einfluß des Wortes hat der noch unbefehrte Mensch die Kraft und das Können, das mutwillige Widerstreben zu lassen und sich recht zu verhalten gegen die Gnade. Wir: Dann werden dem Menschen vor seiner Befehrung geistliches Leben, Kräfte und Akte zugeschrieben. Das verwerfen wir.

5.) Unsere Gegner: Das Unterlassen des mutwilligen Widerstrebens ist nötig als Vorbedingung, ohne welche dem Heiligen Geist der Weg versperrt sei, so daß er die Befehrung nicht wirken kann. Wir: Das Unterlassen des mutwilligen Widerstrebens ist nötig, weil es identisch ist mit dem Glauben als dem Ziel der aktiven Befehrung und das Wesen der passiven Befehrung ist.

6. Unsere Gegner: Es gibt Unbefehrte, die sich von den wirklich Befehrten unterscheiden darin, daß sie unter dem Einfluß der Gnade die Kraft

haben, das mutwillige Widerstreben zu lassen; also ein Zwischenzustand. Wir: Einen Zwischenzustand (*status intermedius*) gibt es nicht. Unbefehrte haben nur Kraft zu widerstreben.

7.) Unsere Gegner: Das natürliche Widerstreben ist ein allen Menschen gemeinsames Widerstreben; das mutwillige Widerstreben aber ein über das natürliche Widerstreben aller Menschen hinaus gesteigerter böser Wille in etlichen. Wir: Dies ist gegen die Lehre von der Erbsünde.

8.) Unsere Gegner: Wenn sie sagen, die Befehrung hängt nicht allein von der Gnade ab, sondern in gewisser Hinsicht vom Unterlassen des mutwilligen Widerstrebens, so leugnen sie das *sola gratia*.

Von unserem Standpunkt aus machen sie das Verhalten des noch unbefehrten Menschen zur eigentlichen Ursache der Befehrung; und von ihrem eigenen Standpunkte aus ist das Verhalten zur veranlassenden bedingenden Ursache der Befehrung gemacht, welcher die Befehrung immer folgt.

Dr. Steinhorn: Dr. Stöckhardt leugnet einen Unterschied im Widerstreben. Dagegen höre man, was die Konfordinformel sagt Seite 555, § 11. Darnach gibt es ein Widerstreben, dadurch dem Heiligen Geist der Weg verstellt wird, so daß er sein Werk nicht haben kann. Auch sagt Christus zu Jerusalem: Ihr habt nicht gewollt. Das war ein besonderes Widerstreben, welches wir das mutwillige Widerstreben nennen. Wäre das bei allen, dann würde niemand befehrt. Dann müßte es von allen heißen: Ihr habt nicht gewollt. Ja, der Mensch ist tot—geistlich tot, aber nicht überhaupt tot. Er hat formale Freiheit, nicht reale. Was ist denn Synergismus? Dieses: Wenn der Mensch aus eigenen natürlichen Kräften irgend etwas zu seiner Seligkeit beiträgt (das *se applicandi ad gratiam*). Wir sollen also gar keine Schlüsse machen. Für uns ist aber nicht maßgebend, was unsere Gegner in diesen Stellen finden, nicht das *Verständnis* unserer Gegner, sondern was Gottes Wort sagt, muß gelten. Missouri hat auch Schlußfolgerungen gebraucht. Diese Methode ist richtig. Die Kirche hat es immer so getan. Gerade was Missouri leugnet, steht *J. C. S.* 601. Darum ist recht lutherisch der Unterschied zwischen beiderlei Widerstreben. Das natürliche Widerstreben hindert die Befehrung nicht, sonst würde keiner selig. Aber das mutwillige Widerstreben macht es unmöglich. Der Geist kann sein Werk da nicht haben.

Dr. Stöckhardt: Der Hauptpunkt ist also: Der Unterschied zwischen natürlichem und mutwilligem Widerstreben. Die Befehrung hängt davon ab als etwas, darauf es ankommt, ob der Mensch Gottes Wort hört oder nicht. Natürliches und Mutwilliges als verschiedenes Widerstreben ist nicht Lehre des Bekenntnisses. Unser Bekenntnis lehrt: Das Widerstreben ist in allen Menschen; es ist *insita contumacia*, es entwickelt sich, wird immer ärger, es bleibt aber immer dasselbe, nur bei den Befehrten findet aber eine Unterbrechung statt. *J. C.* Seite 555 § 11. Diesen Artikel haben die Gegner grob mißverstanden; besonders die Worte: verstellen den ordentlichen Weg. Nach diesen Worten folgt aber noch ein

„oder“, welches bedingt ist durch das „entweder“. Dies ist sehr wichtig. Es werden hier zwei Klassen Leute genannt. 1.) Solche, die Gottes Wort gar nicht hören (positiv: sondern mutwillig verachten). (Dies ist identisch mit nicht hören). Contumaciter contemnunt. Das ist contumacia externa 2.) Solche, die, da sie gehört haben, es wieder in den Wind schlagen und nicht achten (contumacia interna).

Nur bei der ersten Klasse heißt es, daß sie dem Heiligen Geist den Weg versperren. „Widerstreben“ und „Weg verstellen“ sind aber zwei verschiedene Dinge. „Weg verstellen“ das heißt das Wort nicht hören, aber nicht widerstreben. Der „Weg“ ist das Wort, das Instrument des Heiligen Geistes. Das ist die Brücke, die der Mensch abbricht, auf welcher der Heilige Geist zu ihm kommt.

Pastor Schumann: Weist darauf hin, daß der Streit schon längst entschieden sei durch die Konkordienformel in dem Artikel 2 Vom freien Willen.

Dr. Schmidt: Gott hat eine Gnadenordnung, in welcher er befehrt. Diese leugnet man, weil man sie für Gesetzesordnung hält. Wenn der Mensch nur Gottes Wort hört und den Heiligen Geist arbeiten läßt, soll er ganz gewiß befehrt werden. Gottes Ordnung ist für uns. Ein Gleichnis: Ich kann mit einem Zuge in 15 Stunden nach Hause kommen, aber nur dann, wenn ich den Zug nehme. So kann ich befehrt werden, aber nur dann, wenn ich mich in Gottes Ordnung füge.

Das mutwillige Widerstreben ist dasselbe wie das natürliche (vom alten Adam?—ja!), aber der Mensch—der Mensch in oder unter der Befehrung, das ist doch etwas anderes. Der Mensch, der tot ist, hat doch durch die Arbeit des Heiligen Geistes Kräfte, das Widerstreben zu lassen.

(Schluß der Vormittagsitzung.)

Dr. Richter: Wir verstehen unter unwiderstehlicher Gnade dieses, daß der Heilige Geist das mutwillige Widerstreben wegnimmt. Befehrung ist Lebendigmachung. Das Wegnehmen des mutwilligen Widerstrebens gehört zur mortificatio. Das mutwillige Widerstreben ist das Streben gegen die erkannte Wahrheit, und ist in der Art verschieden von dem natürlichen Widerstreben. Die Befehrung ist im letzten Grund nicht abhängig von dem Verhalten des Menschen. Wir verwerfen entschieden allen Synergismus und betonen, die Befehrung wird nicht bewirkt durch das Verhalten des Menschen.

Dr. Alwardt: Das mutwillige Widerstreben ist nicht ein gesteigertes fanatisches Widerstreben, sondern das Widerstreben wider besser Wissen und Gewissen. Dieses verstehen wir darunter. Für diejenigen, welche die Sünde wider den Heiligen Geist begangen, sollen wir nicht beten. Wir haben aber Beispiele in der Schrift, in welchen

unser Stellung klar angegeben ist. Der Heiland am Kreuz betet für seine Mörder: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Diese waren aber fanatisch, bei ihnen war fanatisches Widerstreben, und dennoch war Hoffnung vorhanden für ihre Umkehr, sonst hätte der Heiland nicht für sie gebetet. Der Apostel Paulus war ein ähnlicher Sünder, Er hat in fanatischer Weise die Gemeinde Gottes verfolgt, und doch ist ihm Barmherzigkeit widerfahren. Er hat es unwissend im Unglauben getan. Was Paulus von sich sagt, ist doch dieses: Ich war noch nicht so verhärtet und abgestumpft, daß keine Umkehr möglich war. Ich war noch nicht über die Grenze gekommen, wo es keine Befehung mehr gibt. Ein weiteres Beispiel nennt Petrus in seiner Pfingstpredigt: Ihr habt den Herrn der Herrlichkeit gekreuziget, aber ihr habt es in Unwissenheit getan. Petri Predigt hatte noch Erfolg. Das gibt die Frage zu erkennen: Was sollen wir tun? Petrus antwortet: Tut Buße u. s. w. Da ist Buße im engeren Sinn genommen.

Die Predigt des Stephanus hatte dieselbe Wirkung. Es ging ihnen durchs Herz. Sie steinigten ihn — da ist das mutwillige Widerstreben. Sie hatten schon wirklich christliche Erkenntnis (ging ihnen durchs Herz) und doch handelten sie dagegen, widerstrebten mutwillig und steinigten Stephanus. Dieses ist aber nicht in allen, dieses mutwillige Widerstreben. Warum werden alle Kinder, die getauft, auch wiedergeboren? Das Kind kann eben noch nicht widerstreben wider besser Wissen und Gewissen.

Es gibt also ein zweifaches Widerstreben nach der Schrift, wie wir lehren: das natürliche in allen, und das mutwillige in denen, die mehr oder weniger zur Erkenntnis der Wahrheit oder der Sünde gekommen sind, die dann diese Erkenntnis unterdrücken, so daß es nicht zur Befehung kommen kann.

Wer da lehrt, daß der Mensch irgend etwas zu seiner Befehung beiträgt, der lehrt falsch. Wer aber lehrt, daß der Mensch durch den Heiligen Geist allein, aber nach der von Gott festgesetzten Ordnung beföhrt wird, der lehrt lutherisch.

Prof. Fritschel: Es wird behauptet, der Unterschied zwischen natürlichem und mutwilligem Widerstreben finde sich nicht bei den Dogmatikern des 16. Jahrhunderts. Dagegen ein Zitat aus Schlüsselburg: „behält sich der Mensch widerstrebend in der Befehung.“ Es gibt ein doppeltes Widerstreben; dafür ein Zitat von Kirchner, auch Chemnitz, dieselbe Darlegung auch im No. Synodalbericht 1876. Da wird unterschieden natürliches (angeborenes) Widerstreben und mutwillig beharrliches Widerstreben (was hinzu kommt). Man vergleiche auch Braßberger, wo er sagt: „Die Pharisaer halten nicht still.“

Prof. Wente: Das Unterlassen des mutwilligen Widerstrebens geht also der Befehung voraus!! Wir kennen ein Verhalten vor, in und nach der Befehung. Vor der Befehung: der Mensch muß Gottes Wort hören und lesen. In der Befehung ist das rechte Verhalten: Glauben. (Lassen des mutwilligen Bestrebens ist ja Befehung.) Nach der

Befehung: Gottes Wort hören, lesen, beten, fleißig sein in guten Werken. So lehren wir. Wo wird das im Bekenntnis gesagt, daß der Mensch das mutwillige Widerstreben lassen könne? Doch nicht in der so vielfach angeführten Stelle: *F. C.* § 12, *S.* 555. Man darf diesen Satz nicht auseinanderreißen. Es wird hier geredet von solchen, die dem Heiligen Geist den Weg verstellen, das sind die, welche das Wort nicht hören wollen; und dann von solchen, die es gehört haben, aber wieder in den Wind schlagen. Das ist nun das mutwillige Widerstreben, von dem wir reden. Hören wir, wie das Bekenntnis lehrt. *S. D.* 2, § 48, *S.* 601. § 46 und § 47 muß man hinzunehmen. § 46 handelt von Enthusiasten und Epikurern, § 47 von Klein gläubigen. § 52 redet von Gottes Kindern. § 48 wie wir uns gegen solche Mittel verhalten und sie gebrauchen sollen; da redet unser Bekenntnis doch von schon Befehrten. Dieses lehrt doch nicht, daß der Unbefehrte das tun kann.

Direktor Beer: Was ist nun der *status controversiae* oder das *centrum controversiae*? Lehren die Thioer, daß der Mensch nicht in der Befehung, sondern schon vor der Befehung Kräfte hat und dieselben in Tätigkeit setzt? Die Befehung ist kein Prozeß, sondern ein Moment, ein Punkt. Der Akt der Befehung hat wieder Unterakte, welche aber verschieden sind. Was ist Gottes Wirken in der Neue? Es ist das propädeutische Wirken Gottes.

Dr. Stöckhardt: Vor dem Streit ist nicht immer so affirmat geredet worden, wie das jetzt geschieht; weil eben damals diese Lehre nicht so in den Vordergrund gezogen wurde. Die von Dr. Alwardt angezogenen Bibelstellen sind richtig exegesiert. Wenn man aber mutwilliges Widerstreben im Sinne von Sünde wider den Heiligen Geist fassen will — so gehört das nicht hierher. Hier reden wir von solchen, die befehrt werden können, und nicht von solchen, welche die Sünde wider den Heiligen Geist begehen. Um wieder auf das „Weg verstellen“ zu kommen, welches das mutwillige Widerstreben sein soll, so ist doch festzuhalten, daß hier von zweierlei Menschen die Rede ist; von Hörern und von Nicht Hörern. Die Nicht Hörer verstellen den Weg, das ist doch nicht mutwillig widerstreben, denn der Weg ist eben die Predigt, die sie nicht hören. Man beachte doch *S. D.* 2, § 52 bis 54, *S.* 601. Durch dieses Mittel wirkt Gott. Hier müßte doch das Bekenntnis reden von einem Zwischenstadium. Dann beachte man auch § 60.

Dr. Schmidt: Bezieht sich auf die Vorrede zum Jahrgang 1906 im Lutheraner. Hier wird doch gerade so geredet, wie wir immer reden. Dasselbe lehrt auch Jesaias in der Stelle vom Weinberg. *Jes.* 5. Wenn Gott an das Herz eines Menschen herantritt, so liegt schon darin, daß der Mensch das Widerstreben lassen kann, durch die Gnadenarbeit des Gnadenrufes Gottes. Die Gnade ist sufficiens für jeden. Er kann das Widerstreben lassen. Erwählte behalten sogar die Freiheit, zu widerstreben. Wenn der Mensch das widerstreben nicht lassen kann, wie unsere Gegner lehren, so ist die Gnade nicht genügend, non sufficiens, so will Gott nicht alle Menschen selig machen.

Pastor Schumann: Ermahnt, man solle doch bei der Schrift bleiben, und sich an die Aussagen derselben halten. Kindlich glauben, was dieselbe uns vorlegt und nicht durch Schlußfolgerungen Lehren entwickeln wollen. Gottes Wort allein muß entscheiden.

Dr. Stub: Was wird unter „Verhalten in oder bei der Befeh- rung“ verstanden? Ist es dieses: äußerlich offenbare Sünden lassen? Nein. Ist es dieses: äußerlich Gottes Wort hören, lesen? Dieses Ver- halten muß da sein, obgleich doch nicht alle, die Gottes Wort hören und le- sen, darum auch selig werden. Dies sind pädagogische Akte, welche da sein müssen, aber sie wirken nicht mit zur Befehrerung, sind nicht *causa effectiva* noch *meritoria*, sondern sind einfach *praevieniens*. Unter Verhalten kann hier nur verstanden sein: das innere Verhalten des Herzens gegen die Gnade, das Unterlassen oder Aufheben des inneren Widerstrebens gegen die Gnade. Dies ist aber wirklich ein Teil der Befehrerung. Ist es denn mög- lich, sich einen Menschen zu denken, der dieses alles läßt, bei dem aber noch nichts positives da ist? also ein *vacuum*? Es muß hiermit schon die Be- fehrerung gesetzt sein. Ist dieses nun ein Werk Gottes oder ein Werk des Menschen, oder beider? Kann das ein Mensch? Ist das nicht ein Schöpfer- akt? — Aufhebung des mutwilligen Widerstrebens? Gott allein tut es.

Prof. Köhler: Man hat mich mißverstanden, als ich redete von der Heilsordnung als vom dritten Brauch des Gesetzes. Ich habe so gere- det: Es wird die Heilsordnung zu einer Gesetzesordnung gemacht, wenn das Verhalten so dargestellt und von den Unbefehrten ein Verhalten gefordert wird, wie das Dr. Schmidt getan hat. Nicht ich mache die Heilsordnung zu einer Gesetzesordnung, sondern Sie selbst tun es durch ihre Darstellung. Es ist nötig, daß man sorgfältig so redet, wie Schrift und Bekenntnis reden. S. D. § 55, S. 601. Des Hörers Laufen und Wollen ist umsonst, darauf folgt keine Befehrerung, und doch ist das Hören und Lesen des Wortes notwendig. Also hier, in dieser angeführten Stelle hätte doch das Bekenntnis reden müssen vom Verhalten. Aber die Schrift sagt nichts derartiges, darum das Bekenntnis auch nicht. Die Schrift sagt nicht das Gegenteil von: Ihr habt nicht gewollt—also ihr habt gewollt. Solche Schlußfolgerungen dürfen wir nicht machen. Das „Wenn“ in § 55 (wenn das Wort Gottes u. s. w.) ist nicht Bedingung, sondern gibt die Ordnung an. Diese Leute sind befehrt, und in Bezug auf das Zustande- kommen ihrer Befehrerung ist da nur von Gottes Gnade die Rede. Dann sagt das Bekenntnis ja ausdrücklich in § 61: der Mensch habe keinen *um agendi* in geistlichen Dingen. Gott hat zwar einen *modum agendi* da er wirkt durch Wort und Sakrament am Herzen des Menschen. Hier wäre doch die Gelegenheit gegeben.

Dr. Sellhorn: Der Mensch hat nicht die Kraft aus sich selbst, sondern Gott wirkt so auf ihn ein, daß er das Widerstreben lassen kann. Die Dogmatiker haben wir für uns. Daß uns dieses jetzt zugestanden wird,

darüber freuen wir uns. Auch dieses wird zugestanden, daß Missouri früher nicht ganz korrekt geredet habe. Nun unser Bekenntnis. Seite 600 hier wird erst gelehrt, wie wir die Gnadenmittel recht gebrauchen und so bekehrt werden.. Da ist ja das Verhalten des Menschen angegeben. § 57 ja, dann ist die Rede vom verkehrten Handeln, § 60 ist die Rehrseite von dem andern. Rechtes Verhalten führt zur Befeuerung und umgekehrt. Wir sollen mit Fleiß und Ernst zuhören, dann tut Gott es gewiß, daß er uns befehrt. Zu § 12 S. 555 sagt Dr. Stöckhardt: Wer nicht hört, widerstrebt nicht dem Heiligen Geist.

Dazu vergleiche man S. D. IX, § 40, S. 713. Das Verachten des Wortes, also das Nichthören, soll doch die Befehung hindern. Sie stoßen das Wort von sich, widerstreben dem Heiligen Geist. Und also sind viele berufen, und wenig auserwählet. (Seite 713.)

Prof. Wente bezieht sich auf einen Artikel in den Theol. Zeitblättern, wo es heißt, daß der Mensch das mutwillige Widerstreben lassen kann mit den Kräften, die er dann hat. Man lasse § 55, Seite 601, und vergleiche § 47, dann 53. Das „wenn . . . die Menschen mit Fleiß und Ernst zuhören.“ Bezieht man das auf die Unbefeierten, so müßte es doch heißen: wenn sie das mutwillige Widerstreben lassen gegen die befehrende Gnade. Bezieht man es aber auf die Befeherten, so ist es Heilsbedingung. Warum heißt es nicht auch in §60 später: Die dem Heiligen Geist „mutwillig“ widerstreben, sondern nur einfach widerstreben?

Dr. Allwardt: Nehmen wir das Beispiel von Felix, war da nicht das Werk der Befehung im Gang? Das bloße Hören tut es nicht, das ist Mittel, nicht Teil der Befehung. Zeigt uns doch ein Beispiel oder einen Spruch, wo ein mutwillig Widerstrebender befehrt wurde. Es ist eigene Wahl, wenn jemand sich verhärtet.

Prof. Fritschel: Unsere Gegner machen es verkehrt. Man muß von unten an aufgehen, nicht umgekehrt. Befeherte haben nicht mutwillig widerstrebt. Die Sünde wider den Heiligen Geist ist der Superlativ des mutwilligen Widerstrebens. Das Unterlassen des mutwilligen Widerstrebens ist mere passive. In dem Bericht von Wisconsin 1903 steht, Unruhe und Sehnsucht nach Frieden ist schon Befehung.

Dr. Stöckhardt: Jes. 5 ist doch gewiß nicht eine Stelle für die Gegner. Wir erkennen eine gratia sufficiens an. Gott gibt genügend Kraft zur Befehung. Er hat es an nichts fehlen lassen. Rechtes Verhalten ist pures lauterer Gnadenwerk Gottes. Röm. 9, B. 15. Beides ist wahr nach der Schrift. Die Vermittlung der beiden Dinge ist nicht unsere Sache. Das angeführte Zitat auf Seite 713 § 40 vergleiche man mit § 6 Seite 603. Dann wird man das rechte Verständnis bekommen.

Dr. Schmidt: Gott sagt doch, die Menschen sollen sich helfen lassen. Die Menschen haben auch Verantwortung. Wir müssen predigen.

Ihr Leute habt auch etwas zu tun. Wir dürfen doch nicht predigen: das Widerstreben hat nichts damit zu tun; das hindert nicht die Befehring. Denn Gott befehret, welchen er will. Das ist ja das große Geheimnis: „w e l c h e n e r w i l l“. Nein, der Mensch hat auch eine Verantwortlichkeit gegenüber der befehrenden Gnade. Die Gnade ist gewiß die alleinige, die wirkende Ursache. Aber im Gnadenruf liegt die Möglichkeit, das Widerstreben zu lassen.

(Schluß für den ersten Tag.)

Büchertisch.

COUNTRY SERMONS. — New Series. Vol. II. Sermons on the Epistles for the Church Year. Festive Cycle, Advent to Pentecost. By REV. E. KUEGELE. 38 Sermons. 362 pages. Cloth, \$1.25. Customary discounts to Pastors. Augusta Publishing Co., Crimora, Va.

Diese Predigten sind von Pastor Kuegele vor seiner Gemeinde, der sie auch gewidmet sind, gehalten worden. Die Texte sind die bei uns gewöhnlichen Episteln. Wer mit Walthers Predigten vertraut ist, merkt diesen Predigten die Walthersche Schule an. Wo Walthers einen Text vollständig Satz für Satz verwertet, da sind diese Predigten ihm ähnlich in der schlichten gemeinverständlichen Exegese und Anwendung und in dem ordentlichen Aufbau des Ganzen. Aber unser Verfasser hat, soweit ich sehen konnte, diese Art durch das ganze Buch durchgeführt, und dadurch kommt seine Eigentümlichkeit zur Geltung, daß er nämlich bei dem Vortragen der einfachen Katechismuskathesen die Leser oder Hörer unauffällig auch in die nebenanliegenden Gebiete der Schrift, in ihre Geschichte, ihre Sprache und dergleichen einführt. Auch ist die äußere Form der Sprache und der Gedankenentwicklung noch einfacher als bei dem großen deutschen Vorbild. Man sieht bald, daß das in der Natur der betreffende englischen Verhältnisse liegt. Sonst aber ist der ganze Inhalt der Predigten Kuegele's dem, was sein Lehrer bietet, ähnlich, das, was dem Volke unmittelbar nötig ist, einfach, unmittelbar, direkt und überall herrscht das Evangelium vor, was sogar leicht entschwindet, wenn englisch gepredigt wird, weil dann eben oft andere Muster zur Geltung kommen als unsere ge-

fund lutherischen Väter. Eben darum erscheinen mir diese Predigten auch empfehlenswert, weil sie „nichts besonderes“ sind; denn ich habe bis jetzt gefunden, daß da, wo man geistlich von der in unsern lutherischen Kreisen gewohnten Art in äußeren Dingen abging, auch in dem Inhalt ein fremder, meist gesetzlicher Ton nach Art der Secten herrschte. Es ist zwar nicht notwendig, daß ein solcher Zusammenhang zwischen Form und Inhalt obwalte, es pflegt aber so zu sein.

K.

Allgemeine Einleitung in das Alte Testament. Der Kanon.

Von William Henry Green, Dr. theol. und jur., Professor der orientalischen und alttestamentlichen Literatur am theolog. Seminar in Princeton, N. J.—Aus dem Englischen übersezt von Dr. phil. Otto Becher, Pfarrer in Wenzingen, Baden.—Vom Verfasser autorisierte Uebersetzung.—Stuttgart, Verlag von Max Kiehlmann, 1906.

Mit Freuden ergreifen wir die Gelegenheit, die uns die Zuwendung dieses Buches bietet, die einleitenden und kritischen Werke Wm. H. Greens und die von Dr. Becher besorgten deutschen Uebersetzungen derselben unsern Lesern zur Kenntnis zu bringen und zu empfehlen. Green war einer der wenigen Theologen, die sich der modernen, bereits von Spinoza, Richard Simon und Astruc inaugurierten, dann von Semler, G. L. Bauer, Eichhorn, De Wette, Ewald, Credner, Hupfeld zur Herrschaft gebrachten, von Hengstenberg, Hävernick, Drechsler, H. Ranke, Keil und meistens auch von Franz Delitzsch siegreich bekämpften, dann aber in der sogenannten Wellhausen'schen Schule (Watte, Keuß, Graf, Wellhausen, Rünen, Cornill, Wildeboer, Stade, Smend, Kayser, Budde, Kautzsch, Paul Haupt, Briggs, Harper und vielen andern) radikal gewordenen alttestamentlichen Kritik mit einer eisernen Stirn entgegenstellten. Während die sogenannte vermittelnde Schule (Meek, Niehm, Driver¹ Stähelin, Davidson, Klostermann, König, Strack, Camphausen, Aug. Köhler, Möldeke, Volk, Wright, Robertson, Drelli, Dettli, und viele andere) zwar der naturalistisch-evolutionistischen Entwicklungstheorie der Wellhausenianer (ein besonderes Eingreifen Gottes in die Entwicklung des Volkes Israel gäbe es nicht, diese sei ganz naturgemäß verlaufen und der Pentateuch sei wesentlich ein Produkt der israelitischen Kultur und zum größten Teil erst nach dem Exil entstanden) entgegengetreten, so stimmen sie derselben doch in der literargeschichtlichen Frage bei, huldigen in bezug auf den Pentateuch (Hexateuch) der Quellenscheidung, lassen ihn wesentlich erst um 1100 fertig sein, streiten Jesaias II. und einen großen Teil von I. dem Jesaias ab, verlegen eine Anzahl Psalmen und das Buch Daniel in die Makkabäerzeit und sprechen einer andern Anzahl alttestamentlicher Bücher die Kanonizität ab. Ueberhaupt ist ihnen das Alte Testament noch viel weniger als das Neue ein göttlich inspirierter Kanon der Lehre und des Lebens sondern eine stark fehlerhafte menschliche, wenn auch unter Gottes besonderer Erleuchtung und Regierung zustanden-

kommene „Urkunde“ der Offenbarung. Strack schrieb in den neunziger Jahren: die traditionell apologetische Richtung (Hengstenberg, Hävernick, Keil) habe in Deutschland keinen nennenswerten Vertreter mehr. (S. Einleitung, 32, 10. p. 6.) Aber das war den Mund stark voll genommen. Er wurde durch das Auftreten von Männern wie Ad. Zahn, C. Rupprecht, Böhl, Bender, Noos, Lügengestraft, und auch Ausländer wie French, Bissel, Baxter, Hoedemaker, vor allen andern aber Green, traten der modernen destruktiven Kritik mit Macht entgegen. Wir stehen nicht an, Wm. Hy. Green die erste Stelle unter den positiven Kritikern der eben verflorenen Zeit einzuräumen. Er brach, soviel wir wissen, zuerst eine Lanze gegen den Bischof von Natal, John Wm. Colenso, der 1862, im ersten Teile seines später bis auf 7 anschwellenden Werks: *The Pentateuch and the book of Joshua critically examined*, die Authentie des Pentateuchs und die Inspiration des Alten Testaments angegriffen hatte, darauf abgesetzt, 1895 aber vom Privy Council der Church of England wieder eingesetzt worden war. Green schrieb gegen ihn seine Schrift *“The Pentateuch vindicated,”* 1863. Aber erst zwanzig Jahre später, nachdem die Wellhausen'sche Schule in Deutschland so großes Furore zu machen angefangen und auch in England und Amerika schnell viele begeisterte Anhänger gefunden hatte, trat er in die Reihe der professionellen Bekämpfer derselben ein. Es erschienen von ihm *“Moses and the Prophets,”* 1883; *“The Hebrew Feasts, etc.,”* 1885. Von 1889 bis 1892 wechselte er eine Reihe von Streitartikeln über *“The Pentateuchal Question”* mit Dr. Harper in der Zeitschrift *“Hebraica,”* V-VII. 1895 gab er *“The Higher Criticism of the Pentateuch”* heraus, und 1895 folgte sein großes Werk, *“The Unity of the Book of Genesis,”* das Prof. Zöckler in Greifswald für eins der gründlichsten Werke über die Genesisfrage vom orthodoxen Standpunkte aus erklärte. Sein letztes größeres Werk ist, soviel wir wissen, *“A General Introduction to the Old Testament,”* von dem der erste Teil, *“The Canon,”* 1898, und der zweite *“The Text,”* 1899 erschien. Green starb in den neunziger Jahren.

Was nun Green auszeichnet, ist neben seinem bibelgläubigen Standpunkt vor allem die stoische Ruhe, die Objektivität und die wissenschaftliche Gründlichkeit, mit der er die kritischen Fragen des Alten Testaments behandelt. Er stellt sich auf den Boden der Geschichte und legt an die einzelnen Schriften des Alten Testaments die Methode der profangeschichtlichen Kritik. Er kommt überall zu den Ergebnissen, die die Negativen als traditionell-apologetisch bezeichnen. In den Aufstellungen seiner Gegner läßt er kaum einen wichtigen Punkt unwiderlegt. Er zeigt, daß die Quellencheidung auf kleinen Neugierigkeiten, auf falschen Voraussetzungen, oft auf geradezu bodenloser Willkür beruht. Er weist Wellhausen nach, daß er mit der Grasschen Geschichtskonstruktion die Rolle, die Israel in der Weltgeschichte gespielt hat, unverständlich macht; auch Männer wie Strack und König und besonders Sam. Driver, mit dem Green sich viel abgibt, erscheinen hier als Leute, die mit großer Dreistigkeit Schlüsse ziehen ohne gültige Prämissen. Das ist überhaupt die große Stärke aller Green'schen Schriften: die unbarmherzige Prüfung der gegnerischen Aufstellungen an den Gesetzen der Logik. Insbesondere jungen Pastoren, denen der wissenschaftliche Ruf der modernen Theologen imponiert, die sich oft außerstande sehen, deren Argumente zu widerlegen, müßten wir

die Green'schen Schriften empfehlen. Sie werden einen großen Teil ihres Respekts vor der Wissenschaftlichkeit der negativen Kritik einbüßen. Sie hat ja viel geleistet in der Aufarbeitung geschichtlicher Verhältnisse; wo es sich aber um Schlussfolgerungen handelt, da basieren diese nicht auf der Logik, sondern auf ungerechtfertigten Voraussetzungen. Sie ist viel größer in dreifachen Behauptungen als in zwingendem Nachweis, und wer ihr erst einmal in's Herz geschaut hat, läßt sich durch sie seinen Glauben an die Schrift nicht nehmen.

Das vorliegende Buch Green's gibt die Geschichte des alttestamentlichen Kanons in folgenden zwölf Kapiteln: 1. Der Begriff Kanon. 2. Das Zeugnis der Schrift in Bezug auf die Bildung des Kanon. 3. Die kritische Theorie von der Bildung des Kanon. 4. Das bestimmende Prinzip in der Bildung des Kanon. 5. Abschluß der Sammlung des Kanon. 6. Die dreifache Einteilung des Kanon. 7. Zeit und Urheber der Sammlung des Kanon. 8. Der Umfang des Kanon bei den Juden. 9. Der Kanon Jesu Christi und seiner Apostel. 10. Der Kanon der christlichen Kirche. 11. Die Beurteilung der Apokryphen durch ihr Selbstzeugnis. 12. Reihenfolge und Zahl der kanonischen Bücher.

Für uns Amerikaner, die wir der englischen Sprache mächtig sind, kommt wenig darauf an, ob wir ein solches Buch im Original oder in guter Uebersetzung haben. Der Schreiber dieser Zeilen zieht die Originale vor. Um die deutschländische gebildete christliche Welt hat sich der Uebersetzer der Green'schen Bücher, Dr. Becher, ein großes Verdienst erworben. Soviel uns bekannt, hat er bisher "The Hebrew Feasts," "The Higher Criticism," "The Unity of the Book of Genesis,"—also die wichtigsten—in's Deutsche übertragen. Und sie sind sämtlich sehr gut übersetzt; ja, was den vorliegenden Band betrifft, so hat der Uebersetzer den Green'schen Text mit einer großen Anzahl von Notizen versehen, die dem Nichtprofessionellen wichtige Aufschlüsse geben, deren er zum Verständnis der einschlägigen Punkte nicht entraten kann. Möge diesem I. Teil der Allgemeinen Einleitung bald der zweite, "The Text," in deutscher Uebersetzung folgen.

Preis: Geheftet 5 Mk., geb. 6 Mk.—Durch unsere Buchhandlung zu beziehen. P.

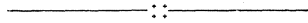
Das Wiedererstarren des religiösen Lebens und sein Einfluß auf die Literatur. Von Dr. Otto Siebert. Stuttgart. Verlag von Max Kiehlmann.

Auf Wunsch der Verlagshandlung weisen wir auf die kleine mit dem obigen Titel versehene Broschüre hin, die denen, welche darum einkommen, von der Verlagshandlung gratis zugesandt wird. Es wird in derselben auf die polemische Arbeit solcher Männer wie Dr. E. Dumort, Dr. Rud. v. Schmid, Dr. Arnold Braß und des Verfassers selbst aufmerksam gemacht, eine Arbeit, die sich besonders gegen die Aufstellungen des Naturforschers Ernst Haeckel wendet.

Die Apologetik wird in der Enzyklopädie der modernen Theologie vielfach zu hoch eingeschätzt, wenn man ihr als dem wissenschaftlichen Erweis oder der wissenschaftlichen Begründung der christlichen Religion als der absoluten den Platz als ersten oder zweiten Teil der Dogmatik anweist. Das geht aus einer Auffassung von Religion hervor, die nicht unsere altlutherische ist, und hat zur Folge, daß die Apologetik dann oft entweder nicht wissenschaftlich ist, oder nicht wirklich begründet, oder zum Objekt eine Religionsauffassung hat, die nicht mit Gottes Wort stimmt.

Dasselbe beobachtet man aus denselben Gründen bei den apologetischen Bemühungen auf exegetischem und historischem Felde. Es ist keine Frage, daß man oft den positiven Beweis für das eine oder andere Stück des Christentums, das von falscher Wissenschaft angefochten wird, antreten kann. In den meisten Fällen muß man sich mit dem Nachweis der Fehler auf Seiten der Gegner begnügen. Und das genügt nicht nur, sondern das ist meistens die einzig erfolgreiche Kriegsführung. Denn das Evangelium bahnt sich seinen Weg selbst durch die Kraft des Geistes, der in ihm ist.

Daraus folgt nun nicht, daß Pastoren sich um diese Fragen nicht kümmern. Im Gegenteil, man sollte sich mit denselben auseinandersetzen, um aus eigener Anschauung ein klares nüchternes Urteil zu haben. Und dazu mögen die obengenannten Arbeiten dienen. Wenn die Verlags-handlung uns dieselben zur Verfügung stellt, werden sie von berufener Seite besprochen werden. R.



Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev. Luth. Synode von
Wisconsin, Minnesota, Michigan u. a. St.

Jahrgang 4.

April 1907.

No. 2

Die Exegese von „Das ist mein Leib“ ein Beispiel der Hermeneutik, welche der lutherischen Theologie eigen ist.

Es ist nicht nötig für unsere Pastoren über die Bedeutung der Einsetzungsworte des hl. Abendmahls zu schreiben, damit sie dieselbe kennen und verstehen. Dieser Gegenstand wird bei uns in Predigt und Confirmandenunterricht so viel getrieben, daß man voraussetzen darf, daß er genau bekannt ist und verstanden wird. Dennoch ist er nicht vollständig erschöpft. Gerade die Einsetzungsworte sind für uns wichtig, nicht nur wegen der Lehre, die unmittelbar darin enthalten ist, sondern auch deshalb, weil wir an ihnen ein besonderes Beispiel haben, an dem die eigentümlich lutherische Hermeneutik zur Geltung kam, und zwar durch die bekannte Handlung Luthers, daß er in Marburg die Worte vor sich auf den Tisch schrieb, um anzudeuten, daß er sich durch kein Verbal abbringen lasse, an dem Wortlaut festzuhalten.

Interessant ist es zu beachten, wie der lutherische Exeget zu seinem Resultat im Gegensatz gegen die reformierte und die katholische Theologie kommt, besonders, wenn sich herausstellt, daß es genau dieselbe Thätigkeit ist, die wir in den letzten Jahren im Gnadenwahlstreit verteidigen mußten gegen Angriffe, die gerade aus lutherischem Lager kamen. Das ist das Interesse, welches diesen Artikel erzeugte.

1. Zur Zeit als Luther und Zwingli auftraten, herrschte in der allgemeinen Kirche die Transsubstantiations- oder Verwandlungslehre. Die wurde zuerst durch Paschasius Radbert, einen Mönch des Klosters Corbie, in der Schrift „De sanguine et corpore domini“ festgelegt und ausgebildet. Das geschah 831.

Ratramnus, ein anderer Mönch zu Corbie, vertrat dagegen, daß Christi Leib und Blut nur „spiritualiter et secundum potentiam“ genossen werde. Interessant ist es, daß der fast einzige einiger-

maßen gesunde Hermeneut des Mittelalters, Christian Druthmar, von dem Kloster Altforbie, die Impanations- oder Consubstantiationslehre vortrug. Impanatio kommt von *in* und *panis* und bedeutet, daß der Leib Christi in das Brot eingeschlossen sei. Deshalb wird dafür auch *inclusio* gesagt. Wenn damit ein lokales Einschlossen sein oder wie bei dem Worte *consubstantia* eine Vermischung zweier Substanzen zu einer dritten verstanden wird, dann ist die Sache falsch. Die Wörter sind von der Art, daß sie die falsche Vorstellung mit der Zeit wecken, selbst wenn der, welcher sie zuerst gebrauchte, sie ursprünglich nicht beabsichtigte. Da haben wir also den reformierten Standpunkt und einen, der sich dem Lutherischen wenigstens zu nähern scheint.

In der Folge ist die Verwandlungslehre erfolgreich festgehalten worden von Lanfranc von Bec, der 1050 den Berengar als Ketzer in Rom verklagte, weil er Gedanken wie die des Ratramnus hegte. Dieser lehrte zwar *Verwandlung* und *Gegenwart*, aber sie sei nicht *substantiell*, sondern nur der *Kraft* nach da. Bei der Gelegenheit ist es wieder interessant, daß der päpstliche Legat Gildibrand, der spätere Gregor VII., in der Unterredung mit Berengar eine Mittelstellung einnahm und sich mit der Erklärung B.s begnügte, daß er an die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl glaube. Das war auf der Synode von Tours 1054. Als sich B. später im Kampfe gegen den Cardinal Humbert auf den inzwischen zum Papste avancierten Gildibrand berief, ließ der ihn fallen und forderte ein rundes Bekenntnis im Sinne der *substantiellen Verwandlung*. Synode zu Rom 1079. Aber erst auf dem Laterankonzil 1215 wurde die Transsubstantiationslehre zum kirchlichen Dogma erhoben. Das ist das Konzil, auf welchem der mächtige Innocenz III. sich als das sichtbare Haupt der Kirche aufspielte, nachdem er wirklich nicht nur in fast allen umliegenden Ländern richtend und schlichtend, sondern in Italien, Frankreich, England, Spanien und Deutschland als derjenige aufgetreten war, der die Kronen der Könige und Kaiser zu vergeben hätte. Später ist von Johann v. Paris, gest. 1308, und Durandus de St. Porciano, gest. 1335, noch die Impanations- oder Inclusionstheorie ausgebildet worden, nachdem Rupert v. Deuz, gest. 1135, den ersten Namen dafür erfunden hatte. Das konnte aber keinen Einfluß mehr auf die Kirchenlehre haben. Die schritt vielmehr fort, und was man dem Volke als Lehre für seine grobsinnliche Auffassung gegeben, das suchte

man durch die Frohnleichnamsfeyer ihm nun wirklich handgreiflich zu machen.

Das Mittelalter hat also diese Lehre auf dem Conto. Paschasius Radbert hat sie freilich nicht erfunden, sondern die Deutschen haben sie von den Römern überkommen, die sie so unter der Hand nach und nach herausgebildet haben.

Man darf freilich den Kirchenvätern in der alten Kirche nicht sogleich eine falsche Lehre construieren, wenn sie sich einmal oder auch öfter von unserm Standpunkte aus im Ausdrucke verhalten. Denn so lange die Lehre nicht im Streite ist, kommt es wohl vor, daß man eine Seite betont und sich schließlich an dieses Betonen gewöhnt, ohne daß man die andere Seite leugnet oder leugnen will.

So haben die Alten die richtige Anschauung. Zrenäus nennt das Abendmahl „non communis panis sed eucharistia ex duabus rebus constans, terrena et coelesti.“ Das ist der richtige positive Gehalt der Lehre, soweit sie hier in Betracht kommt; und für das Glaubensleben des Christen trägt unsere genauere Bestimmung nichts bei. Die ist vielmehr als Abwehr gegen die falsche Lehre nötig, sobald diese auftritt. Tertullian und Cyprian reden bisweilen schon von der symbolischen Auffassung und die Alexandriner nach ihrer spiritualistischen Art von der Speisung der Seele, aber das ist auch nicht unrichtig, wenn man den Gedanken des Zrenäus nicht bei Seite schiebt.

Später freilich zeigt sich schon, wie die Auffassungen auseinander gehen wollen. Die Schüler des Origines, unter denen auch Athanasius ist, nicht nur, sondern auch Augustin und Leo der Große haben die spiritualische Auffassung Calvins. Und bei dem ersten hängt das mit seiner Prädestinationslehre zusammen, denn nach seiner Meinung kann die himmlische Speise nur dem Gläubigen, dem Ausgewählten, zu teil werden.

Wenn man dann aber wieder liest, wie er die reale Gegenwart des Leibes und Blutes Christi betont, sieht man sich genötigt, ihm nicht die Lehre der Calvinisten unterzuschieben, obwohl man verstehen kann, wie solche Aussprüche später bei den Lehrern des Mittelalters und unter den Reformatoren einen Einfluß in falscher Richtung ausübte.

Bei Chrysostomus, Hilarius von Poitiers und Ambrosius finden wir die reale Gegenwart betont und zwar schon so, daß sie sich zur Verwandlungslehre hinneigen. Das ist kurz vor dem nestoria-

nischen Streit, da es galt die Gottheit Christi noch vom Streite des Arius her zu verteidigen. Es wird da freilich schon zur Gewohnheit vom Abendmahl als von einem Opfer zu reden. Aber man kann das noch nicht ohne weiteres für die Transsubstantiation in Anspruch nehmen. Es hängt besonders bei Chrysostdelomus auch mit dem Ausbau der Liturgik zusammen. Nach dem nestorianischen Streite aber spricht wieder Theodoret die andere Seite aus: 'Esse non desinit substantia vel natura panis et vini. . . .

Es kommt mir bei dieser Zusammenstellung drauf an zu zeigen, wie die Exegeten der alten Kirche Irenäus und Theodoret das Richtige sagen. Zu den Exegeten gehört freilich auch Chrysostdelomus. Bei diesem macht sich aber das liturgische Interesse geltend; denn das nahm ihn in hervorragender Weise in Anspruch, wie seine Bemühungen um den Gemeindegesang und seine ihm eigentümliche Ausdrucksweise vom Abendmahle als einem Opfer zeigen, eine Ausdrucksweise, die zumteil aus der liturgischen Praxis kommt.

Bei den andern aber zeigt sich das systematisierende und spiritualisierende Interesse. Das letztere bei den Alexandrinern, das erstere besonders bei Augustin.

Es ist niemandes auch nicht des Historikers Aufgabe zu sagen, was geschehen wäre, wenn die Verhältnisse anders gewesen wären. Aber das kann man feststellen, daß in der Zeit und bei den Vätern, da unbefangene exegetische Arbeit getan wurde, die rechte Auslegung der Einsetzungsworte Christi zu Worte kam.

Obenstehendes sieht man im Mittelalter. Da kommen noch ganz andere Interessen in Betracht. Vornämlich vier: Die Wundersucht, das Bestreben, die vorherrschende Kirchenlehre zu rechtfertigen, und zwar mit Umgehung der Exegese vermittelst rein begrifflicher Entwicklung, die Unfähigkeit Exegese zu treiben, weil die Sprachstudien fehlen, und das Bedürfnis, den Priesterstand und damit die Herrschaft des Papsttums zu heben und zu befestigen.

Dazu kommen äußere Umstände. Das Christentum ist zu den Deutschen übergegangen. Die treten von vornherein mit einer gewissen geistigen Ungelenkheit an die theologische Arbeit. In einem Zeitraum von 1000 Jahren müssen sich die Deutschen erst richtige Denkformen angewöhnen, und dazu war im letzten Stadium vor der Reformation des humanistische Studium so wichtig. Sodann war die Lehre, welche diese Völker zum Glauben führte, von vorn herein mit allerlei falschen päpstlichen Ideen verquiekt. Da ist es nicht zu

verwundern, daß die Wundersucht dieser heidnischen Naturfinder eine große Rolle spielte, nicht nur in ihrer Auffassung, sondern auch für die Darstellungsweise ihrer römischen Lehrer. Da hat eins das andere bestimmt.

Aber auch hier zeigt sich, daß die, welche durch die Umstände zum unbefangenen Schriftstudium geführt werden, die Einsetzungsworte wenigstens in der rechten Richtung auffassen.

Druthmar steht verhältnismäßig einsam da in der Karolinger Zeit. Er fordert, daß der *W o r t l a u t* rein zur Geltung komme im Gegensatz gegen das im Mittelalter durchweg geltende Lehrbuch der Hermeneutik seines Zeitgenossen Angelomus, die *glossa ordinaria*, die den siebenfachen Schriftsinn lehrt; eine Irrlehre, die eben den großen Exegeten, der aber kein Exeget war, Origenes, zum Vater, und die Meisten der Späteren in der einen oder anderen Form zu Anbetern hatte.

Bei dem Vorkommnis zwischen Berengar und Hildebrand will einem der Verdacht aufkommen, daß der doch geistestüchtige Mönch und spätere Papst durch seine cluniacensischen Studien, die bald darauf einen Anselm von Canterbury erzeugten, einen offenen Sinn dafür hatte, daß die grobsinnliche landläufige Verwandlungslehre, gegen die Berengar auftrat, nicht das Richtige sei; aber als ihm sein päpstlich-hierarisches Interesse, das sein Leben ausfüllte, dazwischen trat, er diesem gegen den Irrlehrer Statt gab. Doch das läßt sich nicht festlegen.

Auch die späteren Rupert von Deuk, Johann von Paris und Durandus von Bourcain sind Vertreter unbefangenen Schriftstudiums. Aber ihre Zeit ist noch nicht dazu angetan, daß sich dasselbe durchringen konnte. Sie selbst sind auch noch nicht von den Schläfen frei, die ihr Denkleben beeinträchtigen, und die germanischen Völker müssen die Geisteskrankheiten, die durch die falsche römische Lehre und die heidnisch-germanische Empfänglichkeit erzeugt waren, erst geistig durchmachen, um sie durch das reine Wort Gottes in der Reformation zu überwinden.

Aber gerade das läßt uns verstehen, wie die verhältnismäßig plumpe Art, mit welcher die Transsubstantiationslehre vertreten wird, sich Geltung verschaffen konnte, und wie diese Lehre in der sinnlich practischen Weise des Frohnleichnamsfestes und in Verbindung mit der Lehre vom Fegfeuer, dem Bußsakrament und dem Ablass die Gewissen knechten konnte und mußte.

Da traten Luther, Zwingli, Karlstadt, Descolampad und Calvin auf. Es liegt auf der Hand, wie die bei ihrem Gegensatz gegen das römische Unwesen nun zunächst geneigt sind; die Verwandlungslehre über den Saufen zu werfen, die ihnen als ein Hauptmittel des Papsttums, die Leute im Irrtum zu erhalten, erscheint. Die Stellung des Ratramnus und des Berengar bietet sich naturgemäß als diejenige dar, die das ausrichten kann. Dazu kommt eine Anlage unserer Vernunft. Sie will etwas glauben, was plausibel ist. Die Transsubstantiation ist plausibel. Dabei kann sich das wunderliche Volk etwas handgreifliches denken. Aber für die durch den Humanismus in der Richtung des unbefangenen sprachlichen und historischen Auffassens geschulten Geister, ist sofort klar, daß die Verwandlungslehre eine plumpe Uebertreibung und Verkehrung der Schriftlehre ist. Auch die Auffassung des Ratramnus ist plausibel. Brot und Wein sind nur Zeichen, die Leib und Blut bedeuten oder daran erinnern. Das kann der hausbackene Verstand fassen. Aber ist das der Sinn, den die Worte geben? Er ist es nicht, und weil ihm der Text zu stark war, ließ Luther seine ursprüngliche Meinung von der nur symbolischen Auffassung der Elemente fahren. Zwingli hielt sie fest.

Was ist nun die einzig richtige Auffassung? Und was bewegt Luther, und was bewegt seine reformierten Gegner, ihre Stellung einzunehmen?

2. Die bedeutungsvollste Handlung Jesu in den letzten Augenblicken vor seinem Leiden ist die Einsetzung des hl. Abendmahls, dessen Pflege er ihnen ernstlich anbefiehlt. Da nimmt er das Brot, dankte, brach's und gab's ihnen mit den Worten: Nehmet, esset, das ist mein Leib. Was ist sein Leib? Das, wovon er gesagt hat: Nehmet, esset. Also das Brot.

Die Ausflucht Karlstadts, daß Christus bei dem „das“ auf seinen Leib gewiesen habe, ist nur ein Verlegenheitsstückchen, das die Sache nur verwirrt macht. Denn was soll nun das Essen? Soll der Leib, auf den Christus wies, oder soll das Brot das Object des Essens sein? Das erstere ist die grobsinnliche Art der Transsubstantiation, von der die Reformierten glaubten, daß auch Luther die Meinung habe. Das nahmen sie also nicht an, sondern das Brot soll gegessen werden. Aber was soll denn der zweite Satz: Das ist mein Leib mit dem Fingerzeig Christi auf seine Brust? Das soll andeuten, daß ein symbolischer Zusammenhang bestehe zwischen dem Tode

Christi und dem Essen des Brotes. Aber der Fingerzeig ist doch rein erfunden. Es ist doch anzunehmen, daß der Evangelist, der bedächtig referiert: er dankte, brach's und gab's, nun nicht die für das Verständnis allerwichtigste äußere Handlung ausgelassen hätte. Das ist also nichts.

Zwingli sagt „ist“ steht für „bedeutet“. Das kommt dann auf daselbe hinaus, was Karstadt in umständlicher unbeholfener Weise herausbringen wollte. Den meisten Menschen leuchtet das auf den ersten Blick ein, weil sie meinen, man rede oft so, z. B. „Sephata, das ist Tue dich auf,“ oder „Der Same ist das Wort Gottes,“ oder „Das Himmelreich ist ein Acker von viererlei Boden.“ Im ersten Falle handelt es sich um eine Uebersetzung. Die wird eingeführt mit einer elliptischen Rede. „Das ist“ steht für „Das ist verdollmetst.“ Jedermann ist aus den Umständen klar, welches die Ellipse ist. In den beiden andern Fällen handelt es sich um Gleichnisse und zwar so, daß im ersten Falle eine E r k l ä r u n g eines Gleichnisses vorliegt. Es ist das Gleichnis vom Unkraut im Weizen vorausgegangen. Bei der Erklärung sagt Christus nun: Der Same ist das Wort Gottes. Da behält das Wort *ist* seine ursprüngliche Bedeutung. Christus hätte wohl auch sagen können „Der Same *bedeutet* das Wort Gottes.“ Aber die erste Ausdrucksweise ist die passendere. Denn der Begriff des *Bedeutens* liegt schon in der Thatfache, daß Christus eine Erklärung eines Gleichnisses geben will, was den Jüngern aus den Umständen durchaus klar war. Der grammatische Sinn der Worte wird also nicht dadurch klar, daß man die Bedeutung des Wortes „ist“ *u m d e u t e t*, sondern daß man das Wesen des ganzen Sages in seinem Zusammenhang erkennt, daß er nämlich eine E r k l ä r u n g einer figurlichen bildlichen Ausdrucksweise sein soll. Dieser Erklärungsatz behält aber in allen seinen Theilen die ursprüngliche Bedeutung seiner Wörter. „Ist“ ist da die Copula, die das Prädikat auf das Subject bezieht, deren eigentümlicher Wert aus der Natur der auf einander bezogenen Wörter im Gesamtzusammenhang erhellt.

Wenn klar ist, daß das Gleichnis vorliegt, und es nun gilt, in demselben die einzelnen Stücke zu erklären, dann bleibt der Satz „Der Same ist das Wort Gottes“ im ursprünglichen Sinne der Wörter bestehen: Der Same ist dann wirklich das Wort Gottes, und die Erklärung „bedeutet“ für „ist“ heißt nur den Zusammenhang und das Wesen bildlicher Rede dunkel machen. So kommen diese

beiden Fälle ungefähr auf dasselbe hinaus. Ein solcher Fall liegt nun bei der Einsetzung des Abendmahls nicht vor. Und wenn man ihn so umdeuten will, indem man sagt, Christus habe von vornherein eine symbolische Handlung beabsichtigt, und seine Worte „Das ist mein Leib“ seien eine Verdolmetzung der Handlung, so thut man genau das, was Karlstadt that, man erfindet ein historisches Factum, von dem die Evangelien nicht nur nichts berichten, sondern das den Umständen nach eben so unwahrscheinlich ist, wie die Erfindung Karlstadts. Außerdem macht man damit in der Argumentation den Fehler gegen die logischen Gesetze, daß man das als Thatfache voraussetzt, was man doch erst beweisen will.

Nun bleibt noch der dritte Fall: Das Himmelreich ist ein vierfacher Acker. Da wird nicht ein Gleichnis erklärt, sondern ein Gleichnis erzählt. Christus braucht da gewöhnlich die Ausdrucksweise: Das G. ist gleich etc. Abgesehen davon, daß dieser Vergleich, auf die Einsetzungsworte angewendet, zu anderen unbeholfenen Schwierigkeiten führen würde, paßt auch die grammatische Erklärung nicht. Bei solch figürlicher Rede handelt es sich um Artbegriffe, während in den Einsetzungsworten in Subject und Prädikat ganz bestimmte reale concrete Dinge vorliegen: Das bestimnte Brot, mein Leib.

Wenn Christus sagt: ich bin der Weinstock, die Thür, der Weg, dann liegt das Bedeuten in der eigentümlichen Wahl des Artbegriffs, der als Prädikat auf das Subject bezogen wird, und die Copula „ist“ behält ihre ursprüngliche Bedeutung. Christus hat wirklich die Art des Weinstocks, der Thür, des Weges für seine Jünger. Diese Anwendung kann aber in den Einsetzungsworten keinen Sinn herausbringen. Zu sagen, das Brot hat die Art meines Leibes, ist meinem Leibe gleich, das wollten auch Zwingli und Calvin nicht. Das wäre auch ebendarum Unsinn, weil „mein Leib“ gar nicht im Zusammenhang als Artbegriff gedacht werden kann. Ein großes Beispiel mag das zeigen. Man sagt: Der Mensch ist ein Esel, um anzudeuten, daß er die stumpfsinnige Art eines Esels hat. Da ist also nicht von einem bestimnten Esel, sondern von der Eselnatur im Allgemeinen die Rede. Ich kann also in dem Zusammenhang nicht sagen: Der Mensch ist mein Esel. Das wäre ein specielles Begriff. Der wäre nur in einem ganz besonderen historischen Zusammenhang erklärlich, wenn nämlich jemand für den andern eine Last oder ihn selber trüge. Und dann wieder hätte

das Wort Eßel die Natur des Artbegriffes, und der Satz hieße, der Mensch hat für mich die Art, er tritt an die Stelle eines Eßels. Ungefähr diese Anwendung wollte Dekolampad machen, wenn er jagte, das Wort „Leib,“ heißt „Zeichen des Leibes“. Aber da fehlt ja wieder eben wie bei Markstadt und Zwingli der besondere historische Zusammenhang. Sodann aber ist die Fassung doch anders als oben. Worin soll die Art des Brotes bestehen, daß es an die Stelle des Leibes Christi treten, daß es für den Essenden die Art des Leibes Christi haben kann? Nur wenn man den Gedanken von der symbolischen Handlung voraussetzt, so daß man das Wort Zeichen einschieben kann, läßt sich damit etwas anfangen; und eben das soll doch erst erwiesen werden. So ist also auch dies nichts. Mit vernünftiger Exegese läßt sich die reformierte Auffassung nicht halten.

Dekolampads und Calvins Auffassungen, soweit sie es mit der Grammatik der Worte zu thun haben, kommen auf dasselbe hinaus, stehen und fallen also mit der Auffassung Zwinglis. Diese grammatischen Erwägungen können nun noch weiter ausgedehnt werden auf den Zusammenhang des Bisherigen mit den Wörtern „Nehmet, esset“ und dem, was Paulus noch weiter sagt 1. Cor. 11, 26. 27. Es wird daraus zweierlei hervorgehen, 1., daß das Essen und Trinken und nicht erst der Glaube dessen teilhaftig macht, was nach Christi Worten dargereicht wird; 2., daß das Brot, das nicht genossen wird, nicht der Leib des Herrn ist. Für unsern Zweck sind diese weiteren Ausführungen nicht nötig. Es kam drauf an zu zeigen, daß Zwingli und seine Genossen nicht bei dem nächstliegenden einfachen Sinn der Worte blieben, sondern dieselben umdeuteten, und zwar dadurch, daß sie einen Gedanken, nämlich den vom symbolischen Bedeuten, auf alle mögliche Weise in die Exegese einführten, der nach den Umständen des Textes nicht nur unnötig, sondern sehr unwahrscheinlich ist, während Luther bei dem Texte blieb.

3. Zwingli hat eine Verteidigung seiner Auffassung, die in den Grenzen exegetischer Arbeit bleibt, eine andere, die man mit dem bekannten Terminus *analogia fidei* bezeichnen kann, und eine dritte, die das eigentliche Grundübel und damit auch den fundamentalen Unterschied zwischen ihm und Luther angibt.

Es genügt für unsern Zweck auf diese Dinge zum Teil nur hinzuweisen ohne ausführliche Widerlegung.

Zwingli bezieht sich für seine Auslegung der Einsetzungsworte

auf Joh. 6, 63. Christus redet da von dem Essen und Trinken seines Fleisches und Blutes. Daß diese ganze Stelle nicht vom Abendmahl handelt, liegt auf der Hand. Das Abendmahl ist noch nicht eingefetzt. Das Essen und Trinken bezieht sich vielmehr als bildliche Rede auf das Gleichniß, da er sich dem Manna in der Wüste gegenüber, das lebendige Brot, das vom Himmel kommt, nennt. Als die Jünger diese Rede nicht verstanden, und in grobsinnlicher Weise auffassen wollten, wie man später in der römischen Kirche eben von ganz fleischlichen Anschauungen aus auch das Abendmahl falsch verstanden hat, da sagt der Herr: Der Geist ist's, der da lebendig macht; das Fleisch ist kein nütze. Die Worte, die ich zu euch rede, sind Geist und Leben.

Die Beziehung dieser Worte zum Vorigen ist leicht verständlich und bedarf keiner besonderen Erklärung. Die Frage ist vielmehr, was hat diese Rede mit dem Abendmahl zu thun? Sie handelt nicht vom Abendmahl, das ist klar. Aber kann man bei der Auslegung vom Abendmahl nicht darauf zurückgreifen? Das hat Zwingli jedenfalls gemeint. Das wäre statthast, wenn die Worte Christi ein solch allgemeiner Grundsatz wären, daß man nachweisen könnte, auch die lutherische Auffassung gehörte unter denselben. Das ist aber offenbar nicht der Fall.

Die Rede Christi tadelt die stumpfsinnige Art der Jünger, daß sie die *k l a r b i l d l i c h e* Rede Christi nicht fassen können, weil sie überhaupt nach der damaligen Juden Weise alles Heil von diesem Leben erwarten und sich nicht in den Gedanken finden können, daß das Reich Gottes ein geistliches Reich ist.

Das hat aber nichts mit unserer Auslegung vom Abendmahl zu thun. Denn wenn man die mit unter den Satz Joh. 6, 63 im Sinne der Reformierten bringen wollte, dann müßte der Sinn dieser Worte sein: Wo immer ich einmal auch von sinnlichen Dingen Gebrauch mache, da sollt ihr wissen, daß auf die sinnlichen Dinge nichts ankommt. Wenn daher meine Worte und Handlungen nach dem Wortlaut und den Umständen von der Art sind, daß man sie so verstehen kann oder muß, da habt ihr hier eine Regel, nach welcher ihr meine Handlungen und Reden trotz ihres Wortlautes sinnbildlich geistlich deuten sollt. Daß dies die Meinung Christi sei, wird doch niemand behaupten wollen. Es ist eine allgemeine Wahrheit, die Christus ausspricht, und deren ganzer, voller Sinn aus dem Zusammenhang von Joh. 6. klar hervorgeht, eine Wahrheit, die auch sonst

gilt, die auch, recht angewendet, bei der Lehre vom Abendmahl gilt, die aber nur Unsinn wird, wenn man sie so unbeholfen antwendet wie Zwingli. Recht angewendet wird sie nämlich gegen Zwingli zeugen. Daß er sich von der Vernünftelei, die nichts besser ist als die grobsinnliche Art der Juden, ja, die auf demselben Boden wächst, nicht losmachen konnte, das war gegen den Geist und das Leben der Worte Christi.

Ebenso steht es mit Zwinglis *analogia fidei*. Die Auslegung von der realen Gegenwart des Leibes Christi beim Abendmahl soll *des h a l b* nicht gelten, weil sie gegen die Lehre von Christi Person, speciell von der menschlichen Natur Christi verstoße.

Zwingli hatte eine Vorstellung von Christi menschlicher Natur. Das Merkmal des Begrenztheins war ihm dabei wesentlich. Er konnte sich deshalb nicht denken, daß Christi Leib überall auf Erden bei allen Abendmahls-handlungen zugegen sei. Es wäre richtig gewesen, ehe er von dieser Meinung aus die Einsetzungsworte *u m d e u t e t e*, eben in derselben Erkenntnisquelle nachzuforschen, ob seine Vorstellung von Christi menschlicher Natur die richtige sei. Das hat er nicht getan, und als ihm in diesem Punkte Fehler vorgehalten wurden, da war er schon in Bezug auf das Abendmahl zu einer Ansicht gekommen und hatte sie sich auch schon fertig ausgebildet und zurecht gelegt, die noch ein weiteres Merkmal hat, das so von gewöhnlichem menschlichen Denken gefordert wird, das ist: Man muß sich bei seiner Auffassung etwas, ich möchte fast sagen, handgreifliches vorstellen können, wenn sie annehmbar sein soll. Die Transsubstantiation ist von der Art. Ebenso die symbolische Bedeutung des Abendmahls. Beides glaubt man sich zurechtlegen oder verstehen, oder sich etwas positives dabei denken zu können. Aber was Luther von der realen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi sagte, das ist für das landläufige Denken nicht derart. Eben deshalb war Zwingli in seinem Geiste nicht mehr unbefangen genug, daß er den ganzen Gedankengang noch einmal sorgfältig durchmachte und ihn in allen Punkten nach der Schrift corrigierte. Das wäre die einzig richtige Weise. Aber nur wenigen gelingt das gerade unter den Gelehrten. Und wem es gelingt, dem ist's Gottes Gnade.

Sehen wir uns nun erst mit der *analogia* des Zwingli auseinander. Was ist falsches daran? Zuerst das, daß er aus seiner Vorstellung von der menschlichen Natur Christi heraus, die Einsetzungsworte *u m g e s t a l t e t*. Was hat denn die Lehre von

der menschlichen Natur mit dem grammatischen und dem historischen Zusammenhang der Worte „das ist mein Leib“ zu thun? Wenn Zwingli sich die menschliche Natur Christi nicht anders denken kann, als wie angegeben, dann lasse er das vorläufig auf sich beruhen, aber er soll den Wortlaut der Einsetzungsworte und überhaupt den ganzen Artikel vom Abendmahl in der Gestalt lassen, wie es der einschlägige Wortlaut der Heil. Schrift an die Hand giebt.

Ich verstehe wohl, daß mir nun jemand einwenden möchte, daß es doch zum Zusammenhang der Stelle gehört, was die Schrift sonst über den Leib Christi, also auch über seine menschliche Natur, sagt. Gewiß, in gewissem Sinne. Aber man darf hier nun nicht dogmatische und exegetische Dinge durcheinander werfen. Denn daraus entstehen die falschen Begriffe über Analogie und dergleichen. Wir haben hier einen Satz: Das ist mein Leib. Es liegen darin drei Dinge vor, die mir klar werden müssen, um den Sinn des Satzes zu verstehen. 1. das, 2. mein Leib, 3. die Beziehung des Leibes zum Brote. Ueber „das“ brauchen wir nicht viel Worte zu machen. Das ist das ungeäuerte Brot. Darüber kann man auch einen besonderen Artikel schreiben. Das andere ist „mein Leib“. Was darunter zu verstehen ist, das ergeben die Stellen, die von der menschlichen Natur Christi handeln. Die Dogmatik trägt die Stellen zusammen und macht sich nun gewisse Vorstellungen über den Leib Christi. Und wenn der Exeget diese dogmatische Arbeit schon vorher getan hat, dann ist ihm der Begriff „Leib Christi“ bei seiner exegetischen Arbeit gegenwärtig, wie er ihn aus allen Stellen der Schrift, die vom Leibe Christi handeln, erholt hat. Die Jünger haben bei der Einsetzung des Abendmahls die Schriftstellen nicht gehabt. Sie haben freilich das Wesentliche, das sich in den betreffenden Schriftstellen findet, gehabt, daß nämlich dieser wahre menschliche Leib der Leib des Sohnes Gottes ist, der vor ihnen steht. Ob sie sich die ganze Auseinandersetzung, darüber, die in den christologischen Streitigkeiten der alten Kirche und des 16. und 17. Jahrhunderts gepflogen wurde, vergegenwärtigten? Ich glaube es nicht. Sie hatten den Leib des Herrn vor sich und waren sich über dessen Realität klar. Mehr ist zum Verständnis der Stelle nicht notwendig.

Nun kommt das dritte Stück, die Beziehung des Prädikats auf das Subject. Wir haben oben schon gesehen, daß von einer symbolischen Sache, die weiter nichts sein soll, nicht die Rede sein kann. Wir wissen aus der Schrift nichts darüber. Wir müssen also an-

nehmen, daß auch die Jünger nichts darüber wissen. So haben sie also die Beziehung so verstanden, wie sie ausgesagt wurde; und so müssen wir sie auch verstehen, nämlich, daß von einer realen Gegenwart des Leibes bei dem Abendmahle die Rede sei. Sie haben wohl manches an der Rede nicht verstanden. Wir heute auch nicht. Da ist Brot, und das heißt seine Gestalt. Da war der Leib des Herrn, der mit ihnen redete; der war noch nicht gekreuzigt. Die Weijse, wie das Brot der Leib sein und wie dieser von ihnen genommen und genossen werden konnte, das verstanden sie nicht. Wir auch nicht. Aber an der Aussage Christi, daß das Brot sein Leib sei, daran konnte kein Zweifel obwalten, denn er hatte es gesagt. Und in den 1800 Jahren sind wir in diesem Stück nicht einen Schritt weiter gekommen. Die Erygeje kann ihrer Natur nach nie weiter kommen. Sie kann aus dem Text immer wieder nur genau die Situation erholen, die bei der Einsetzung vorlag, und der Glaube der damaligen Jünger und Apostel wird ungefähr auch das Richtige für den heutigen Theologen sein, trotzdem dieser gelehrter erscheint als die einfachen Jünger.

Könnte aber nun nicht doch von Paulus später noch weiterer Aufschluß gegeben werden, der unsere bisherige Auffassung änderte? Diese Frage kommt auf dasselbe hinaus, was in dem Bedingungsätze steht, mit welchem die Lehre von der *analogia fidei* eingeleitet wird: „Wenn eine Stelle der Schrift dem Wortlaute nach wider einen Lehrartikel oder eine Fundamentallehre streitet.“ Das setzt einen Fall, der gar nicht vorliegt; und mit diesem Popanz hat man schon manchen gruseln gemacht, daß er sich in die Analogie flüchtete.

Diese Frage ist schon ganz unrichtig, denn sie involviert, daß wir unsere Auslegungsgejeze vorher nach allen Möglichkeiten machen. Das ist aber nicht der Fall. Jede menschliche Auslegungskunst ist Erfahrungssache. So wie wir mit Menschen umgehen, merken wir, wie wir sie verstehen und ihre Rede auslegen müssen. So kommt unsere biblische Auslegungskunst auch aus der Bibel. Nur ein Christ, der seine Bibel kennt, weiß nach welchen Grundsätzen sie auszulegen ist, ebenso wie der Leser des Cäsar beim Lesen seiner Schriften dahinter kommt, welche besondern Regeln er beobachten muß, den Cäsar recht zu verstehen. Also wir fragen nicht, was Paulus wohl später hätte thun können, sondern wir müssen fragen, wie stehen die weiteren Aufschlüsse Pauli über das Abendmahl zu der Auffassung der Jünger bei der Einsetzung desselben.

Wenn wir die Corintherstelle vergleichen, dann findet sich, daß Paulus noch weiteren Aufschluß giebt, aber keinen, der die Auffassung der Jünger modifiziert oder umgestaltet oder die Worte Christi umdreht und in ihrem nächstliegenden Sinne ungiltig macht.

Ja, aber man könnte doch denken, die Jünger haben die Worte Christi im Sinne der Verwandlungslehre aufgefaßt. Dann wäre doch ihre Auffassung durch Pauli Worte modifiziert. Das ist wieder nicht gedacht, wie der Egeget denken soll. Er hat sich gar nichts zu „denken“. Er hat einen Text vor sich und mit dem soll er arbeiten. Die Verwandlungslehre ist übrigens nicht Resultat gläubiger Auffassung, sondern sie ist vulgärer Nationalismus. Und wir finden in der Schrift nicht, daß die Apostel diesem huldigten, nachdem sie des Herrn Sinn erkannt hatten.

Demnach findet sich also in der Schrift nicht, daß der klare Wortlaut einer Stelle durch eine andere Stelle umgestaltet wird, die von derselben Sache handelt. Wir lernen vielmehr aus den anderen Stellen noch mancherlei *a n d e r e s* über den Gegenstand. So wird in der Corintherstelle vom Unwürdigen geredet. Daß das Brot seine Natur behält, geht daraus hervor. Das *e r w e i t e r t* die Erkenntnis, die aus den Einsetzungsworten kommt, läßt diese aber *g e n a u* in der Gestalt, soweit und wie sie in den Einsetzungsworten vorliegt.

Was soll nun das, daß vermittels der *analogia fidei* aus einem ganz *a n d e r e n* Artikel, dem von der Person Christi, ein Argument herbeigeholt wird, das die Worte Christi umgestalten soll? Wenn der klare Wortlaut nicht einmal umgestaltet wird durch Aussagen, die sich doch wenigstens auf *d i e s e l b e* Sache beziehen, wie sollte er dazu kommen durch Aussagen der Schrift, die sich nur auf einem Umwege dahin beziehen lassen?

Sehen wir aber, was die *analogia* zu Wege bringt. Da ist die Lehre von der menschlichen Natur Christi. Wie stellt man sich dieselbe vor, um sie in der Person Christi mit der göttlichen vereinigt zu denken? Da läßt sich nichts anderes thun, als wieder alle Stellen zu vergleichen, welche über die menschliche Natur handeln. Dahin gehören dann freilich auch die Einsetzungsworte. Diese handeln von der menschlichen Natur Christi, aber die andern Stellen im *locus de humana natura* handeln *n i c h t* vom *A b e n d - m a h l*. Deshalb liegt wohl Verstand drin, die Einsetzungsworte

zu vergleichen, wenn es gilt sich über die menschliche Natur Christi klar zu werden; aber es ist nicht verständig gehandelt, den Artikel von der menschlichen Natur zu gebrauchen, um das Wörtchen „ist“ in den Einsetzungsworten zu erklären. Doch die Einsetzungsworte sind im Streit. Die lassen wir auch jetzt bei Seite. In den andern Stellen wird gelehrt, daß die menschliche Natur eine volle, wahre Menschennatur war, die z. B. auch das Merkmal der Begrenztheit hat. Das ist da schon schwer zu glauben. Kein Mensch kann es fassen. Deshalb haben auch viele in der Lehre allerlei Auswege gesucht. Man hat an der Gottheit etwas abgeschnitten oder auch an der Menschheit, nur, um sich die Vereinigung denken zu können. Wo immer etwas von einer Natur in ihrem vollen Worte genommen wurde, da hat man an irgend einer Schriftstelle, die darüber etwas aus sagt, denselben Fehler begangen, den Zwingli an den Einsetzungsworten begeht. Man hat den Wortlaut verdröht. Wir wollen das jetzt nicht unterjuchen, denn da kämen wir auf die Lehre von der Person Christi. Das ist aber hier nicht nötig. Es ist mir ganz gleichgültig für unsere Sache, wie jemand zur Lehre von der Person Christi oder zur menschlichen Natur Christi steht. Ich will den Fall setzen, für Zwingli war das Merkmal der Begrenztheit so wichtig, daß er in der Lehre von der Person Christi falsch stand. Es konnte sein, daß er die Lehre noch nicht sonderlich durchgearbeitet hatte, wie Luther die vom Primat des Papsttums, als er gegen den Ablass auftrat. Wenn er nun mit der falschen Anschauung vom Leibe Christi an die Einsetzungsworte kam, dann konnte diese falsche Anschauung doch nur das Prädikats n o m e n berühren. Er dachte sich dann unter dem Leibe Christi etwas anderes, als was die Schrift davon sagt. Aber die Prädikats b e z i e h u n g mußte er doch stehen lassen. Er konnte doch als Exeget nicht dazu kommen, nun diese Beziehung einfach auszumergen und dafür ganz etwas anderes zu setzen, das nicht in den Umständen und noch weniger in den Worten auch nur von Ferne angedeutet war. Freilich, so geht's ja gewöhnlich nicht mit unseren Denkprocessen, auch nicht bei sorgfältiger wissenschaftlicher Thätigkeit. Daher kommts auch, daß man einen Menschen so schwer wieder zurecht kriegen kann, wenn er sich einmal verramnt hat. Zwingli stand eben überhaupt falsch zur Schrift. Darum stand er eben falsch auch in der Lehre von der Person Christi. Mir liegt aber jetzt daran, daß wir Lutheraner uns dieses Vorkommnis dazu dienen lassen, um einen Hauptpunct unserer exegetischen

Arbeit, auf den jetzt so viel ankommt, klar zu erkennen. Man kann nicht mit der Analogie selbst innerhalb derselben Lehre den klaren Wortlaut einer Schriftstelle umgestalten.

Nun, wenn das nicht geht, dann weiß ich überhaupt nicht, wozu die analogia noch gebraucht werden soll. In der Hermeneutik hat sie jedenfalls keinen Platz. Es ist notwendig, daß man darauf immer wieder aufmerksam macht. Gerade dadurch ist die Objectivität des Wortes Gottes herabgemindert worden.

Das objective Wort Gottes, die Objectivität des Wortes Gottes, ist viel zu sehr eine leere Redensart geworden durch das Rationalisiren, das nun drei Jahrhunderte die Welt in Anspruch genommen. Auch bei uns herrscht vielfach die Meinung, daß durch die Lehre von der Ubiquität die Exegese der Einsetzungsworte Safft gewonnen habe. Das ist nicht der Fall. Wenn wir uns die Existenzweise der verkörperten menschlichen Natur Christi auch nicht so zurechtlegen könnten, dann blieben die Einsetzungsworte Christi in ihrem nächstliegenden Sinne doch bestehen. Die Lehre von der Analogie des Glaubens, wie sie seit beinahe 300 Jahren aufgefaßt wurde und heute wohl ganz allgemein außer in der Synodalconferenz aufgefaßt wird, hat deshalb keinen Sinn, weil sie dem objectiven Worte Gottes sein Recht nicht läßt und nie gelassen hat. Bei Menschen, deren Wort nicht so zuverlässig ist, wendet man sie nicht an. Da begnügt man sich mit dem Zusammenhang. Aber bei Gottes Wort, das bleiben wird, wenn Himmel und Erde vergehen, da soll sie so viel Recht haben, daß man an den Worten deuteln und drehen darf. Sie ist darum eine unleidliche Lehre. Sie ist aber auch deshalb ein Unding, weil sie einen Fall setzt, der gar nicht vorkommt. „Wenn eine Schriftstelle ihrem Wortlaute nach einer Fundamentallehre der Schrift zu widersprechen scheint, dann muß man sie nach der Analogie des Glaubens auslegen.“ Nein, dann muß man sich die Schriftstelle genauer ansehen und dafür sorgen, daß man richtige Erkenntnis vom Gebrauch der Sprache bekommt und nicht solche Sachen, wie Karstadt und Zwingli machen, ausübt; dann wird sich schon finden, daß keine Schriftstelle einer Fundamentallehre widerspricht, vorausgesetzt, daß man auch die rechte Auffassung von der betreffenden Fundamentallehre hat.

Wer sich die Analogie dazu dienen läßt, dem will ich sie lassen, wenngleich ich dem Ausdrucke in diesem Sinne weder exege-

tisch noch historisch Berechtigung zusprechen kann; nur ist sie dann nicht mehr ein hermeneutisches Kriterium für den Exegeten.

Nun kommen wir auf den andern Punct, weshalb Zwingli nicht mehr im Stande war, seine Lehre von der Person Christi ebenso wenig wie die vom Abendmahl zu corrigieren, als ihm gezeigt wurde, daß er nicht die schriftgemäße Anschauung von der menschlichen Natur des Herrn hatte. Seine Lehre von der symbolischen Bedeutung der Einsetzungsworte ist etwas *plausibles*. Daß ihn dies beeinflusste, hat er selbst gesagt. Wir wüßten es aber auch, wenn er es nicht gesagt hätte.

Das menschliche Denken scheint das Bedürfnis zu haben, daß die Dinge *plausibel* sind, die es annehmen soll.

Der Mensch möchte den Zusammenhang aller Dinge in lückenloser Reihenfolge erkennen. Denn wenn er diesen erkannt hat, dann wirft das wieder Licht auf die einzelnen Dinge. Oder umgekehrt, weil uns in Bezug auf die einzelnen Dinge manches Dunkel bleibt, deshalb geht uns auch der Zusammenhang verloren. Wenn uns daher Dinge entgegentreten, die wir nicht in jeder Richtung klar erkennen, wie z. B. die reale Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl, und es bietet uns jemand etwas anderes dafür, das uns *plausibel* erscheint, wie die symbolische Bedeutung der Einsetzungsworte, dann sind wir leicht geneigt dieses anzunehmen. Diese Neigung ist unrichtig, aber das oben genannte Bedürfnis des menschlichen Geistes ist nicht unrecht. Es ist auch nicht unrecht ihm nachzugeben. Dadurch ist das entstanden, was man Philosophie nennt. Und wenn auch keine philosophische Schule die vollkommene Erkenntnis erreicht hat, so haben sie alle doch ihren anerkanntswerten Platz in der Geschichte des menschlichen Geistes, wenn nicht anders, so doch so, daß sie wenigstens *negative* dazu gedient haben, daß man die eine oder andere Erkenntnis gewonnen hat. Also lassen wir dem Menschen das, daß er gerne die Dinge durchschauen möchte, die ihm gelehrt werden.

Aber der menschliche Geist hat noch ein anderes Bedürfnis, das sich von dem obigen freilich dadurch unterscheidet, daß er selber meistens nicht wie dort den Wunsch dar nach hegt. Das ist, daß er sich auf die Grenzen seiner Erkenntnis *befinnt*. Das ist der verständige, der vernünftige Gedanke, den die größten Philosophen, die in Zeiträumen von mehreren Jahrhunderten der Philosophie immer mal wieder einen neuen Ausgangs-

punct gegeben haben, vertraten: Sokrates, Vaco, Kant, Herbart. Und gerade dieser Gedanke ist es, den unter den theologischen Studien die Exeese und die Historik zu vertreten hat. Und wenn nun der Exeget noch so viel Sprachgelehrsamkeit und historische Fündigkeit angewandt hat, und er hat gegen diesen ersten Gedanken seiner Kunst gesündigt, dann ist sein ganzes Thun verpfuscht. Wenn man daher vom Theologen fordert, daß er etwas tiefer in den Zusammenhang der Schriftlehren eindringen soll als seine Zuhörer, die er lehren soll, so ist das nicht unrichtig. Diese Forderung liegt in der Natur des Lehrer- und Schülerverhältnisses, Luc. 6, 40. Aber die Erkenntnis, daß er etwas nicht erkennen kann, ist seine höchste Leistung, wenn sie nicht aus Geistessträgheit kommt, sondern das Resultat sorgfältiger Arbeit ist. Und wenn er diese Erkenntnis am rechten Platze verpaßt, dann gilt das Sprüchwort: wer über das Ziel hinauschießt, hat weit gefehlt. Dann taugt seine Theologie nicht nur nicht, sondern ist noch weniger wert, als wenn er garnichts gelernt oder gelehrt hätte und garnichts wüßte.

Nun, Luther vertritt diese Geistes = N ü c h t e r n h e i t in der Exeese, Zwingli den Geistes s c h w a r m. Luther hatte auch die Neigung wie Zwingli, über den Text hinauszugehen, d. h. ihn zu verdrehen, und zwar jedenfalls aus den oben angegebenen dem menschlichen Denken eingepflanzten Neigungen. Aber der Text war ihm zu stark. Eben das drückte er damit aus, daß er in Marburg die Worte auf den Tisch schrieb und sich durch keine Plausibilität davon bringen ließ. Und wenn er sich dabei auch nicht etwas concretes denken konnte, nämlich die W e i s e der Gegenwart, so begnügte er sich mit dem für Zwingli zu inhaltlosen Gedanken, daß er eben die G e g e n w a r t des Leibes Christi festhielt, weil gerade s o v i e l in den Einsetzungsworten gesagt war. Ueber das andere, w i e man sich die Gegenwart vorstellt, sagt er nichts, und eben das bedeuten die Worte „i n , m i t u n d u n t e r“. Sie wollen auf alle Weise die reale Gegenwart festhalten und die darüber hinausgehenden Erklärungsversuche a b w e i s e n.

Gerhard faßt das so zusammen:

Breviter non *ἀπουσίαν* absentiam, non *ἐνοουσίαν* inexistenciam, *συνουσίαν* consubstantionem (im Sinne der impanatio oder inclusio), non *μετουσίαν* transsubstantiationem, sed *παρουσίαν* corporis et sanguinis Christi in sacra coena statuimus.

Die Parusia, das ist die Gegenwart, die sagen wir aus, denn

die ist in eben so viel Worten in den Einsetzungsworten „das ist mein Leib“ ausgesagt, nicht mehr nicht weniger. Das ist das, was uns die Schrift jagt. Das ist das, was für den Glauben nötig ist. Mehr kann alle theologische Gelehrsamkeit nicht erholen. Das vermag der einfältige Christ, der den gelehrten theologischen Auseinandersetzungen nicht folgen kann, im Glauben zu fassen. Das genügt dem Gelehrten, der dieses gottselige Geheimnis niemals ausdenken kann. Das ist lutherische Art sich damit zu begnügen.

- Also: 1. Geklung des klaren Wortlautes der Schrift, die Einsetzungsworte und die Corintherstelle, in seinem grammatischen und historischen Zusammenhange.
2. Herausheben gerade des Gedankens, der mit diesem Wortlaut ausgedrückt werden soll: Die reale Gegenwart und das mündliche Empfangen und Genießen des Leibes und Blutes Christi.
3. Das Vermeiden der analogia fidei, die mit einem andern Artikel der Lehre den eigentlichen Gedanken dieses Wortlautes ändern will. Der eigentliche Gedanke hier handelt nicht von der menschlichen Natur Christi, sondern von der realen Gegenwart derselben.
4. Die Bereitwilligkeit, diesen Gedanken festzuhalten, selbst in dem Falle, daß ich Merkmale, die für das gewöhnliche Denken der Menschen in einem Begriffe notwendig erscheinen, ungedacht lassen muß, auch dann, wenn sie doch durch einen andern Lehrartikel in ganz anderem Zusammenhang mir an die Hand gegeben zu sein scheinen. Mit anderen Worten: Die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen.

Das ist lutherische Hermeneutik.

Joh. B. Roehler.

Das Predigtmanuskript.

Von der Predigt, als von der vornehmsten Tätigkeit eines Pastors, gilt ohne Zweifel das Prophetenwort: „Verflucht sei, wer des Herrn Werk lässig tut.“ (Jer. 48, 10.) Denn wenn der Fluch des Herrn nach dem Zusammenhang der Stelle über diejenigen ergehen sollte, die in der Ausführung eines göttlichen Strafurtheils nachlässig befunden würden, wie viel mehr wird der Fluch des Herrn den lässigen Diener treffen, der es in der Verkündigung der seligmachenden Wahrheit an dem erforderlichen Fleiß und an der möglichen Treue fehlen läßt. Daraus ergiebt sich aber die Notwendigkeit einer gründlichen, ernstlichen Vorbereitung auf jede Predigt; denn der rechte Fleiß des Predigers äußert sich nicht sowohl auf der Kanzel, nicht darin, daß die Arbeit des Vortrages im Schweiß des Angesichts ausgeführt wird, sondern in der Tätigkeit, mit der der Prediger sich zu dem Vortrage rüstet. Wer es darin am Fleiße mangeln läßt, wer darin lässig ist, wird dem Fluche nicht wohl entgehen können, selbst wenn ihm auf der Kanzel niemand anmerkt, daß er es an der richtigen Vorbereitung hat fehlen lassen.

Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen, gewinnt das Predigtmanuskript eine besondere Bedeutung. Zwar besteht ja auch hier wiederum die Vorbereitung nicht zunächst im Aufschreiben der Predigt. Wie jeder Satz gedacht sein muß, ehe er gesprochen werden kann, so kann auch die Predigt als Ganzes nicht wohl zu Papier gebracht werden, ehe sie nach Inhalt und Form gründlich durchdacht worden ist. Aber eben darum ist das Predigtmanuskript, die äußere Gestalt der durch die Meditation gewonnenen Gedanken, der beste Erweis des Fleißes, den der Prediger auf seine Vorbereitung verwandt hat. Ganz abgesehen von seiner Ausführlichkeit wird es auf alle Fälle zeigen, daß der Prediger genau wußte, was er sagen wollte, ehe er die Kanzel betrat, und das muß doch wohl unter normalen Verhältnissen als unbedingtes Vorerfordernis zu einer rechtsschaffenen Predigt angesehen werden. Wie könnte sonst der Pastor so kühn sein, als im Namen Jesu zu reden, wenn er nicht vorher sicher ist, daß er die Worte Jesu reden wird?

Daher sollte unter uns die Notwendigkeit des Predigtmanuskripts kaum in Frage kommen können, d. h. die Notwendigkeit, die Predigt schriftlich zu konzipieren, wenn das irgendwie möglich ist. Es möchte freilich auf den ersten Blick erscheinen, als ob damit eine subjektive Meinung als objektive Norm hingestellt werde; aber ich glaube zeigen zu können, daß die Forderung in der Natur der Sache begründet ist. Zugegeben, daß schon manche gute Predigt gehalten worden ist, die weder vorher noch nachher schwarz auf weiß zu lesen war, so ist doch gewiß damit nicht erwiesen, daß *der Regel nach* die Predigt nicht vorher zu Papier gebracht werden sollte.

Zur Treue in der Predigtvorbereitung gehört sicher, daß man nicht geflissentlich etwas unterläßt, das erfahrungsgemäß zum Gelingen der Predigt auf der Kanzel beiträgt. Schwerlich wird jemand unter uns so vermessen sein, sich auf das Wort des Herrn zu stützen: „Es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt. (Matth. 10, 19; man beachte auch die Parallelstellen!) Diese Verheißung galt ganz bestimmten Personen und sollte unter ganz bestimmten Verhältnissen an ihnen erfüllt werden. Der Prediger soll allerdings vorher bedenken was und wie er reden will, und er soll alle Mittel anwenden, die dazu dienen können, daß er hernach auch wirklich sagt, was er zuvor bedacht hat. Ein solches Mittel ist aber nach allgemeiner Erfahrung die schriftliche Aufzeichnung dessen, was man sagen will. Ein Wort, ein Satz, ein Gedankengang prägt sich dadurch um so sicherer dem Gedächtnisse ein, daß man ihn vorher aufgezeichnet hat. Es mag abnorme Köpfe geben, denen das geschriebene Wort nicht zur Gedächtnisstütze wird; mit Abnormitäten aber wollen wir hier nicht rechnen. Wer möglichst sicher gehen will, daß er aussprechen wird, was er vorher bedacht hat, kann sich der Notwendigkeit nicht entziehen, seinem Gedächtnisse die Stütze des geschriebenen Wortes zu geben. Selbst wenn er das getan hat, kann es ihm ja zustoßen, daß er den Faden verliert und anfängt, ins Blaue hinein zu reden; welche Entschuldigung hätte er für sein ungeordnetes, gehaltloses Gerede, wenn er nicht schriftlich vorgearbeitet hätte?

Dazu kommt aber noch die andere Erfahrungstatsache, daß in das eilende Durcheinander der Vorstellungen, die sich im Bewußtsein drängen, dadurch Klarheit und Ordnung gebracht werden kann, daß man sich daran macht, sie schriftlich zu fixieren. So wird das

flüchtige Gedankenbild festgehalten, es gewinnt Gestalt, es wird reproduktionsfähig, wie es vorher nicht gewesen ist. Ja tatsächlich wird das Gedachte oft erst dann dem Geiste durchsichtig und greifbar, wenn es im gesprochenen oder geschriebenen Worte den Sinnen zugänglich gemacht worden ist. Wer wollte leugnen, daß eine solche Klärung und Fixierung der Gedanken notwendiger Bestandteil treuer Vorbereitung auf den hochwichtigen Akt des Predigens ist? Wohl wird es ja häufig genug vorkommen, daß dem Prediger auf der Kanzel selbst ein besserer Ausdruck in den Mund gelegt wird, als der ist, den er vorher gewählt hatte; denn der Heilige Geist läßt sich das Vorrecht nicht nehmen, die Predigt zu leiten, wie es ihm beliebt. Aber wer sich darauf verlassen wollte, daß der Heilige Geist ihm schon das richtige Wort geben werde, auch wo nicht ein Notfall die genauere Vorbereitung verhindert hat, der steht offenbar mit seinem Leichsinne jenen Schwärmern bedenklich nahe, die ihre Predigten als unmittelbare Eingebungen Gottes darstellen.

Es wird wohl niemand unter uns hier im Ernste den Einwand erheben, daß die Predigt als freier Vortrag die Fessel des Manuskripts nicht leiden könne. Wir werden nachher noch auf die Freiheit des Vortrages zu sprechen kommen und dann erwägen, in welchem Falle das Manuskript etwa als lästige Fessel empfunden werden dürfte. Hier handelt es sich zunächst nur darum, daß der Kanzelredner für seinen freien Vortrag des Manuskripts als einer wertvollen Stütze bedarf, entweder für den Gedankengang, oder für den Ausdruck, oder auch für beides. Man geht wohl kaum zu weit, wenn man behauptet, daß alle Männer, die in einer Geschichte der Redekunst als Meister des öffentlichen Vortrags gerühmt werden, ihre Erfolge dem Manuskript verdanken. So viel ich weiß, kann man von allen bedeutenden Rednern der alten und neuen Zeit nachweisen, daß sie sich auf ihre besten Reden mit äußerster Sorgfalt vorbereiteten. Die scharfsinnigen, lückenlosen Argumentationen, die schwungvollen Perioden, die fesselnden Bilder und Gleichnisse, ja auch die leidenschaftlichen Appellationen an das Gefühl, die von ihren Lippen flossen, wie ein entfesselter Strom, — kurz alles, was ihre Zuhörer zu begeistertem Beifall hinriß, war vorher wohl überlegt und sorgfältig ausgearbeitet worden. Vielleicht gilt sogar die Behauptung, daß ein Redner es mit seiner Vorbereitung um so peinlicher hält, je begabter er ist, so daß es von vorn herein als Kennzeichen des flachen Schwägers gelten dürfte, daß er es auf Um-

stände ankommen läßt, ob er Sinn oder Unsinn zu Tage fördert. Es hat einmal jemand gesagt, Genie bestehe in der Fähigkeit, sich mit größtem Fleiße um Kleinigkeiten zu kümmern, und obwohl jeder Satz kaum als genaue Begriffsdefinition angesehen werden kann, so enthält er doch eine zutreffende Beschreibung der Thätigkeit genialer Personen. Die Anwendung auf das Predigtmanuskript ergiebt sich ohne weiteres von selbst.

Nun ist freilich ein großer Unterschied zwischen dem Stoffe, den der forensische Redner zu behandeln hat, und den Lehren, die der christliche Kanzelredner vortragen soll. Ganz abgesehen von der in beiden Fällen angestrebten und erhofften Wirkung des Vortrags, abgesehen auch von der Quelle, aus der in beiden Fällen das Gedankenmaterial fließt, so hat es der forensische Redner stets mit neuen Verhältnissen, häufig auch mit neuen Grundbegriffen zu tun, und das Ziel, auf das er heute hinarbeitet, mag morgen schon als überwundener Standpunkt angesehen werden. Daher muß er sich fortwährend in neue Gedankenkreise einleben, muß immer auf neue Beweisführungen sinnen, muß neue Umstände, neue Gestaltungen der Sachlage in Betracht ziehen. Daraus erwächst für ihn die Notwendigkeit, seine Vorbereitungen immer wieder mit derselben Weitläufigkeit auszuführen, wenn er sein jeweiliges Ziel erreichen will. Der christliche Prediger dagegen hat bei allem Wechsel der Zeiten immer wesentlich mit denselben Verhältnissen zu rechnen und stets nur ein und dasselbe Ziel anzustreben; seine Predigt muß unabänderlich von Sünde und Gnade handeln und muß bezwecken, Sünder zur Gerechtigkeit zu weisen. Seine Argumente findet er ebenso unabänderlich vorgezeichnet; er soll und darf nichts anderes predigen, als was Gott in seinem Worte geredet hat. Wer von „moderner“ Predigt unter „modernem“ Verhältnissen redet, in dem Sinne, daß die jetzige Welt ein anderes Evangelium brauche, als das alte, ewige Wort Gottes, der ist verdüstert und weiß nichts (1. Tim. 6, 3. 4.). Daher wird auch ein gewissenhafter Prediger im Laufe langjähriger Thätigkeit allmählich einen Schatz biblischer Erkenntnis und theologischer Argumentationen erwerben, die ihm zu jeder Zeit zu Gebote stehen, und sein Wortschatz wird sich so reich gestalten, daß er mit geringer Mühe selbst dann den passenden Ausdruck findet, wenn er über einen sogenannten Freitext predigt, den er vorher etwa noch homiletisch verarbeitet hat. Infolgedessen mögen seine Predigtmanuskripte wohl auch im Laufe der Jahre an Umfang abnehmen. Hat

er zuerst Wort für Wort niedergeschrieben, so treten allmählich Kürzungen ein, die sich von einfacher Satz Kürzung nach und nach so weit steigern mögen, daß schließlich sein Manuskript eine Skizze wird, in der nur Hauptteile und etwa schwierigere Gedankengänge ausgeschrieben sind, während sonst das Argumentum nur durch Stichworte angedeutet ist. Wenn einer solchen Skizze eine fleißige Meditation zu Grunde liegt, und wenn die Skizze ferner der nachfolgenden Meditation zur Stütze dient, so wäre es töricht, den Prediger der Untreue zeihen zu wollen. Das wirkliche Maß geistiger Arbeit, die ein Prediger in diesem Falle verrichtet, wird schwerlich viel geringer sein, als bei dem, der seine Predigt vollständig ausschreibt und wörtlich memoriert.

Aus dem Gesagten aber ergibt sich auch, daß die Predigt von der Skizze Sache des gereiften Kanzelredners ist und dem Anfänger nicht zukommt. Ich möchte hier ein Wort Pauli anwenden, das häufig mißverstanden wird. Er schreibt an Timotheus: „Niemand verachte deine Jugend“ (1. Tim. 4, 12). Das ist nicht etwa eine Ermahnung an die Gemeinde, sondern eine Ermahnung, die sich der junge Prediger zu Herzen nehmen soll. Sie kann nach dem Zusammenhang („sondern sei ein Vorbild“) nur heißen: „Verhalte dich in allen Stücken so, daß niemand verächtlich sagen kann: Er ist eben noch jung.“ Der junge Prediger soll ängstlich alle die Fehler vermeiden, wodurch sonst junge Leute zu erkennen geben, daß ihr Charakter noch nicht ausgereift ist. Zu diesen Jugendfehlern gehört das übermäßige Selbstbewußtsein, das auch darin zum Ausdruck kommen kann, daß der angehende Prediger sich herausnimmt, ohne gründliche meditierende und schreibende Vorbereitung auf die Kanzel zu steigen. Er soll wissen, daß der alte Pastor ihm in diesem, wie in vielen anderen Stücken, weit voraus ist. Man soll nicht von ihm sagen dürfen: Das ist ein eingebildeter, naseweiser Junge, denn er wagt zu predigen, ohne vorher seine Gedanken aufgeschrieben zu haben. Jeder verständige Mensch weiß, daß ein junger Kandidat trotz bester Vorbildung nicht mit der geistigen und geistlichen Erfahrung ins Amt tritt, die dazu nötig ist, eine gediegene Predigt von der Skizze zu halten. Er soll jahrelang nie, außer in dringenden Notfällen, die Kanzel betreten, ohne seine Predigt völlig ausgeschrieben zu haben.

Nun noch einige Erwägungen über den richtigen Gebrauch des Predigtmanuskripts. Es ist zu bedauern, daß unter uns notwen-

dig werden konnte zu betonen, daß das Manuskript für das Studierzimmer und nicht für die Kanzel bestimmt ist. In früheren Zeiten galt es als selbstverständlich, daß die Predigt eine Rede sein soll und nicht eine Vorlesung, und der Prediger hielt es mindestens für ein Unglück, wenn er den Faden so verlor, daß er ihn nur mit Hilfe seines Manuskripts wieder aufnehmen konnte. Wenn es jetzt vorkommt, daß ein junger Prediger seine Predigt einfach abliest, so braucht er seines Erachtens nicht einmal eine Ausrede dafür; wehe dem, der ihn der Faulheit und der Treulosigkeit bezichtigen wollte! Denn siehe da, es steht nirgends geschrieben, daß der Prediger seinen Vortrag frei halten soll; folglich ist's ein Mittel ding, und wenn er zu träge ist, sich die Arbeit des Memorierens zu machen, so hat ihm niemand etwas drein zu reden.

Doch gemach! Vielleicht möchten wir bei näherer Erwägung doch nicht so unbedingt zugeben können, daß hier ein Mittel ding vorliegt. Gewiß ist's doch, daß der Prediger, so wenig er die Kraft des göttlichen Wortes vermehren kann, doch leider imstande ist, dessen Wirksamkeit zu behindern. Ich erinnere an das Beispiel der Missionare in Indien und China, die zuweilen schon durch falsche Aussprache eines einzigen Wortes die Wirkung einer ganzen Predigt bei den meisten ihrer Zuhörer einfach vernichtet haben. Ähnliche Vorkommnisse dürften wohl auch in unsren eigenen Kreisen schon dagewesen sein. Daß der Prediger an dem Mißerfolg seiner Arbeit in solchen Fällen schuldlos gehalten werden sollte, ist wohl klar, ob schon er gewiß nicht wenig beschämt und betrübt sein wird, wenn ihm sein Fehler zum Bewußtsein kommt. Wie aber, wenn ein Prediger mit vollster Absicht etwas tut, das den Eindruck des gepredigten Wortes mindestens abschwächt? Wir hören aus den Kreisen der Sektenkirchen heraus vielfach die Klage, daß die Predigten ihrer Pastoren so wenig Anziehungskraft für die Leute haben und sie so wenig beeinflussen. Nun weiß ich ja wohl, daß auf den Kanzeln der Sektenkirchen nur selten einmal das Evangelium etkichermaßen verkündigt wird; aber daran allein kann es nicht liegen, daß die Leute sich nicht zu den Predigten drängen, denn man liest doch auch oft genug, daß irgend ein Sektenprediger ungeheuren Zulauf hat und im ganzen Lande berühmt wird. Forscht man nach, so erfährt man, daß der Mann frei auftritt und seinen Zuhörern fest in die Augen schaut, daß er vom Herzen weg redet, als sei er auch von seiner Sache wirklich überzeugt. Was hätten ein Moody, ein Spurgeon ausgerich-

tet, wenn sie ihre Predigten abgelesen hätten? Was wäre der methodistische Erweckungsprediger, wenn er mit dem Manuskript in der Hand vor seine Zuhörer hintreten wollte? Man sage nicht: Das sind eben Sektenprediger, wir sind Lutheraner! Auch bei Lutheranern gilt genau dasselbe. Wie sollte man es sonst wohl erklären, daß unsere Gemeinden ohne jegliche Ausnahme für Lesegottesdienste nicht zu begeistern sind? An der Predigt selbst kann das nicht liegen; wenn aus Luther, Hönecke, Walthers vorgelesen wird, so bekommt die Gemeinde doch ohne jeden Zweifel ein besseres Geisteserzeugnis zu hören, als ihr eigener Prediger es in den meisten Fällen bieten könnte. Woran fehlt es dann? Doch wohl nur an dem freien Vortrag; denn wenn ein Pastor eine Luther'sche Predigt memoriert und frei vorträgt, gewinnt sie für den Zuhörer gerade das, was ihr beim Vorlesen abgeht. Aber vielleicht macht es einen Unterschied, ob der Vorleser eine fremde oder seine eigene Predigt vom Papiere abjammelt? Ich stelle nur eine Gegenfrage: Ist es uns auf Konferenzen und Synoden ganz einerlei, ob die Referate abgelesen oder frei vorgetragen werden? Welche der beiden Vortragsweisen macht den größeren Eindruck, — selbst bei Pastoren, die doch von solchen Außerslichkeiten weniger beeinflusst werden, als der gewöhnliche Zuhörer?

Die Bedeutung aller dieser Beobachtungen liegt klar zutage. Es ist nicht ein Mittelding, ob man eine Predigt abliest, oder ob man sie memoriert und dann frei vorträgt. Wer sich die Arbeit leicht macht und sein Manuskript auf der Kanzel reden läßt, läßt etwas weg, das er als Prediger, als Herold zu den aufgezeichneten Gedanken hinzutun sollte. Er macht sich einer groben Verjämmerung schuldig, die nicht dadurch ausgeglichen wird, daß seine Zuhörer hernach aus Höflichkeit die Predigt loben. Ja ich meine, wer Predigten vorlesen will, sollte lieber keine Predigten mehr ausarbeiten, sondern allzeit auf die Arbeit besserer Männer, denn er ist, zurückgehen und Postillen als Vorlage gebrauchen. Natürlich ist auch hier nur von Normalmenschen die Rede, nicht von den äußerst seltenen Fällen, wo trotz aller Schulung das Gedächtnis verkümmert. In den drei Seminarjahren kann fast jeder Student sich den Memorierhabitus aneignen, dessen er hernach für seine Amtsarbeit bedarf.

Dem angehenden Prediger bringt aber die gewissenhafte Memorierarbeit noch einen Gewinn, der nicht zu hoch eingeschätzt wer-

den kann. Selten mag sich wohl ein Kandidat finden, dem stets die Worte gerade so zufließen, wie er ihrer bedarf; man darf es vielmehr geradezu als eine der Hauptschwierigkeiten bezeichnen, mit denen der angehende Kanzelredner zu kämpfen hat, daß bei ihm von einer copia verborum durchaus noch nicht die Rede ist. Das liegt nicht darin begründet, daß ihm die Ausdrücke selbst unbekannt wären; er versteht sie ja doch, wenn er sie hört, und erkennt sie als passend, wenn sie ihm bei angestrengtem Nachdenken plötzlich einfallen. Vielmehr fehlt es daran, daß das Wortmaterial, wie auch die Begriffe selbst, bei ihm noch nicht flüssig genug geworden ist, daß ihm Begriffe, Vorstellungen und Worte nicht rasch genug zur Verfügung stehen. Vorstellungen irgendwelcher Art flüssig und dienstbar zu machen, giebt es aber nur Ein Mittel: den fleißigen Gebrauch, die Übung. Diese findet der junge Prediger reichlich, wenn er seine Predigten jedesmal ausschreibt und so genau als möglich memoriert. Das ist die *via regia* zur gediegenen Beredsamkeit; wer sie anders zu erschleichen sucht, bringt's höchstens zum wortreichen Schwärmertum. Nur durch solche Übung wird auch der Prediger allgemach unabhängig von seinem Manuskript. Hat er jahrelang den Dienst des Konzepts treulich benutzt, so wird er wohl auch einmal instande sein, das fertige Manuskript ins Schubfach zu legen und seine Meditation ohne das Konzept zu vollenden. Er wird merken, daß er allmählich beginnen darf, in seinem Manuskript hie und da einen Gedankengang nur anzudeuten, und so wird seine Kraft nach und nach steigen, bis ihm endlich eine ausführliche Skizze als schriftliche Aufzeichnung seines Vortrages genügt.

Gegen den Gebrauch der Skizze auf der Kanzel können die oben vorgeführten Argumente nicht ohne weiteres angewandt werden. Da es nicht notwendig die Freiheit des Vortrags beeinträchtigt, wenn der Prediger die Disposition seiner Predigt vor sich liegen hat, kann diese Gewohnheit nicht von vornherein verurteilt werden. So viel Tadel aber, als in dem Worte Gewohnheit liegt, darf wohl geltend gemacht werden. Ich habe noch wenige Prediger gehört, bei denen der Gebrauch der Skizze nicht störend gewirkt hätte, und diese wenigen sind lauter Leute gewesen, die ihren Vortrag ohne die Skizze ebenso gut gehalten hätten. Sobald aber die Benutzung der Skizze auffällig wird, also sobald es sich zeigt, daß der Prediger nicht Herr über seinen Gedankengang ist, so bald tritt auch eine Störung des Eindrucks ein, den die Predigt macht. Das ist unvermeidlich. Man

dürfte also wohl etwa folgende Regel formulieren: Wer die Skizze nicht nötig hat, soll sie ruhig mit auf die Kanzel nehmen; wer ohne sie nicht auskommen kann, soll seine Vorbereitung so gründlich machen, daß er die Skizze in der Sakristei liegen lassen darf. Auf alle Fälle dürfte dem jungen Prediger zu raten sein, sich den Gebrauch der Skizze nicht anzugewöhnen, wenn er auch zuerst dafür etwas tiefer ins Kanonensieber hineingerät. Manche Krankheiten können nur durch heroische Behandlung ausgeheilt werden; bei anderer Behandlung bleibt ein unangenehmer Rest sitzen. Zu dieser Krankheit gehört die nervöse Furcht vor dem öffentlichen Auftreten. Die Skizze wäre da ein Palliativum, hat aber auch die Eigenschaft solcher Mittel, daß man hernach an ihren Gebrauch gebunden ist.

Die Herstellung und äußere Form des Manuskripts sind so sehr Sache des individuellen Geschmacks und Bedürfnisses, daß von Regeln dafür schlechterdings nicht die Rede sein kann. So hat z. B. die Art und Weise, wie die Hauptgedanken im Manuskript hervorgehoben werden, wenig Bedeutung für diejenigen, die nach dem Laute memorieren, d. h. bei denen die Worte als Lautvorstellungen miteinander verbunden werden; wenn dagegen das Gedächtnis die geschriebenen Worte assoziiert, das gesehene Wortbild festhält, kommt sehr viel darauf an, daß im Manuskript die Hauptgedanken und die Stichworte irgendwie sichtbar als bedeutungsvoll bezeichnet werden. Der Prediger erkennt gewöhnlich recht bald, wie er sein Manuskript herstellen muß, damit es ihm die besten Dienste leistet. Nur in einem Punkte lassen sich, wie mir scheint, sehr viele junge Prediger einen großen Vorteil entgehen, nämlich wenn es gilt zu entscheiden, ob die Predigt in gewöhnlicher Schrift oder stenographisch aufgezeichnet werden soll. Der Wert der Stenographie für jeden Studierenden leuchtet ja so sehr ein, daß gewiß nur wenige das Gymnasium und das Seminar durchmachen, ohne auf dem Wege wenigstens versucht zu haben, sich eine Kurzschrift anzueignen. Vielfach führt der Versuch zu nichts, weil die Zeit zur Übung oder die Ausdauer fehlt. Wer nun den Wert der Stenographie aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat, wird mir Recht geben, wenn ich jedem theologischen Studenten dringend rate, sich die Mühe nicht verdrießen zu lassen, die mit der Aneignung irgend eines stenographischen Systems verbunden ist. Mein persönlicher Rat geht dann weiter dahin, daß man sich sobald als möglich die Verwendung der Stenographie für das Predigtmanuskript angewöhne. Daß kein

Stenograph sein Stenogramm fließend lesen kann, wissen nur die Nichtstenographen, und selbst wenn es wahr wäre, fiel es beim Predigtmemorieren nicht schwer ins Gewicht, weil da nicht fließendes, sondern bedächtiges Lesen hingehört. Der Einwand, daß eine stenographierte Predigt nicht so übersichtlich ist, wie eine in gewöhnlicher Schrift verfaßte, hat eine gewisse Berechtigung, sofern die ersten Versuche in Betracht kommen; nach meiner Erfahrung fällt er späterhin ganz weg. Als Vorteile, die aus dem Gebrauch der Stenographie für das Predigtkonzept erwachsen, mögen hervorgehoben werden: die Möglichkeit rascher Niederschrift, Beschränkung der Seitenzahl des Konzepts, daher dann für denjenigen, der ein Visualgedächtnis hat, leichtere Fixierung des Gedächtnisbildes. Außerdem ermöglicht es die Stenographie, daß man seine Predigten nicht einzeln aufzeichnen muß, sondern sie gleich in ein Heft eintragen kann, dessen Umfang unter Umständen von vorn herein gleich auf einen vollen Jahrgang angelegt wird. Daß solche selbstverfaßte „Postillen“ häufig sehr wertvoll werden, wird die Erfahrung jedes Predigers ohne weiteres ergeben.

J. Schaller.

Paul Gerhard, der Pfaph der lutherischen Kirche.

So hat man den zweiten in der großen lutherischen Dichterschär genannt. Der erste ist Luther, und der wird mit David, dem königlichen Sängler verglichen. Was sollen diese Bezeichnungen heißen, und wie schätzen wir Gerhard ein?

Wenn man auf den Umfang der Dichtung, auf die Zahl der Lieder sieht, welche diese Sängler gedichtet haben, dann paßt der Vergleich mit den biblischen Vorgängern nicht. David hat viele Psalmen gedichtet wie Gerhard. Von Luther sind nur wenig Lieder da, wie auch von Pfaph. Aber es ist der Charakter, die Art der Sängler, die sich im Liede ausdrückt, die den Vergleich und die entsprechende Bezeichnung der lutherischen Dichter veranlaßt hat.

Pfaph unterscheidet sich von David durch die enge, weiche, wehmütig reflectierende, aber formgerechtere Art des berufsmäßig ge-

lehrtens Dichters und Musikers. David ist naturfrisch, impulsiv und großzügig. Er hat die Kunst als Knabe gelernt. Er war aber nicht zünftiger Dichter, sondern als er in den Krieg gezogen und auf den Thron erhoben war, da begleitete ihn seine Kunst, um ihm den Ausdruck seiner heiligsten tiefsten Gedanken zu ermöglichen, während sein Beruf war, das Heer zu führen und das Volk zu regieren. Darum redet David eine eigene Sprache und beherrscht alle Gebiete des geistigen Lebens seiner Zeit. Zuerst fällt auf die Naturfrische, die gern aus dem mannigfaltigen Leben, das ihn umgiebt, die Bilder nimmt, aus Feld und Wald, von der Jagd, dem Kriege und dem Hofleben. Und dem impulsiven Charakter des Sängers und der Tatsache gemäß, daß er als tatkräftiger Mann sich viel draußen in der Welt bewegt hat, wird die Sprache knapp, scharf, bestimmt. Der Ausdruck grenzt leicht an das Maßlose, wenn heftige Gemütsbewegung ihn beherrscht, und dabei entbehrt das Lied die feste, geschlossene Form im Aufbau. Besonders in den Klagepsalmen ist oft sogar etwas Ungefüges, wenn er die Rache Gottes über die Feinde erbittet, nachdem vorher die Klage des Leides bis an die Grenze der Verzweiflung gegangen war.

In dieser Weise umfaßt David alles was eines Menschen Gemüt zu seiner Zeit bewegen konnte. Die Totenklagen über Jonathan und Abner sind weltlicher Natur und lassen alle Saiten der weltlichen Harfe erklingen. Dann kommen die Hirten- und Naturlieder, da Gottes Walten in der Schöpfung gepriesen wird. In der Zeit der Verfolgung Sauls und auch in der ersten kriegerischen Periode seines Königtums werden die Klagelieder entstanden sein. Mitten hinein fallen die ergreifenden Bußlieder, die durch den Fall mit Batseba veranlaßt sind. Der Mann, der sonst kurz angebunden und schneidig auftritt, kann sich tief in Sündennot versenken und immer wieder neue Wendungen finden, um seinen Jammer auszusprechen, damit er auch um so tiefer eindringt in den unerschöpflichen Abgrund der Barmherzigkeit Gottes.

Gegen Ende oder wenigstens im zweiten Teile seines Königtums, da ihn der Tempelbau, den Salomo schließlich ausführte, beschäftigt, wird er wohl die ruhigen Lehrpsalmen gesungen haben.

Anderes ist Assaph. An der Spitze des großartigen Musikwesens, das David zur Verherrlichung des Gottesdienstes eingerichtet hat, ist sein Beruf dem großen Leben draußen entzogen. Er ist Berufsdichter und Sänger. Deshalb ist der Gesichtskreis des Man-

nes enge. Die Rede wird ruhiger, weil nicht äußere Anlässe, die das Herz stark bewegt haben, sondern das Nachsinnen im Heiligtum (Ps. 73, 16) den Gesang veranlassen. Daher die Reflexion statt des unmittelbaren Ausdrucks, daher das weite Ausholen und das sorgfältige Verfolgen eines einzelnen Gedankens. Daher auch die sorgfältigere äußere Form im Aufbau.

Wenn einen solchen Mann die Not ansieht, dann klagt er nicht wie der Kriegsmann, der mit lauter heftiger Rede sich der Gemütsbewegung entledigt, sondern die stille Wehmut, die der Not tief nachsinnend, wird leicht Charakterzug. Das ist Pfaph, wie er uns aus seinen Psalmen entgegentritt.

Luther entspricht dem David. Er war kein Dichter noch ein Musiker von besonderlicher Bedeutung. Aber um der Not der Gemeinden willen dichtet er Lieder, damit das Volk singen und am Gottesdienste teilnehmen kann. Aber was sind's für Lieder? Sie wiegen eine ganze Literatur auf. Der Mann, dessen Geist einen königlichen Flug genommen hat mehr als irgend einer seit des Apostels Paulus Zeit, der hat ein Lied geschaffen, das neben dem Höchsten und Besten steht, was irgendwelche Dichter gesungen. „Ein feste Burg“, das klingt wie der harte, feste, gleichmäßige Schritt der Landsknechte, daß der Erdboden erzittert. Es ist ein Kriegsheld, der das gesungen. Welch' tiefer Bußernst in „Aus tiefer Not“, gerade wie im 51. Psalm, der da zeigt, daß der Mann nicht nur rasch über die Gemütsbewegungen hinweg kommt, nachdem er sie packend und drastisch zum Ausdruck gebracht, sondern daß er sie mit seinem Nachsinnen im Heiligtum vollständig ausschöpfen kann. Aber es ist nicht die Reflexion des grübelnden Sinnes, sondern der Ausdruck unmittelbarer Erfahrung. Wie herzig kindlich naiv tönen die Weihnachtslieder. Wie gemessen feierlich, dem öffentlichen Gottesdienst entsprechend, das „Komm, heiliger Geist, Herre Gott“ und „Nun bitten wir den heiligen Geist“. Wie still ergeben faßt „Mit Fried und Freud ich fahr dahin“ den Tod als Schlaf auf, indem das Herz auf dem sichern Fels des Heils ruht, während „Mitten wir im Leben sind“ denselben Gegenstand vom Standpunkt der Sündennot betrachtet und in mächtigen vollen Accorden davon singt, daß die Gnade uns aus Hölle und Todesrachen reißt.

Diese flüchtig hingeworfenen Striche deuten das Bild nur an. Um es voll zu würdigen ist es nötig, daß man die ganze schriftstellerische und sonstige Tätigkeit des großen Mannes hinzunimmt.

Wenn man sieht, wie unbefangen er in der Auslegung der Schrift sich frei macht von den Fesseln, die bisher alle natürliche Auffassung gefangen hielten, wie er als Uebersetzer in den Geist dreier Sprachen eindringt und die Gedanken der hebräischen und griechischen Bibel nicht nur in deutsche Worte kleidet, sondern das auch so tut, daß nun ein ganz deutscher Geist in der Uebersetzung lebt, wie er als scharfsinniger Dogmatiker für die Hauptlehren die Begriffe neu festlegt, wie er in der erbaulichen Anwendung mit sicherem Takt der Phantasie die Zügel schießen läßt, wie er ruhig maßvoll in praktischen Dingen den rechten Ausweg findet und in allem diesen dem Volke eine Sprache giebt; wenn wir sehen, wie er auf allen Gebieten des damals hochbewegten Lebens zu Hause ist und von dem festen Standpunkt seiner biblischen Weltanschauung aus in all den Fragen, da Theologen, Fürsten und diplomatische und juristische Räte nicht zurecht kommen konnten, zuverlässigen Rat giebt und zwar so, daß die nachfolgende Geschichte zeigt, daß er allein im Rechte war, dann braucht man nicht gerade ein Lutheraner sein, um zu erkennen, daß dieser Mann die großartigste Figur in der Weltgeschichte ist.

Daneben verblaßt Paul Gerhards Bild. Und dennoch werden wir ihn nicht vergessen. „O Haupt voll Blut und Wunden“ können wir neben dem lutherischen Kampflied nicht missen. In diesem Liede haben wir schon alle Eigentümlichkeiten der Gerhardschen Muse.

Zuerst sticht hervor die größere Glätte und Gefälligkeit der äußeren Form. Es ist das aus zwei Gründen nicht anders zu erwarten. Die lutherische Kirchendichtung ist schon 100 Jahre alt. In der Zeit hat sich an der Form manche Härte abgeschliffen, und Gerhard lebt dazu in einer Zeit, da man professionell, manchmal in übertriebener Weise, drauf ausging, die früheren Härten zu vermeiden, und damit in das entgegengesetzte Extrem geriet. Dazu ist Gerhard Berufsdichter. Er hat allein ungefähr so viel geistliche Lieder gedichtet, wie das ganze 16. Jahrhundert aufweisen kann. Wenn wir aus den etwa 125 Liedern nur die wählen, in welche sich die lutherische Kirche hineingesungen hat, dann haben wir ein gutes Bild von der Art dieses Dichters.

Da ist denn das zweite Merkmal, das hervorsteht, die Reflexion. Es ist das die Art seiner Zeit. Die Theologen sind nicht mehr Männer der Tat. Es gibt damals überhaupt wenig derartige Leute, nachdem der 30jährige Krieg einen Zustand der Ab-

spannung zurückgelassen. Da tritt die Reflexion in den Vordergrund. In „O Haupt voll Blut und Wunden“ ist es nicht unmittelbar die große Tatsache, die den Gegenstand bildet, sondern die Gedanken Gerhards und des frommen Christen überhaupt, mit denen das Lied sich die Gestalt Christi und ihre Bedeutung ausführlich für das Christenleben ausmalt.

Damit tritt zugleich das Menschliche in den Vordergrund gegenüber den großen Tatsachen des Evangeliums. Daraus wird dann naturgemäß Kleinmalerei. Der Dichter geht den Einzelheiten nach und mit liebevoller Treue zeichnet er umständlich in vielen Strophen alle kleinen Züge in Liebe und Leid, in Freude und Schmerz, selbst dann, wenn er eigentlich einen objectiven Gegenstand vor sich hat, wie eben in „O Haupt voll Blut und Wunden“, oder in „O Welt sieh hier dein Leben“, oder „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld“. Dasselbe wiederholt sich in allen Liedern, ob es Morgen- und Abendlieder oder Lob- und Danklieder oder Gebete sind, oder ob sie eine Tat Gottes zum Gegenstande haben.

Darin spricht sich aber so herzliche innige Frömmigkeit aus, daß wir auch darin eine große Gabe Gottes erkennen, die wir für's geistliche Leben nötig haben, da uns dieser subjective Ton in so richtiger Form geboten wird, während doch die Gefahr vorliegt, daß derselbe leicht ins Ueberchwängliche umschlägt, wie gerade Gerhards Zeitgenossen beweisen.

Diese subjective Art hat bei Gerhard nun noch einen besonderen Zug, die Wehmuth. Es liegt das in der damaligen Zeit. Wo war die glorreiche Kraft Luthers und seiner Zeit geblieben! Die Männer hätten gesiegt oder wären untergegangen. Aber daran ist jetzt nicht zu denken. Die furchtbare und andauernde Noth hat die kräftigsten Seelen mürbe gemacht. Und das spricht sich in aller Poesie aus. Selbst da, wo Gerhard tröstet, in „Befiehl du deine Wege“ oder „Warum sollt ich mich denn grämen“ etc., da ist doch Wehmuth der Grundton, auf den alle Saiten eingestimmt sind.

Noch ein weiterer Zug steht mit der reflectierenden Art Gerhards in Verbindung, das ist der, daß das Geſetz bedeutend mehr in der Dichtung zur Geltung kommt als vorher. Freilich bei Gerhard fällt es noch nicht so auf, wenigleich die Lieder, die im Gesangbuch unter der Rubrik „Vom christlichen Leben“ stehen, auch bei ihm vorherrschen. Doch zu seiner Zeit war das schon der Ton, der da zeigte, daß man dem Pietismus zusteuerte.

Endlich geht mit diejem allen eine gewisse Enge in Verbindung. Der Dichter kann nicht mehr wie Luther von hoher Warte aus das Ganze übersehen und sein Augenmerk auf das Wesentliche richten und alles in großen klaren Zügen umfassen. Das Einzelne, das Persönliche, im kleinen täglichen Leben beherrscht ihn. Auch in diese Dinge und in diese Art muß Gottes Geist eindringen, und Gerhard ist der berufene Dichter derselben, da der Geist des Evangeliums noch unverfälscht diese Dinge durchdringt und sie mit seinem Lichte, mit Kraft, Rat und Trost erhellt. Das wollen wir uns darum nicht verhehlen, ein Luther war Gerhard nicht, auch keiner seiner Zeitgenossen. Und ohne vergeblich die Geschichte kritisieren zu wollen, kann man das bedauern wegen der Folgen, die es in der Geschichte gehabt hat. Jene Zeit bedurfte eines Mannes im lutherischen Lager, der unbefangen ohne irgendwelches andere Interesse als das des Wortes Gottes und seiner Kirche gestanden hätte, hart wie ein Fels und schneidig wie Stahl, um nicht vornehmlich dem Antichrist, sondern den Sonderinteressen und der Unwahrhaftigkeit der protestantischen Diplomatie entgegenzutreten und der Weichheit und Haltlosigkeit unter den geistlichen Gütern Halt zu gewähren.

Solche Männer hat die Zeit nicht gehabt, und man kann das auch verstehen; denn die Zeit, die Umstände, machen die Männer. Und Gott weiß wohl, warum er so über den Dingen waltet. Aber die Männer machen auch die Umstände. Und wenn wir als vorsichtige Güter sorgen wollen für die Zukunft, dann muß uns dran liegen, ein Geschlecht von Männern heranzuziehen. Unsere lutherische Kirche bedarf derselben in den nächsten Generationen ganz besonders. Ueber die vergangenen 50 Jahre unserer amerikanischen Kirche darf man sagen, daß das unmittelbare Wort Gottes, die Lehre, das allbeherrschende Interesse war. Es werden sich auch persönliche Dinge überall eingemischt haben, aber die verschwinden, wenn man eine Uebersicht gewinnen will, als nebenjächlich. Ueber unsere und die folgende Zeit wird man einmal ein anderes Urtheil fällen. Es wird wohl nicht viel anders werden, als es in Deutschland war nach Luthers Tod. Da gewannen die weltlichen und im Gefolge derselben die kleinlichen persönlichen Interessen die Oberhand, so daß der klare Blick geschwächt wurde, auch wo sonst noch der rechte Sinn war. Das macht den Geist schlapp und entnervt die Gesinnung und schlägt unweigerlich aus zum Schaden der Dinge, für die man vornehmlich hatte sorgen wollen.

Deshalb brauchen wir Leute von Luthers Sinn. Und wo wir die Poesie und Musik mit heranziehen, um das Erziehungswerk unserer Kirche zu tun, da sage ich etwa so: Gerhard ist in der Poesie im Vergleich mit Luther das, was Bach in der Musik ist im Vergleich mit dem altlutherischen Choral. Die liebliche Süßigkeit in Form, Ton und auch in der geistlichen Gesinnung ist eine herrliche Gottesgabe. Die können wir nicht missen. Die finden übrigens ihren Weg von selbst bei uns und unserm Volke, denn wegen der ähnlichen Verhältnisse sprechen sie überall von selber an. Aber wir brauchen den harten schneidigen objectiven Sinn Luthers. Das ist die Poesie des 16. Jahrhunderts im Vergleich zu Gerhard und dem 17. Jahrhundert, und in der Musik ist's der altlutherische Choral im Vergleich zu Bach. Es ist das nicht Jedermanns Geschmak. Nachdem es aber einmal ausgesprochen ist, glaube ich, involviert es einen Mangel an Verständnis für die großen Schätze unserer Kirche und für die speciellen Bedürfnisse unserer Zeit, wenn man sich dagegen wehrt.

J o h. P h. R o e h l e r.

Der Gedankengang des Römerbriefes.

(Fortsetzung.)

Resümee des ersten Theils (1, 17—8, 39): Das Evangelium ist allen die daran glauben—Juden wie Heiden—eine Gotteskraft zur Seligkeit, weil die Gerechtigkeit Gottes darin als durch den Glauben kommend geoffenbaret wird. Die Juden können ebensowenig durchs Gesetz selig werden wie die Heiden, weil sie trotz ihrer äußerlichen Vorzüge ebensowohl Sünder und der Uebertretung schuldig sind wie jene. Darum ist es Gottes Rathschluß, Juden und Heiden auf ein und dieselbe Weise, nämlich geschenkweise, aus Gnaden, um Christi willen, durch den Glauben gerecht zu machen, wie die Schrift besonders an Abraham zeigt. Durch die Glaubensrechtfertigung haben wir nun wirklich volles Heil, nämlich Frieden mit Gott, die Hoffnung der ewigen Herrlichkeit, Trost in aller Trübsal durch die Erfahrung der Liebe Gottes, vollkommene Vergebung aller Sünden kraft der Uebermacht der Gnade, Kraft zu einem

neuen Leben und die Kindschaft; mit dieser aber auch die Gewißheit, daß uns alle Dinge zum besten dienen und nichts uns von der Liebe Gottes scheiden kann.

Vorbemerkungen zum zweiten Teil (Kap. 9, 9—11): Der Gesichtspunkt, unter dem der Apostel das in Kap. 9—11 folgende Stück seinem in 1, 16 aufgestellten und in den ersten 8 Kapiteln ausgeführten Thema anreißt, ist hier unausgesprochen geblieben. Es fehlt jede Ueberleitung vom ersten zum zweiten Teil. Die heftige Gemütsbewegung, die die zu behandelnde Sache in ihm hervorruft, läßt ihn das überleitende Wort vergessen und drängt ihn zum Ausdruck seines bitteren Schmerzes über das Schicksal seines Volks. So müssen wir uns die diesen Teil mit dem Thema verbindenden Gedanken selbst supplieren und den besonderen Gesichtspunkt herauszufinden suchen, von dem das richtige Verständnis der folgenden Erörterung abhängt. Der Divergenz der Eysgeten im Verständnis des elften Kapitels, besonders der Verse 25—27, liegt neben verschiedenartigen dogmatischen Vorurteilen hauptsächlich die verschiedene Auffassung des logischen Verständnisses von Kap. 9—11 zum Thema zugrunde. Ohne uns in eine Diskussion einzulassen, wollen wir hier sagen, daß die Gedankenverbindung klar auf der Hand liegt. Paulus hatte beim Schreiben an die Römer immer den Gegensatz zwischen den dortigen Juden und Heidenschristen im Auge. Er hat sich vorgenommen zu zeigen: es ist zwischen Juden und Heiden kein Unterschied; nach dem Gesetz nicht, — und auch nicht vor dem Evangelium. Das hat er schon im Thema angekündigt: „Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, die da selig macht etc., vornehmlich die Juden etc. Kap. 9—11 ist die Erörterung dieses angekündigten Punktes. Paulus hatte etwas gesagt, was dem Augenschein widersprach. Nicht als Gotteskraft zur Seligkeit sondern als Negernis erwies sich das Evangelium an den Juden. Während die Heiden das Heil mit Freuden aufnahmen hatte Israel es von sich gestoßen. Wie war das möglich? Und die Heidenschristen — und zwar auch die römischen — hatten nur eine Lösung dieser Frage: Gott hat mit der Annahme der Heiden seinen Bund mit dem jüdischen Volk aufgehoben und Israel bereits der endgültigen Verstockung anheimgegeben. Die Juden sind von Gott verstoßen und vom Evangelium ausgeschlossen. Aus diesen Gedanken entsprang zum Teil die lieblose Ueberhebung der Heidenschristen über alles was Jude hieß und töre in Rom das Gemeindeleben. Darum behandelt Paulus jetzt die „Judenfrage“ einmal ex professo und zeigt, daß die Meinung von der Verwerfung Israels ein selbstgemachter Dünkel und ein gefährlicher, die Kirche schädigender Irrtum sei. Der letzte Gesichtspunkt, unter dem der Römerbrief geschrieben ist, ist der schon oben angedeutete, daß zwischen Juden und Heiden kein Unterschied sei vor Gott in bezug aufs Seligwerden. Im Dienst dieses Gedankens steht die ganze Abhandlung über die Lehre von der Glaubensgerechtigkeit. Das Evangelium macht Juden und Heiden gleichermaßen selig. Er hat nun im ersten Teil gezeigt, daß die

Juden nach dem Gesetz vor den Heiden nichts voraus haben; im zweiten Teil will er nun zeigen, daß sie vor dem Evangelium den Heiden nicht nach stehen, daß Israel eben so viel Gelegenheit hat, durchs Evangelium selig zu werden wie jedes Heidenvolk; ja, wenn man einmal vergleichen will, noch mehr. Israel ist nicht von Gott verstoßen und vom Heil in Christo ausgeschlossen; es bleibt dabei: „Das Evangelium ist eine Kraft Gottes zur Seligkeit vornehmlich den Juden und auch den Griechen,“—das ist das Thema des zweiten Teils, dessen Ausführung wieder in den Schluß ausläuft, daß Gott Juden und Heiden gleich behandle, nämlich sie beide dem Unglauben anheimgegeben habe, um sich beider zu erbarmen.

Wer diesen Gesichtspunkt nicht hat, wird durch die Entwicklung in Kap. 9—11 nicht durchfinden; sobald man aber den fest im Auge behält, ist alles Licht und klar. Von hier aus ergibt sich klar eine Dreiteilung des Stückes: 9, 1—29; 9, 30—10, 21; 11.—Im ersten Abschnitt (9, 1—29) konstatiert Paulus zunächst mit großem Schmerz, daß freilich ein großer Teil seines Volks vom Heil in Christo ausgeschlossen sei, daß aber diese Tatsache keine Aufhebung des Wortes Gottes (der Bundesverheißung: „Durch dich und deinen Samen etc.“) an das jüdische Volk involviere, weil jene Verheißung garnicht dem Leiblichen sondern dem aus Heiden und Juden bestehenden geistlichen Israel gelte und nicht auf Grund äußerlicher Vorzüge sondern aus Gnaden gegeben sei. Dabei ist zu merken, daß der Passus Vers 14 bis 22 und 23 ein durch das in Vers 13 Gesagte veranlaßter abstrakter Exkurs über die Souveränität Gottes ist, der die streng logische Entwicklung des behandelten Themas unterbricht; mit Vers 23 und 24 knüpft der Apostel an den in Vers 13 verlorenen Faden wieder an.—Im zweiten Abschnitt (9, 30—10, 21) wird dargelegt, daß die Verlorengehenden aus Israel aus eigener, nicht aber aus Gottes Schuld verloren gehen, weil sie sich aus Selbstgerechtigkeit an Christo gestoßen und die auch ihnen gesandte Predigt des Evangeliums durchaus nicht haben annehmen wollen.—Abschnitt drei endlich (Kap. 11) bringt das Thema mit der Beweisführung zum Schluß, daß von einer Verstockung Israels als Volk garnicht die Rede sein könne, denn erstens gäbe es (wie sein eignes Beispiel und die 7000 zu Elias Zeiten klar zeigen) doch eine Wahl auch in Israel, die das Heil erlange, und zum andern seien zwar die übrigen aus Israel aus Gottes gerechtem Gericht—nach der Schrift—verstockt, aber auch diese nicht absolut sondern mit der Absicht, daß der Eingang der Heiden in Gottes Reich sie zur Nachlieferung reizen solle. Sodann sind sie—obwohl um ihres jetzigen Ungehorsams gegen das Evangelium willen vor Gott verhaßt und verwerflich—um der Väter willen, von denen sie abstammen (Anbruch-Zweig, Wurzel—Zweige), doch noch von Gott Geliebte, sodaß sie eher wieder auf ihren alten Stamm eingepropft werden können als die wilden Heidenschößlinge dem edlen Delbaum (den gläubigen Vätern) eingepropft worden sind. Die Verstockung des ungehorsamen

Teils von Israel hat lediglich den Zweck, den Eingang der Fülle der Heiden ins Reich Gottes zu vermitteln, damit so das ganze eigentliche, geistliche Israel aus Heiden und Juden selig werde. Daneben bleibt aber des leiblichen Israel Berufung zum Reiche Gottes unwiderrufbar; wie die Heiden durch den jetzigen Unglauben der Juden die Barmherzigkeit überkommen haben, so sollen die jetzt ungläubigen Juden durch die den Heiden widerfahrne Barmherzigkeit auch zur Erlangung der Barmherzigkeit geführt werden. So hat Gott beide Juden und Heiden gleicherweise dem Unglauben anheimfallen lassen, um sich beider zu erbarmen.—

Wo ist nun ein Grund der Erhebung der Heiden über die Juden?— Beide haben nur Ursache, die Tiefe des Reichthums der Weisheit und Erkenntnis Gottes zu preisen, dessen Gerichte und Wege unerforschlich sind!

Das ist in großen Zügen das Argument des zweiten Teils des Römerbriefes, der Kap. 9—11. Wie es sich im einzelnen entwickelt, wird die folgende Darlegung des Gedankengangs zeigen.

2. Teil.

Der Ausschluß der großen Masse Israels vom Heil in Christo ist kein Beweis, daß Gott das Volk verstoßen hat. (Kap. 9—11.)

1. Von einer Aufhebung des Bundes mit Israel kann schon deshalb nicht die Rede sein, weil derselbe von vorn herein nicht mit dem leiblichen sondern mit dem aus Heiden und Juden bestehenden geistlichen Israel geschlossen ward und als Gnadenbund keine Verpflichtung gegen das leibliche Israel involvierte (9, 1—29).

Meine Brüder nach dem Fleisch sind freilich von Christo verbannt. Darüber empfinde ich ohne Unterlaß so große Traurigkeit und Schmerzen, daß ich wünschte, anstatt ihrer von Christo verbannt sein zu können. Das mag unglaublich klingen, es ist aber die Wahrheit, in Christo gesprochen. Sind sie doch meine Gefreundte nach dem Fleisch, ja—was mehr ist, leibliche Kinder des Gotteskämpfers Jakob, denen die Kinderschaft und die Gnadengegenwart Gottes, die Bundesschließungen und die Gesetzgebung, der Gottesdienst und die Verheißungen gegeben sind; sie stammen von den Ervätern ab, aus ihrer Mitte kommt Christus her nach dem Fleisch, der da ist Gott über alles, hochgelobt in Ewigkeit. (Welch ein unaussprechlicher Jammer ist es, daß so herrlich begnadigte Leute verloren gehen sollen!)

Aber es ist kein Beweis, daß Gottes Bundeswort an die Erzväter („durch dich und deinen Samen“ etc.) dahingefallen sei. Denn nicht alle leiblichen Nachkommen Jakobs und Abrahams sind wirkliche Israeliten und Abrahamskinder, sondern nur die geistlichen Kinder der Verheißung, d. i. die mit Abraham der Bundesverheißung glauben, werden für Samen, für Kinder des mit Abraham geschlossenen Bundes, gerechnet. Mit andern Worten: nicht mit den leiblichen Nachkommen Jakobs und Abrahams, sondern mit ihren geistlichen Nachkommen hat Gott den Bund der Wahl geschlossen. Denn nicht nur ist Isaac nach der Verheißung geboren, sondern auch Jakob, unseres Volkes Stammvater, ist durch reine Gnadenverheißung, nicht durch Verdienst, Erbe der Verheißung anstatt Esaus geworden, wie geschrieben steht: Jakob habe ich geliebt, aber Esau habe ich gehaßt*). So ist's eine reine Gnadenwahl, die keine Verpflichtung Gottes gegen irgend welche Vorzüge des leiblichen Israel involviert.

Jakobs wahre Kinder aber, und mit ihm Kinder der Wahl, sind darum nicht seine leiblichen Nachkommen, sondern wir Gläubigen, die Gott berufen hat, nicht allein aus den Juden sondern auch aus den Heiden. Von den Heiden hat das Hosea geweissagt, wenn er spricht: Ich will das mein Volk heißen, das nicht mein Volk war, und meine Geliebte, die nicht die Geliebte war. Und

*) Der folgende Passus von Vers 13—23 ist ein Exkurs über die Souveränität Gottes, der durch den in 11—13 ausgedrückten Gedanken, daß Gott Jakob dem Esau nicht aus Verdienst sondern aus freiem Wahlvorsatz vorgezogen habe, veranlaßt ist. Daraus konstruiert sich die menschliche Vernunft eine Ungerechtigkeit Gottes. Paulus bringt diesen Einwurf selbst und widerlegt ihn, und das bringt ihn zeitweilig von seinem Thema ab. Worin besteht die Widerlegung? Zunächst in einer Betonung der Souveränen Freiheit Gottes, nach welcher er sich, wie aus seinem Worte an Moses und aus seinem Handeln an Pharao hervorgeht, erbarmt welches er will und verstoßt welchen er will. — Von dieser Aussage Pauli ist gar nichts abzumarkieren. Sie ist der Art, daß die menschliche Vernunft nun erst recht rebelliert. Und Paulus führt diese nun auch als so lästernd ein: Was schuldigt er uns dann? wer kann seinem Willen widerstehen? Aber er schwächt nun, um Gott zu rechtfertigen, seine eben gemachte Aussage nicht ab, sondern schlägt die Lästerung damit zu Boden, daß der Mensch als Geschöpf kein Recht hat, Gott seinen Schöpfer zur Rechenschaft zu fordern. Hat nicht ein Löffler Macht, aus einem Klumpen zu machen ein Faß zu Ehren und das andere zu Unehren? Aber, — und damit kommt er auf die andere Seite des Handelns Gottes in der Wahl — wie nun, wenn Gott bei aller Absicht, seinen Zorn zu erweisen und seine Macht kund zu tun, die zum Verderben zugerichteten Gefäße des Zorns mit großer Geduld ertragen hat — und, um den Reichtum seiner Herrlichkeit an den zur Herrlichkeit bereiteten Gefäßen der Barmherzigkeit kund zu tun, uns aus Juden und Heiden berufen hat, — hast du dann noch Ursache zu hadern? — Mit den letzten Worten hat der Apostel in das Vers 13 verlassene Geleise wieder eingelenkt und bringt den zu Anfang aufgenommenen Gedanken zu Ende.

von der Wahl aus dem leiblichen Israel schreibt Jesaias, daß von dem zahllosen gottlosen Volk ein Rest selig werden wird durch ein besonderes Steuern zur Gerechtigkeit, das Gott unter ihnen tun wird, und daß er sich einen Rest hat überbleiben lassen, der nicht wie Sodom und Gomorra zugrunde gehen wird.

(So ist also die Tatsache, daß so viele aus dem leiblichen Israel von Christo ausgeschlossen sind, gar kein Beweis dafür, daß Gott dem Volk der Wahl sein Wort nicht gehalten oder dasselbe verworfen habe.)

2. An seinem Ausschluß von Christo ist das ungläubige Israel selbst, nicht Gott schuld. (9, 30—10, 21.)

Die Sache liegt so, daß wir sagen müssen: die Heiden haben ohne ihr Suchen die Gerechtigkeit (ich meine die Glaubensgerechtigkeit) erlangt, und Israel hat sie mit all seinem Suchen nicht überkommen, weil sie dieselbe nicht aus dem Glauben, sondern aus den Werken des Gesetzes gesucht haben. Und dies hat wiederum seinen Grund darin, daß sie sich an Christo als dem Stein des Anlaufens gestoßen haben. Mit Juden und Heiden geht es nach der Schrift, die einerseits den köstlichen Eckstein Zions einen Stein des Anlaufens und einen Fels der Nergernis nennt, andererseits aber auch verheißt: wer an ihn glaubt, der soll nicht zuschanden werden.

Es ist mein beständiges Wünschen und Flehen, daß der Eifer Israels um die Gerechtigkeit ihnen zur Seligkeit dienen möchte; aber es ist unmöglich, weil sie in geistlichem Unverstand eifern und immer ihre eigene Gerechtigkeit aus dem Gesetz aufzurichten trachten, wodurch sie sich die Erkenntnis und Annahme der Glaubensgerechtigkeit unmöglich machen; mit Unverstand eifern sie—sage ich—, denn was für Sinn hat der Eifer um die Gesetzesgerechtigkeit angesichts des erschienenen Christus? Der ist ja des Gesetzes Ende. Nachdem er es erfüllt hat, hat es seine Macht verloren; wer an Christum glaubt, ist gerecht. Die Gesetzesgerechtigkeit besteht nach Moses darin, daß man das Gesetz wirklich tut und hält, aber die Glaubensgerechtigkeit erfordert kein Tun mehr, sie verlangt weder, daß wir in den Himmel steigen (denn das hieße Christum erst herabholen wollen, als sei er noch nicht gekommen), noch daß wir in die Tiefen der Erde hinabsteigen (das hieße Christum erst von den Toten holen, als wäre er noch nicht auferstanden),—bei der Glaubensgerechtigkeit hat ja Christus mit seinem Werk, das mit seinem

Herabkommen vom Himmel auf die Erde anfang und mit seiner Auferstehung von den Toten vollendet war, alles getan—, die Glaubensgerechtigkeit ist mit dem Wort vom Glauben, das wir predigen, schon da bei dir, nämlich in deinem Munde—so daß du es aussprechen kannst—, und in deinem Herzen, so daß du es einfach glauben kannst. Wenn du nur wieder aussprichst mit deinem Munde was du hörst, so bist du gerecht, und wenn du in deinem Herzen nur ja sagst dazu, daß Christus um deiner Rechtfertigung willen von den Toten auferweckt ist, so bist du selig, wie ja die Schrift sagt: So man von Herzen glaubt, so wird man gerecht, und so man mit dem Munde bekennt, so wird man selig, und abermal: Wer an ihn glaubt, wird nicht zuschanden werden.

Bei solcher Sachlage (daß nämlich Christus des Gesetzes Ende ist und die Glaubensgerechtigkeit ohne des Menschen Zutun fertig da ist) besteht zwischen Juden und Heiden kein Unterschied; er ist für alle, die nur zu ihm kommen, in gleicher Weise ein Heiland, reich an Gnade, wie die Schrift verheißt: wer immer den Namen des Herrn nur anrufen wird, soll selig werden.

Wer nun freilich den Herrn anrufen soll, muß zuvor glauben, und wer glauben soll, muß zuvor gehört haben, was er glauben soll; und hören kann man nicht ohne Prediger, so gibt's auch keine Prediger, wenn Gott sie nicht sendet. Aber Gott hat es an Predigern der Glaubensgerechtigkeit nicht fehlen lassen. Heißt er doch bei Jesaias sich derselben freuen, wenn er sagt: Wie lieblich sind die Füße derer, die den Frieden verkündigen.—Ist nun die Predigt des Worts Gottes da, so hört mans doch auch, und aus dem Hören sollte der Glaube folgen. Aber nach der Klage des Jesaias glauben nicht alle der Predigt.—Kommt nun der Unglaube Israels etwa daher, daß sie das Evangelium nicht gehört hätten? Ganz gewiß nicht; denn es ist ja bereits in die ganze weite Welt erschollen, wie könnte es ihnen verborgen geblieben sein! Oder hat gerade Israel es nicht erkannt? Erkannt wohl, aber nicht annehmen wollen! Denn schon im Anfang erinnert Moses sie an die ihnen um ihres Ungehorsams willen von Gott vorgehaltene Drohung, daß er sie durch die Annahme der Heiden erzürnen wolle, und Jesaias weissagt die Annahme der Heidenvölker gerade auf Grund der Selbstverhärtung Israels.

(So ist es nicht Gottes, sondern Israels eigne Schuld, daß es von Christo ausgeschlossen ist).

3. Die Verstockung Israels trifft nur den ungläubigen Teil Israels, und auch bei diesem ist sie keine absolute.

Hat nun Gott um des halsstarrigen Ungehorsams so vieler willen das ganze Israel nach dem Fleisch verstoßen? Das sei ferne! Dagegen ist schon die Annahme meiner eigenen Person, der ich ja ein Israelit nach dem Fleisch bin, Beweis. Gott kann doch kein eignes Volk nicht verstoßen, das er sich zuvor zum Eigentum erwählt hat. Was nicht auch bei Elias so, daß Gott sich noch 700 fromme Seelen erhalten hatte, während Elias das ganze Volk für abgefallen hielt? So giebt es auch zu dieser Zeit in Israel noch einen frommen Rest kraft der Gnadenwahl. Kraft der Gnadenwahl, sage ich, das schließt jedes Verdienst der Werke aus, wie andererseits das Verdienst der Werke die Gnade ausschließt. Wie steht es demnach mit dem leiblichen Israel? Also: das was es erstrebt, die Gerechtigkeit des Reichs Gottes nämlich, das erlangt es nicht. Die Ausgewählten aus ihnen dagegen erlangen es, während die übrigen verstockt sind, wie Jesaias und David im voraus geschrieben haben, daß Gott dies halsstarrige Volk verstocken, ihre Dhren verdicken und ihre Augen verblenden werde.

Aber auch die Verstockung dieser ist keine absolute. Gott hat sie nicht zu dem Zweck anlaufen lassen, daß sie fallen sollten. Im Gegenteil: Gott hat durch ihre Verfehlung den Heiden das Heil zukommen lassen, um dadurch andererseits sie selbst wieder zur Racheiferung zu reizen. (Und Welch ein Gewinn für die Welt, wenn sie sich reizen ließen!). Denn wenn schon der Juden Fall und Schade der Welt und besonders den Heiden so großen Gewinn gebracht hat, wieviel größerer Gewinn müßte der Welt aus der Bekehrung ihrer Volkzahl*) erwachsen! Ich rede dies zu euch Hei-

*) So haben wir τὸ πλήρωμα αὐτῶν übersetzt. Bekanntlich ist die Bedeutung von πλήρωμα hier und in Vers 25, wo es sich um das πλήρωμα τῶν ἔθνῶν handelt, viel umfrittener. Πλήρωμα ist ein rein formaler Begriff, der seinen spezifischen Inhalt jedesmal erst durch den Zusammenhang gewinnt und sehr verschiedene Bedeutung haben kann. Man vergleiche nur Stellen wie I. Cor. 10, 26; Joh. 1, 16; Kol. 2, 9; Matth. 9, 16 und Mark 2, 21; 8, 20; Kol. 1, 19; Eph. 3, 19; Gal. 4, 4.—In unserer Stelle ist seine Bedeutung durch den Gegensatz festgelegt: τὸ ἥττημα αὐτῶν — τὸ πλήρωμα αὐτῶν. Das erstere — ἥττημα — ist Schwächung, Verminderung im objektiven Sinn, Abgang, Verlust, Schade, Einbuße. Es ist von der Schwächung des leiblichen Israel die Rede inbezug auf die aus ihm seligwerdende Menge; durch den Unglauben, durch die Verstockung der „übrigen“ hat die Zahl der Seligwerdenden eine Einbuße, einen Ausfall erlitten, den Gott in seiner Gnade freilich zu einem Gewinn für die Heiden gestaltet hat. Dieser Aus-

den als einer, der sein Heidenapostelamt wohl in Ehren zu halten weiß, aber auch um meine Volksgenossen zur Nacheiferung zu reizen und wenigstens etliche aus ihnen selig zu machen. Denn es ist so. Wenn schon ihre Verwerfung der (Heiden-) Welt die Versöhnung mit Gott (durch deren Befehrung) bringt, würde ihre Wiederannahme nicht ein offenklares Erstehen des Lebens aus den Toten bedeuten**)?

Ist der Anbruch (die gläubigen Erzbäter) heilig, so ist auch der Teig (das leibliche Israel) heilig, und ist die Wurzel, (die Väter) heilig, so sind es auch die Zweige (Israel). Sind aber etliche

fall bei Israel ist τὸ ἥττημα αὐτῶν. So kann τὸ πλήρωμα αὐτῶν kraft des Gegensatzes nichts anderes sein als der Wiederersatz des erlittenen Ausfalls, die Wiederauffüllung des in Israel gerissenen Loches, gerade wie in Matth. 9, 16 und Mark. 2, 21 der neue Lappen auf dem alten Kleide das πλήρωμα, die Wiederauffüllung des Risses, des gerissenen Loches ist. Ganz genau: πλήρωμα αὐτῶν ist das mit dem Ausfall wieder aufgefüllte Israel. — Wenn wir also πλήρωμα αὐτῶν mit „ihre Vollzahl“ übersetzen, so ist damit nicht gerade die ganze Masse des Judentums schlechthin, mit Einschluß jedes einzelnen, gemeint, sondern diejenige Menge aus Israel, die selig geworden wäre, wenn der besondere Ausfall oder Verlust nicht stattgefunden hätte oder doch wieder ersetzt würde. — Wenn man nun nach dieser Zahl sucht, so kommt man in Schwierigkeit. Nach Vers 7 besteht das leibliche Israel aus zwei Bestandteilen: Der Wahl und den übrigen — Verstoßenen. Die letzteren bilden objektiv den Ausfall, resp. den Ersatz. Kommen die letzteren zu den ersteren, d. i. der Wahl als seligwerdende hinzu, so wird absolut das ganze leibliche Israel selig, nicht einen ausgenommen. Aber darauf ist zu erwidern, daß Paulus, wenn er einmal von einem Ausfall und Wiederersatz an Seligwerden redet, die absolute Betrachtung der „Wahl“ hat fallen lassen und vom menschlichen Standpunkt aus redet. Hier gilt kein Rechnen.

**) Luthers Uebersetzung von Vers 15 „denn so ihr Verlust der Welt Versöhnung ist, was wäre das anders denn das Leben von den Toten nehmen“ trifft den Sinn freilich nicht. Was er damit meint, sagt er in seiner Randglosse: „Von den Toten das Leben holen ist nichts; wie sollte denn der Heiden Leben daher kommen, daß die Juden gefallen und tot sind? Vielmehr sollten die toten Juden von der Heiden Exempel gereizt werden.“ Gerade was Luther hier verneint, wird in 11. 12. 15. 30 klar gesagt. Gott hat aus dem Fall der Juden den Heiden das Heil widerfahren lassen, ihr „Schade“, d. h. der Ausfall an Gläubigen bei ihnen, ist der Heiden Reichtum, durch den Unglauben der Juden haben die Heiden Barmherzigkeit erlangt. So sagt auch Vers 15 klar, daß die Verwerfung der Juden (Luther: „ihr Verlust“) der Welt Versöhnung ist, und der letzte Teil des Verses kann nicht im Lutherischen Sinne genommen werden. Der Vers lautet im Griechischen: „Εἰ γὰρ ἡ ἀποβολὴ αὐτῶν καταλλαγὴ κόσμου, τίς ἢ πρόσληψις, εἰ μὴ ζωὴ ἐκ νεκρῶν.“ Das heißt einfach: Denn wenn die Verwerfung derselben (der ungläubigen Juden) der Welt Versöhnung ist, was wäre (ihre) Annahme, wenn nicht Leben aus den Toten! Es kann sich hier eigentlich nur darum handeln, ob man unter ζωὴ ἐκ νεκρῶν die Auferstehung der Toten am jüngsten Tage verstehen soll, wie viele der christlich gerichteten Erregten wollen, oder ob man darin eine geistliche Auferweckung bezeichnet sehen soll. Wir halten das letztere für das richtige. Paulus will sagen: Wenn schon die Verwerfung der Juden der Heidenwelt die Versöhnung mit Gott durch deren Befehrung gebracht hat, wieviel größeres Heil müßte der Welt aus der Wiederannahme der Juden erwachsen, da ja ihre Wiederbefehrung offenbar wie ein Erstehen des Lebens aus dem Tode sein würde. Das ist der in Vers 11 und 12 ausgesprochene Gedanke in verstärkter Form.

der natürlichen Zweige des guten Delbaums zerbrochen, und die Heiden als ein Wildling unter sie eingepropft und der Wurzel und des Safts des Delbaums teilhaftig geworden, so hast du keine Ursache, dich wider die zerbrochenen natürlichen Zweige zu rühmen; denn nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich. Sprichst du aber: Die Zweige sind zerbrochen, damit ich hineingepropft würde, so ist das wohl recht geredet; aber vergiß nicht, daß sie um ihres Unglaubens willen zerbrochen sind und daß du nur durch den Glauben stehst. So überhebe dich nicht, sondern fürchte dich! Denn hat Gott der natürlichen Zweige nicht verschont, so würde er wohl deiner auch nicht verschonen, (so du ungläubig würdest).

So sieh nun die Güte und den Ernst Gottes; den Ernst an denen, die gefallen sind, die Güte aber an dir, wenn du an der Güte verharrst; denn sonst wirst auch du abgehauen werden. Aber auch jene werden wieder eingepropft werden, wenn sie nicht im Unglauben verharrten. Gott vermag es wohl, sie wieder einzupropfen. Denn wenn sogar du aus dem von Natur wilden Delbaum ausgehauen und wider die Natur in den edlen Delbaum eingepropft worden bist, wieviel mehr werden die natürlichen Zweige in ihren eignen Delbaum wieder eingepropft!

Denn ich will euch über dies Geheimnis nicht in Unwissenheit lassen, damit ihr nicht stolz seid: einem Teil von Israel ist Verstockung widerfahren, bis (=damit) die Fülle der Heiden*) eingehe

*) Das *πλήρωμα τῶν ἐθνῶν* ist nicht die ganze Heidenwelt, auch nicht die „große Masse“ der Heiden, sondern diejenige Zahl aus den Heiden, die den Ausfall deckt, den Israel erlitt durch die Verstockung seiner Ungläubigen, oder besser: den das Reich Gottes erlitt durch die Verstockung der „übrigen“ Juden. Dabei ist sicherlich auch nicht arithmetisch gerechnet: 100,000 seligwerdende Heiden für 100,000 verlorengeliebte Juden, sondern es ist die ganze Zahl aller selig werdenden Heiden als der den Ausfall bei Israel deckende Erlaß angesehen. — Aber kommt dann doch nicht wieder der Sinn heraus, daß das Judentum bis zum Eingang des letzten anserwählten Heiden, also de facto bis zum Eintritt des jüngsten Gerichts der Verstockung anheingegen ist? Nein! Nicht vom ganzen Judentum redet hier der Apostel, sondern von dem verstockten Teil Israels. Der ist verstockt bis zum Eingang des Heidenpleromas. Aber es kommt nun alles darauf an, wie man das *ἄρσις* od und das *εἰσελθῆν* faßt. Es ist hier nicht Raum, auf ausführliche exegetische Erörterungen einzugehen; aber soviel sei hier gesagt, daß das *ἄρσις* od nicht notwendig temporal gefaßt werden muß, sondern auch als sachliche Zielbestimmung, im Sinne einer einfachen Finalkonjunktion, genommen werden kann. „Verstockung“ ist einem Teile Israels widerfahren, bis daß, d. h. d a m i t daß etc. — Und das *εἰσελθῆν* im Norist ist doch nicht notwendig steif mit dem Futurum eractum „eingegangen sein wird,“ wiederzugeben, sondern es ist das hebräische sachliche Perfekt: „bis das Eingehen Tatsache ist.“ Also: Verstockung ist einem Teile Israels widerfahren, bis daß die Fülle der Heiden eingeht, oder:

und auf diese Weise das ganze geistliche Israel (aus Heiden und Juden) selig werde. Das ist, was die Schrift meint, wenn sie sagt, daß aus Zion der Erlöser kommen und die Gottlosigkeit von Jakob wegnehmen werde, und abermal: dies sei sein Testament mit ihnen, daß er ihnen ihre Missetat vergeben werde.—Um ihrer Verachtung des Evangeliums willen hat Gott sie (diese Verstockten) als Feinde behandelt, damit ihr es bekänt; sofern sie aber von den auserwählten Ervätern herkommen, sind sie, um deretwillen, immer noch Geliebte, denn Gottes Gnadengaben und die Berufung, die er ihnen hat zuteil werden lassen, sind unwiderrufbar. Wie ihr vormals ungläubigen Heiden durch den Unglauben der Juden zur Barmherzigkeit gekommen seid, so sollen nach Gottes Absicht die jetzt ungläubigen Juden durch die euch widerfahrne Barmherzigkeit selbst auch wieder zur Barmherzigkeit geführt werden. Denn

damit die Fülle der Heiden eingehe. — So sagt Paulus in diesem Verse sachlich nichts anderes, als was er in 11. 12 15 auch schon gesagt hat und in 30 wieder sagt, nur daß er es hier wie in Vers 19 („—sind zerbrochen, damit ich hineingepropft würde“) schärfer ausdrückt, ohne doch das rücksichtslose *wa* zu gebrauchen: Israel ist verstockt worden, damit die Fülle der Heiden eingehe.

Die folgenden Worte „und auf diese Weise etc.“ sind im Griechischen nicht abhängig von *ἀποὸς* od, sondern beginnen einen neuen Satz: „Und so wird ganz Israel selig werden, wie geschrieben steht etc.“ Wir sind aber überzeugt, daß Luther den Sinn trifft, wenn er sie dem vorausgehenden Finalsatz anhängt. Die Frage ist hier, ob *οὗτως* sich auf den ersten Teil des vorhergehenden Satzes: „Verstockung ist einem Teil Israels widerfahren“ bezieht, oder auf den abhängigen letzten Teil „bis die Fülle der Heiden eingehe“. — Ohne hier auf den Nachweis eingehen zu können, müssen wir erklären, daß es sich nur auf die unmittelbar vorhergehenden Worte, auf das Eingehen der Heiden, bezieht. „So.“ d. h. durch das Eingehen der Heidenfülle, „wird ganz Israel selig.“—Sofort scheidet sich dann wieder um die Bedeutung des Begriffs „Israel“. Wir halten dafür, es bezeichnet hier weder das leibliche Israel, noch den geistlichen Teil desselben, sondern das eigentliche wahre geistliche, aus Heiden und Juden bestehende gläubige Israel der Verheißung, von dem der Apostel im 9. Kapitel geredet hat. Der Sinn ist: Durch Verstockung des ungläubigen Teils des leiblichen Israels hat Gott dem Heidenpleroma den Eingang ins Reich Gottes aufgetan, damit das ganze „Israel Gottes“ selig werde. Diese Fassung wird durch die folgende „Begründung“ mit den alttestamentlichen Zitaten nicht unmöglich gemacht; denn die handeln alle drei (Jes. 27, 9; 59, 20 und Jerem. 31, 33) nicht vom leiblichen sondern vom geistlichen Israel, das aus Heiden und Juden besteht. — Erst in Vers 28: „Nach dem Evangelio halte ich sie etc.“ kehrt der Apostel zu dem in Vers 25 a behandelten Subjekt—dem verstockten Teil Israels—zurück und betont noch einmal, daß diese trotz ihrer Verwerfung noch Geliebte sind und ebenso gut zur Seligkeit berufen sind wie die Heiden.—Das Geheimnis, von dem Paulus in Vers 25 redet, ist kein anderes als das in den ersten Kapiteln des Epheserbriefes behandelte (vergl. bes. Eph. 3, 6): „Daß die Heiden Miterben seien und mit eingeleibet etc.“ Das Neue an unserer Stelle ist nur das besondere Moment, daß die Verstockung des einen Teils Israels das Mittel zu diesem Zweck sei. Bei dieser Fassung geht die für die Heidenchristen demütigende Tendenz der Stelle nicht etwa verloren, sondern sie wird nur in den richtigen Punkt gelegt, in den nämlich, daß die Heiden keine selbständige Rolle im Reiche Gottes spielen, sondern nur als Anhängsel Israels, als Auffüllung des in Israel geschehenen Risses in Betracht kommen.

Gott hat Juden und Heiden gleichermaßen dem Unglauben verfallen lassen, damit er sich beider erbarme.

O Tiefe des Reichthums sowohl der Weisheit wie der Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des HERRN Sinn erkannt? Oder wer ist sein Ratgeber gewesen? Oder wer hat ihm etwas zuvor gegeben, das ihm wieder vergolten werden müßte? Denn von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen.

Disposition.

Der Ausschluß der großen Masse Israels von Christo ist kein Beweis, daß Gott das Volk (als solches) verstoßen hat.

1. Der Bund mit den Vätern ist nicht aufgehoben, 9, 1—29.
 - A. So könnte der jetzige Ausschluß der Masse des so hochbegnadigten jüdischen Volks von dem Heil in Christo wohl gedeutet werden, 9, 1—5.
 - B. Aber der Bund mit den Vätern galt gar nicht dem leiblichen sondern dem geistlichen Israel, 9, 6—13 und 24—29. (Exkurs über die Gerechtigkeit der Wahl Gottes, 14—23.)
2. An seinem Ausschluß von Christo ist Israel selbst, nicht Gott, schuld, 9, 30—10, 21.
 - A. Israel hat sich an dem ihm von Gott gelegten Eckstein des Heils aus Werkgerechtigkeit gestoßen und in unverständigem Eifer Christum nicht als des Gesetzes Ende erkannt, 9, 30—10, 4.
 - B. Gott hat die Gnadengerechtigkeit dem Volk Israel so gut wie den Heiden predigen lassen, aber sie haben die Predigt von sich gestoßen, 10, 5—21.
3. Die Verstockung ist nur dem ungläubigen Teil widerfahren, und auch bei dem ist sie keine absolute, 11, 1—36.
 - A. In Israel ist jetzt wie immer eine Wahl, die nie verstoßen werden kann, sondern das Heil erlangt; die übrigen sind freilich verstockt, 11, 1—10.

- B, Aber auch diese sind nicht absolut verstockt, 11, 11—36.
- a. Gott hat ihren Fall nicht gewollt und verursacht, sondern ihn zum Heil der Heiden gewendet und beabsichtigt damit ihre Wiederbekehrung, um dadurch der Welt noch größeres Heil als durch ihren Fall zu schaffen, 11, 11—15.
 - b. Sie gelten als Teig des heiligen Anbruchs und als Zweige der heiligen Wurzel der Erzväter vor Gott noch in gewissem Sinne als heilig und können nicht nur, sondern werden auch wieder eingepfropft werden, wenn sie nicht im Unglauben beharren, und zwar eher als die Heidenwildlinge eingepfropft werden konnten, 11, 16—24.
 - c. In ihrer Verstockung waltet dies Geheimnis: sie hat lediglich den Zweck, den Eingang der Heidenfülle zu vermitteln, damit das ganze geistliche (aus Heiden und Juden bestehend) Israel selig werde. Sie fällt mit der Erreichung dieses Zweckes dahin, 11, 25 - 27.
 - d. Obwohl sie nach dem Evangelium bei Gott verhaßt sind, so sind sie doch als leibliche Nachkommen der erwählten Erzväter noch Geliebte, weil Gott seine Berufung nicht widerrufen kann, und sie sollen nach Gottes Absicht durch die euch widerfahrene Barmherzigkeit ebenso zur Gnade gelangen, wie ihr durch ihren Unglauben die Gnade überkommen habt, 11, 28—31.

Schl u ß: So stehen Juden und Heiden vor Gott gleich da: Gott hat sie beide in den Unglauben geworfen, damit er sich bei der erbarme.—Welch eine Tiefe etc. 11, 32—36.

Aug. Pieper.

Der französische Kulturkampf in deutscher Beleuchtung.

(Schluß.)

Was nun auch an Licht und Schatten uns hier entgegentritt — Kampf ist da, und wo Kampf ist, da ist Leben. Man möchte rufen mit Gutten: Die Geister werden los; es ist eine Lust zu leben. Aber Vacheret hat recht, wenn er sagt: Nur dann ist Aussicht auf Sieg, wenn die Geister befruchtet werden vom Geiste Gottes.

Denn was wird die Zukunft Frankreichs sein? Ich habe die Überzeugung gewonnen: Wenn Frankreich nicht eine religiöse Wiedergeburt durch das Evangelium erfährt, steht die große Nation am Anfang des Endes. Drei feindliche Mächte streiten sich um den Besitz des Volkes: der Alkoholismus, die Unsitlichkeit, der Atheismus. Frankreich, das klassische Land des Weines, der Nebgarten Europas, versinkt in Trunksucht; aber nicht der Wein, der jedem Gast à discrétion steht, richtet das Volk zugrunde, sondern der Stumpfsinn erzeugende Absynth, die „Aperitifs“ genannten Liköre, die vom frühen Morgen an in den Cafés und Geschäften und Familien getrunken werden. In frivoler Selbstironie läßt sich der Pariser un coupon pour Charanton²³⁾ einschleusen. Dieser mit dem unvermeidlichen Parfüm gemischte widerwärtige Absynthgeruch umgibt den Franzosen zumal in der Bretagne, den Pyrenäen, Korsika und anderen Provinzen wie eine mephistophelische Athmosphäre. Mit Wehmut sieht der Reisende die Kinder dieses reichbegabten Volkes an diesem Laster verkümmern. Es ist bezeichnend, daß die Evangelisation meist Hand in Hand mit den englischen und einheimischen Antialkoholvereinen dagegen ankämpft. An mehreren Orten hat man mir die Protestanten nur deshalb gerühmt, weil sie dem Trunk entsagen und — der Unsitlichkeit. Sie ist der zweite Totengräber der Nation. Gewiß wuchert in den deutschen Großstädten²⁴⁾ eine grauenhafte Unsitlich-

²³⁾ Charanton ist eine große Irrenanstalt von Paris.

²⁴⁾ Ein deutscher Gymnasiallehrer gestand mir: Die meisten meiner Primaner leben in sexuellen Ausschweifungen, während der Alkoholmißbrauch geringer geworden ist. An Stelle der Opfer des Bacchus sind die Opfer der Venus getreten; ein Uebel ist vom schlimmeren abgelöst; denn dieses Laster hemmt das geistige Schaffen und tötet das Gefühl des selbstbewußten inneren Adels.

keit. Aber sie scheut doch das Tageslicht. Sie ist mit einem Schleier bedeckt. Wer sie nicht sehen will, wird durch ihren Anblick nicht beleidigt. In Frankreich aber kann man dem Obszönen nicht aus dem Wege gehen.²⁵⁾ Es gilt nicht als anstößig.²⁶⁾ Die Ehe ist bei dem größeren Teil der Bevölkerung kein Heiligtum mehr. Dem Zweikindersystem, das ja neuerdings in Deutschland trotz seiner sechzig Millionen zur Volksunsitte wird, ist in Frankreich das System der kinderlosen Ehe gefolgt. In einzelnen Gegenden sieht der Reisende fast ausgestorbene Dörfer. Der Niedergang der Moral macht sich aber auch auf anderen Gebieten geltend, wenngleich es übertrieben sein mag, was man mir sagte: Bei uns ist jedermann käuflich, vom obersten Senator bis zum armseeligsten Lumpenjammler. Woher dieser Verfall der Sitte? Es ist die naturgemäße Wirkung des Verfalls der Religion. Nimmt man dem Volke systematisch den Glauben an Gott und eine ewige Vergeltung, dann brechen die Stützen der Volksmoral; denn das Streben nach dem Guten um des Guten willen wird in der breiten Masse ebensowenig Boden gewinnen, wie in den Kreisen der Gebildeten. Der Wille zur Selbstzucht und das sittliche Verantwortlichkeitsgefühl wird abgestumpft, schließlich ertötet. Die Freidenker²⁷⁾ haben mehr erreicht, als den Besonnenen unter ihnen lieb ist. Solchen mit elementarer Macht ins Volk geworfenen

25) Im September 1905 beschwerten sich die vereinigten Ladenbesitzer der großen Pariser Boulevards, daß die Massen der Halbweltlerinnen die Trottoirs und den Zugang zu ihren Läden sperren.

26) Man vergleiche die ergreifende Schilderung von der Rettungsarbeit in dem Aufsatz von H. Scheven in No. 7, 8 des Korrespondenzblattes zur Bekämpfung der öffentlichen Sittenlosigkeit. Berlin, Juli 1905, S. 53f.

27) Berenger führte bei Besprechung des Trennungsgesetzes in der Deputiertenkammer aus: Das Freidenkertum muß die Religion bekämpfen, bis die Religionen für den menschlichen Gedanken das geworden sind, was die Alchemie heute für die Chemie ist. — Gerault-Richard beantragte, die sog. Konfessionsfeste sollten bestehen bleiben, aber ihre religiöse Bedeutung verlieren. Die Namen seien zu ändern statt Christi Himmelfahrt: „Blumenfest“, statt Mariä Himmelfahrt: „Erntefest“, statt Allerheiligen: „Gedenkfest“, statt Weihnachten: „Familienfest“. Auf dem im September 1905 im Trocadero in Paris abgehaltenen, von 3000 Teilnehmern besuchten Freidenkertongress legte eine Rednerin dar, wie das Morgenbetet des Kindes durch eine Unterweisung im bürgerlichen Gesetzbuch zu ersetzen sei. Man beschloß in edler Tolerenz, jeden Delegierten, dessen Frau oder Kind sich an einer religiösen Zeremonie beteiligte, vom Kongress auszuschließen. Ein Redner erklärte mit Pathos: „Die Wissenschaft kam, um das Loch zu verstopfen, welches die Religion in die Moral gemacht hat.“ Prof. Zaval trat mit frappanter Konsequenz nicht nur für Abschaffung der Religion sondern der Gesetze überhaupt ein. Herbe befürwortete die Desertion des Soldaten in Kriegszeiten, eine Anschauung, die

destruktiven Tendenzen gegenüber versagt die römische Kirche. Wohl übt sie noch eine gewisse Macht aus. Der kirchliche Sinn der Bretonen und Bendeer ist sprichwörtlich. Auch die neuerlichen zahlreichen Demonstrationen gegen Inventarisierung der Kirchengüter dürften nicht lediglich auf klerikale Wahlagitatorien zurückzuführen sein. Aber auch der kleine Bürger und Bauer, die man gern als die Stützen der römischen Kirche ansieht, werden schließlich nur so lange treu bleiben, als es ihnen kein Geld kostet. Wohl gehört in den Salons der großen Städte die Kirchlichkeit zum guten Tone. Der Dame, die nicht in der Madelaine gebeichtet hat, fehlt ein Toilettenstück. Sa den Frauen, die sonst nichts zu tun haben als vor dem Diner durch die Elyseischen Felder sich fahren zu lassen, wird der zölibatäre Priester in dem romantischen Schimmer der Entsagung, umwoben von den sinnberückenden Weihrauchwolken zum begehrten, aber unerreichbaren Sehnsuchtsideal, dem sie mit einer raffinierten Weltklüsterheit ihre geheimsten Geständnisse machen. Man wird zugeben, daß in diesem Sinne der Beichtstuhl nicht als ein Mittel zur Hebung der Moral angesehen werden kann. Wenn Männer, die mit der umgekehrten instinktiven Abneigung den Beichtstuhl meiden, aber, weil sie eines Beichtscheins zur kirchlichen Trauung benötigen—wie mir dies glaubwürdig in der Charente versichert wurde—einen bezahlten Kommissar an ihrer Statt beichten lassen und dann den diesem ausgestellten Schein dem eingeweihten Priester lächelnd präsentieren—wenn fast in jeder Kirche der heilige Antonius von Padua sein Fundbureau aufgerichtet hat und jedem, der ein entsprechendes Geldopfer bringt, zu seinem verlorenen Gegenstand verhilft, wenn selbst Dirnen²⁸⁾ dort opfern, um Kunden, die sie einbüßten, wieder zu gewinnen, so sind das nur vereinzelte Beweise für die Unfähigkeit der römischen Kirche, der Dekadenz zu steuern. Ebenso muß eine negative protestantische Theologie versagen, welche mit subjektiven Spekulationen statt mit Heilstatsachen operiert.

Wenn eines Volkes Kultur angefressen wird vom Alkoholismus und von der Immoralität, wenn es selbst seinen Ruhm aus-

allerdings nicht unwidersprochen blieb. Die häufige Berufung auf die Wissenschaft vermag dem Gefühl nicht Eintrag zu tun, daß das alte Wort *relapituit*: *Quem Deus perdere vult, prius dementat*, oder Pauli Wort: *Da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Narren geworden*.

²⁸⁾ Aus einem Bericht des Priesters Ch. Lancelot in *France et Evangile* Nr. 2 vom Jahre 1905.

klingen läßt in der Phrase: „Ehre dem Volke, dessen kraftvolles Genie Gott abjafft!“ dann muß der objektive Geschichtsforscher in diesen drei destruktiven Gewalten die Sturmvögel erkennen, welche den Untergang des Volkes ankündigen.

Ob Starck²⁹⁾ mit seiner von Virchow akzeptierten Behauptung, daß die französische Nation auch physisch entarte, recht hat, vermag ich nicht zu entscheiden, zumal angesichts der wissenschaftlichen Leistung von Männern wie Cuvier, Lavoisier, Pasteur, Lamarck.

Rettung kann nur bringen eine Wiedergeburt des Volkes aus dem Geiste des Evangeliums.

Blicken wir noch einmal rückwärts, fragen wir: was ist der heutige Stand des Kulturkampfes in Frankreich im Lichte der Geschichte?, so müssen wir antworten: Es ist nicht eine Los-von-Rom-Bewegung, nicht ein Waffenspiel zwischen den jetzigen Machthabern in Staat und Kirche, sondern es ist der große Entscheidungskampf zwischen Licht und Finsternis, Glauben und Unglauben, Christentum und Atheismus, der auf dem Boden Frankreichs ausgefochten wird, der Kampf, von dem Göthe sagt: „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte ist der Kampf zwischen Glauben und Unglauben.“

Die Toledoer Unionsthesen.

Die Ohioer schicken sich an, mit den Iowaern in Kirchengemeinschaft zu treten. Die vorbereitenden Schritte dazu sind jetzt vollendet. Vom 13. bis 15. Februar waren Vertreter der beiden Synoden, darunter deren Hauptwortführer, in Toledo, Ohio, versammelt, um Hindernisse zu beseitigen und die Wege zur völligen Union zu bahnen. Das Kirchenblatt der Iowa-synode schreibt: „Die Verhandlungen wurden in einem friedfertigen und freundlichen Tone geführt. Die Differenzen wurden allseitig klar und bestimmt herausgestellt und nicht etwa vertuscht, um nur

²⁹⁾ Dr. Starck, Die physische Degeneration des französischen Volkes, ihr pathologischer Charakter, ihre Symptome und Ursachen. Stuttgart 1871,

auf jeden Fall das Ziel zu erreichen; es war aber offenbar und wurde uns wieder offenbar, daß die Differenzen nicht kirchentrennender Art sind, daß vielmehr die Synoden von Ohio und von Iowa in der Glaubenslehre und im Bekenntnis einig sind.“

Den Verhandlungen lagen sechs Thesen zugrunde, die den folgenden Wortlaut haben:

I. Die Kirche.

Die Kirche im eigentlichen Sinne ist die durch die Gnadennittel erzeugte und sich erbauende Gemeinde der wahrhaft Gläubigen.

Daraus folgt: a) Ihrem eigentlichen Wesen nach ist und bleibt die Kirche auf Erden unsichtbar, b) die Gemeinschaft an den Gnadennitteln ist die notwendige Erscheinungsform der Kirche und untrügliches Kennzeichen ihres Vorhandenseins und insofern ist die Kirche sichtbar.

II. Das Predigtamt.

a) Zu den Rechten und Pflichten des geistlichen Priestertums gehört nicht nur der allgemeine Befehl und Beruf, daß die Gläubigen ihre Gemeinschaft am Evangelio und ihr Anrecht an den Gnadennitteln durch Wort und Werk betätigen und demgemäß nicht nur die Thürigen in Gottes Wort unterweisen und überhaupt sich untereinander in allerlei Weise lehren und vermahnen, sondern auch Heiden und Unchristen gegenüber ohne weiteren Beruf predigen und im Notfall das Sakrament der Taufe erteilen;—sondern auch die Aufrihtung des öffentlichen Predigtamtes, da dies Amt von Christo ursprünglich und unmittelbar der ganzen Kirche gegeben ist.

b) Das Predigt- oder Pfarramt ist der auf einem besonderen, für alle Zeiten geltenden Befehl des HErrn ruhende und die durch den Beruf übertragene Gewalt, die Gnadennittel öffentlich im Auftrag der Gemeinde zu verwalten.

c) Die Berufung ist ein Recht derjenigen Gemeinde, innerhalb welcher der Prediger das Amt verwalten soll; die Ordination ist eine öffentlich, feierliche Bestätigung des Berufs und nur eine apostolisch-kirchliche Ordnung.

III. Stellung zu den Symbolen.

a) Die Verbindlichkeit der Symbole bezieht sich nur auf die

in denselben enthaltenen Glaubenslehren, auf diese aber auch ohne alle Ausnahme.

b) Da die in den Symbolen enthaltene Lehre vom Sonntag eine in Gottes Wort geoffenbarte Glaubenslehre ist, so darf sie auch vom Kreis des Verbindlichen nicht ausgeschlossen werden.

IV. O f f e n e F r a g e n .

a) Alle in Gottes Wort klar und deutlich geoffenbarten Lehren sind um der unbedingten Autorität göttlichen Wortes willen endgültig entschieden und gewissenbindend, mögen sie symbolisch fixiert sein oder nicht.

b) Es gibt in der Kirche Gottes keine Berechtigung irgend einer Abweichung von klar geoffenbarten Schriftwahrheiten, mögen dieselben nun Fundamentales oder Nichtfundamentales, Wichtiges oder scheinbar Unwichtiges zu ihrem Inhalt haben.

c) Völlige Uebereinstimmung in allen Glaubensartikeln ist unerläßliche Bedingung kirchlicher Gemeinschaft. Beharrlicher Irrtum in einem Glaubensartikel wirkt unter allen Umständen kirchentrennend.

d) Völlige Uebereinstimmung auch in allen nichtfundamentalen Lehren kann zwar auf Erden nicht erreicht werden, muß aber nichtsdestoweniger als Ziel erstrebt werden.

e) Diejenigen, welche dem Worte Gottes, wenn auch nur in untergeordneten Punkten, bewußt, hartnäckig und halsstarrig widersprechen, stoßen damit das organische Fundament um und sind daher von der kirchlichen Gemeinschaft auszuschließen.

V. C h i l i a s m u s .

a) Jeder Chiliasmus, welcher das Reich Jesu Christi zu einem äußeren, irdischen und weltlichen Herrlichkeitsreiche macht und eine Auferstehung aller Gläubigen vor dem jüngsten Tage lehrt, ist als eine mit der Analogie des Glaubens in schneidendem Gegensatz stehende Lehre zu verwerfen.

b) Die Annahme, daß das in Offenb. Joh. 20 geweissagte Regieren Christi und seiner Heiligen noch als zukünftig zu erwarten und unter der dort erwähnten ersten Auferstehung eine leibliche Auferstehung einzelner Gläubigen zum ewigen Leben zu verstehen sei, steht zwar nicht im Widerspruch mit der Analogie des Glaubens, kann aber ebensowenig wie die geistliche Deutung aus der Schrift stringent bewiesen werden.

VI. Prädetermination und Befehung.

a) Wir finden das Kirchentrennende in der missourischen Gnadenwahllehre in der Auseinanderreißung des allgemeinen Gnadenswillens und des besonderen Erwählungsratschlusses in zwei außer-, neben- und nacheinander gefasste und darum sich widersprechende Willen (contradictoriae voluntates), wodurch der Grund, worauf unser Heil ruht, unsicher gemacht wird, und die einzelnen Abweichungen von der lutherischen Lehre, die sonst noch zum besten gedeutet werden könnten, einen fundamentalen Charakter bekommen.

b) Von der im Zusammenhang mit der Prädeterminationslehre streitig gewordenen Befehung bekennen wir, daß dieselbe als die Setzung eines neuen geistlichen Lebens weder zur Hälfte noch zum vierten noch zum tausendsten Teil auf des Menschen Mitwirkung, Selbstbestimmung oder gutem Verhalten stehe oder davon abhängig sei in dem Sinne, daß sie dadurch bewirkt werde, sondern allein (in solidum) ein Werk des heiligen Geistes sei, der dasselbe mit seiner Gnadenkraft durch die Gnadenmittel in uns vollbringt; daß der heilige Geist aber dieselbe keineswegs lediglich nach dem bloßen Wohlgefallen seines auswählenden Willens wirke und sie bei den Erwählten auch dem mutwilligsten Widerstreben gegenüber durchsetze, sondern daß vielmehr durch solches hartnäckige Widerstreben die Befehung in der Zeit ebenso wie die Erwählung in der Ewigkeit verhindert werde.

Zu diesen Sätzen bekamten sich die Kolloquenten. Es bleibt jetzt nur noch übrig, daß sich auch die beiden Synoden als solche dazu bekennen. Sobald das geschehen ist—und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß jede der beiden Synoden den Bekenntnissätzen ihrer Vertreter beistimmen wird—, „so wird damit zugleich die Kirchengemeinschaft in Altar- und Kanzelgemeinschaft zwischen beiden Synoden aufgerichtet.“

Ohio und Iowa stellen sich also gegenseitig das testimonium orthodoxiae aus. Die Toledoer Thesen sind allerdings wenig geeignet, die Berechtigung dazu treuen Lutheranern klar zu machen. Es sind, wenn man sie näher prüft, Kompromiſsthesen. Die einen tragen ohioisches, die andern iowaisches Gepräge, nur die sechste zeigt unverkennbar ursprüngliche Harmonie. Man hat sich im übrigen offenbar große Mühe gegeben, vorsichtig zu reden und die

vorhandenen Differenzen zu überbrücken. Man hat offenbar nach einer möglichst unverfänglichen Formel gesucht, hinter der sich eine verschiedene Lehrstellung verchanzen kann, und die in der That ist, diese Verschiedenheit als möglichst harmlos erscheinen zu lassen. Wir können nicht finden, daß in den Thesen ein klares, unmißverständliches, schriftgemäßes Bekenntnis zur biblisch-lutherischen Wahrheit vorläge. Wir machen diesmal nur auf ein paar Punkte aufmerksam, die sofort ins Auge fallen.

Gleich die erste These zeigt, daß die Kolloquenten ein Kompromiß geschlossen haben. Die Zowaer geben darin zu, daß die Kirche „ihrem eigentlichen Wesen nach“ die Gemeinde der Gläubigen und darum unsichtbar ist. Dafür machen die Ohioer ihnen die Konzeßion, daß diese—ihrem eigentlichen Wesen nach unsichtbare—Kirche zugleich auch sichtbar sei, nämlich insofern, „als die Gemeindige Erscheinungsform der Kirche“ sei. Man kann aus den Schriften der Zowaer leicht nachweisen, daß sich hinter diese Redeweise der alte, schrift- und bekenntniswidrige Sauerteig versteckt, den Zowaer je und je in die reine Lehre von der Kirche gemengt hat. Man will den Wahn aufrecht erhalten, daß die Kirche auch eine sichtbare Seite habe, daß sie unsichtbar und sichtbar zugleich sei. Man muß sich billig wundern, daß die Ohioer, namentlich die aus der Synodalkonferenz stammenden, in dieser Sache, die doch wahrlich nicht irrelevant ist, den Zowaern ins Garn gelaufen sind. „Unmissverständlich“ ist ihre jetzige Lehre von der Kirche auf keinen Fall.

Bei der dritten These fällt zunächst auf, daß jeder Hinweis auf die Symbollehre vom Antichrist fehlt. Zwischen Ohio, wie es früher war, und Zowa, wie es bis auf den heutigen Tag ist, war doch auch diese Lehre strittig. Die Ohioer hielten doch früher die Lehre, daß der Papst der rechte, große Antichrist ist, für Schriftlehre, also für einen klar geoffenbarten Glaubensartikel, auf den sich darum auch die Verbindlichkeit des Bekenntnisses erstreckt. Die Zowaer dagegen haben diese Lehre je und je in das Gebiet der offenen Fragen verwiesen, über die innerhalb der rechtgläubigen Kirche in utramque partem disputiert werden könne. Bei diesem Sachverhalt liegt die Vermutung sehr nahe, daß die Toledoer Kolloquenten die Lehre vom Antichrist absichtlich beiseite gesetzt haben und nicht gewillt sind, sie zu den Glaubenslehren zu rechnen, auf die sich die Verbindlichkeit der Symbole bezieht. In dieser

Auffassung wird man dadurch bestärkt, daß sie die unter ihnen ebenfalls strittig gewesene Lehre vom Sonntag ausdrücklich für eine in Gottes Wort geoffenbarte Glaubenslehre erklären, die „vom Kreis der Verbindlichkeit nicht ausgeschlossen werden“ dürfe. Freilich auch in der Lehre vom Sonntag haben die Herren Kolloquenten keineswegs rechtlichen Farbe bekant. Wir lesen in dem Bericht des iowaschen Kirchenblattes über das Kolloquium:

Zu These III, b) gaben die Kolloquenten der Iowa-Synode folgendes zu Protokoll:

Von dieser in den Symbolen enthaltenen Sonntagslehre unterscheiden wir die weitere theologische Ausführung derselben, welche bezüglich der Frage, ob zum Morale des dritten Gebotes die Feier eines von den sieben Tagen der Woche gehöre oder nicht, bei den rechtgläubigen Lehrern unserer Kirche in eine Differenz auseinander gegangen ist. Die verneinende Antwort dieser Frage ist nach unserer Erkenntnis allerdings eine richtige Konsequenz aus der Sonntagslehre im Bekenntnis. Da diese aber im Bekenntnis nicht expressis verbis zur Aussage kommt, darin auch nicht beabsichtigt ist und überdies nicht den Charakter einer Glaubenslehre hat, so können wir sie auch nicht als einen verbindlichen Teil der Symbollehre anerkennen und die gegenteilige Meinung nicht als eine Abweichung von der symbolisch verbindlichen Lehre ansehen.

Das ist ein echt iowascher Satz, er sagt Ja und Nein in Einem Atem. Die verkehrte Ansicht gewisser, sonst rechtgläubiger Doomatiker unserer Kirche, daß nach dem 3. Gebot je einer von den sieben Wochentagen als Sabbat beobachtet werden müsse, will man nicht geradezu billigen, aber gleichzeitig erklärt man sie für unwesentlich; man behauptet, daß diese Lehre der Dogmatiker nicht den Charakter einer Glaubenslehre trage, und daß man es damit *salva orthodoxia* halten dürfe, wie es jedem beliebt. Man hat damit den Grundsatz aufgestellt, daß eine Lehre verkehrt und doch nicht symbolwidrig sein könne. In Wahrheit aber ist jene Sonntagslehre der Dogmatiker schriftwidrig und darum auch symbolwidrig, sie muß also auch ganz gewiß als „eine Abweichung von der symbolisch verbindlichen Lehre“ gelten. Mit ihrer Zusatzklärung haben die iowaschen Kolloquenten das in der These abgelegte Bekenntnis zu der biblischen, lutherischen Lehre vom Sonntag ihrerseits wieder aufgehoben und zu leerem Wortgefingel gemacht. Mehr als sonderbar mutet es an, daß sich die Vertreter der Ohio-Synode trotz jenem Zusatz der Iowaer mit diesen zu einer These bekant haben, mit der sie doch bis dahin einen den iowaschen Irrtum ausschließenden Sinn verbunden hatten. Oder haben die Ohioer auch in diesem Stück ihre frühere, lutherische Stellung preisgegeben?

Auch mit der fünften These stellen sich die Ohioer auf die

Matthform der Zowaer. Im ersten Teil wird der grobe Chiliasmus, der auch von der Zowashnode längst verworfen worden ist, abermals so nachdrücklich zurückgewiesen, daß es den Anschein hat, als wollte man mit einer heroischen Anstrengung einen großen Stein des Anstoßes aus dem Wege räumen. Dann aber wird im zweiten Teil der subtile Chiliasmus, der in Zowa bis auf diesen Tag Hausrecht hat, auch von den Ohioern zum mindesten als eine harmlose, unanstößige Lehrmeinung mit in Kauf genommen, die zwar nicht aus der Schrift „stringent“ bewiesen werden könne, aber auch nicht im Widerspruch mit der Analogie des Glaubens stehe. Nach altlutherischer und auch althioischer Ueberzeugung ist jede Deutung von Off. Joh. 20, wobei ein andres als geistliches Regieren Christi und seiner Heiligen außerhalb des Gnaden- und Kreuzreiches und noch vor dem jüngsten Tage herauskommt, und wodurch eine leibliche Auferstehung alles Fleisches für den gegenwärtigen Leon in Aussicht gestellt wird, nicht nur eine Vergewaltigung der genannten Schriftstelle, sondern sie steht auch im schneidenden Gegensatz mit der „Analogie des Glaubens,“ d. h. gut lutherisch ausgedrückt: mit den hellen und positiven Aussagen der heiligen Schrift. Das kann allerdings aus der Schrift „stringent“ bewiesen werden und deshalb hat der subtile Chiliasmus, der in jener fünften These auch bei Ohio um Hausrecht anklopft, in der Kirche Gottes keine Berechtigung. Daß sich die Ohioer auch in diesem Stück der iowaschen Schaukel- und Gaukeltheologie akkomodiert haben, ist eine betäubende Rundgebung des Geistes, der sie jetzt beherrscht.

In der letzten These tritt das eigentliche Fundament der Union zwischen Ohio und Zowa klar zutage, nämlich der gemeinschaftliche Gegensatz zu der biblisch-lutherischen Prädestinations- und Befehrslehre der Synodalkonferenz. Es würde zu weit führen, wenn wir auf diesen Punkt jetzt näher eingingen. Nur auf die Tatsache wollen wir aufmerksam machen, daß sich die Herren Kolloquenten eine Vogelstauche zurecht gemacht haben, die sie nun als „missourische Wahllehre“ zur Abschreckung aufrichten. Das mußten sie tun, um ihre eigne rationalistische und synergistische Lehre zu verhüllen. Indem sie uns nun in dieser These abermals kalvinistische Irrlehren andichten, die wir je und je aufs entschiedenste zurückgewiesen haben, suchen sie ihrer eignen falschen Lehre von der Befehrslehre einen möglichst harmlosen Anstrich zu geben.

Wir brechen hier ab. Alles im allem genommen sind die Toledoer Unionsthesen ein unionistisches Machwerk und nicht dazu geeignet, eine gottgefällige Union in der Wahrheit herzustellen.

—h—

—:—

B e r i c h t

über die Verhandlungen auf der Intersynodalen Konferenz in Ft. Wayne, Ind., 24. und 25. Okt. 1906, von C. Büniger.

Präsident Richter: Wir verwerfen mit der Synodalkonferenz den Synergismus. Das Verhalten des Menschen bei der Bekehrung ist nicht *causa efficiens* oder *meritoria*, aber es kommt doch viel darauf an. Falsches Verhalten hindert die Bekehrung, während das rechte Verhalten gegen die bekehrende Gnade Gottes das Widerstreben wegnimmt, auch in der gesteigertsten Form. Dieses Verhalten kann die Bekehrung nicht hindern. Die bekehrende Gnade nimmt das natürliche Widerstreben fort. Die Differenz ist: Ob Bekehrung (Ruße, Reue, Glaube) immer ein Moment sei, oder ob es Stufen in der Bekehrung giebt.

Woher kommt es, wenn aller Synergismus ausgeschlossen ist, und die Gnade alles allein thut, daß nicht alle Menschen bekehrt werden? Die Antwort unserer Gegner ist: Das können wir nicht reimen nach der Vernunft. Gott könnte das Widerstreben bei allen wegnehmen; aber warum nicht? Da sagt Missouri (im Synodalbericht): Das liegt an Gott. Das wissen wir nicht; Gott erbarmt sich welches er will, und Gott verstocket, welchen er will. Das weisen wir Iowa zurück. Iowa lehrt hier das mutwillige Widerstreben. Das *toto genere* Widerstreben und das natürliche Widerstreben ist von einander verschieden. *Toto genere* ist gegen erkannte Wahrheit, gegen erfahrene Gnade. Ihr habt nicht gewollt; d. h. ich habe mich euer nicht erbarmen können. Das mutwillige Widerstreben hindert die Bekehrung. Missouri's Lehre schließt in sich eine *gratia irresistibilis*. Die zum Glauben erwählt sind, sollen und müssen selig werden, gewiß in der Heilsordnung.

Prof. Bente: Also es giebt neben dem natürlichen noch ein mutwilliges Widerstreben, welches der Mensch lassen kann aus eigenen Kräften.

1) Das ist ein Widerspruch. Das Lassen durch die Gnade liegt aber nicht im natürlichen Widerstreben.

2) Wäre diese Lehre symbolgemäß, so hätte unser Bekenntnis dieses wichtige Stück gänzlich ignoriert. Diese Lehre der Gegner ist ja so überaus wichtig in der Lehre der Bekehrung. Es giebt aber keine einzige Stelle in der *S. C.*, welche dieses klar und unmißverständlich sagt.

3) Die *F. C.* lehrt das gerade Gegenteil.

Indirekt: Der Mensch ist geistlich tot. Befehrung ist Lebendigmachung. Der Mensch kann nichts dazu thun, oder förderlich sein, ebenso wenig wie ein toter Mensch. Wenn er aber das Widerstreben lassen kann, so ist er schon quasi lebendig. Er kann ja die Kräfte gebrauchen. Er kann sich schon recht verhalten.

4) Aber auch *direkt*. pag. 593. § 21. „Alles Lehren und Predigen ist bei ihnen verloren.“ § 18. *Contumaci natura — hostiliter repugnare.* pag. 594, § 25, „sondern in solidum, das ist ganz und gar.“ pag. 555. § 12 —.

Dr. Stellhorn: Hindert das mutwillige Widerstreben die Befehrung? Das ist die Frage. Prof. Bente zog unsere Stellung ins Lächerliche, obwohl er doch wohl wissen konnte, was unsere Stellung ist. Siehe *Theol. Zeitblätter*, Mai 1905, Seite 146.

Gott wirkt im Werke der Befehrung auf den Menschen ein, so sagt Hülsemann. Die Kraft wird allen Hörern mitgeteilt. Das ist die Mittheilung der ersten Gnade.

Dr. Stoeckhardt: Das rechte Verhalten ist nach unseren Gegnern: Kraft der Gnade gewisses Widerstreben lassen; also vor der Befehrung irgend welches Widerstreben nachlassen, sistieren. Das ist ein *motus inevitabilis*. Der Unbefehrte läßt das Widerstreben, er braucht also geistliche Kräfte. cf. Stelle von Luther im Bekenntnis (Psalm 91). Hülsemann ist auch verkehrt. Steht fest, daß der Mensch tot ist und daß fleischlich gesinnet sein. Feindschaft wider Gott ist, so steht auch fest, daß der Mensch nur widerstrebt. Nicht widerstreben ist schon Gehorsam gegen Gott.

Prof. Fritschel: Missouri versteht noch nicht, was wir unter mutwilligem Widerstreben lehren. Es fragt sich, was ist mutwilliges Widerstreben und was heißt in *conversione*. Es giebt einen *status innocentiae*, einen *status* vor der Befehrung und einen *status* in *conversione*. In *conversione* giebt es 6 Punkte. 1) Erkenntnis der Sünde; 2) Bekenntnis; 3) Neue dann Glaube. 1) Erkenntnis; 2) Weisfall; 3) Zuversicht. (So erklärt er es nach einem Schema.) A. B. B. C. etc.

Initia und *post conversionem*, diese Ausdrücke finden sich bei unseren D. D.

Dr. Schuetz: Unsere Frage: Ob u. j. w. Wir antworten: Ja, es muß mit in Betracht gezogen werden, um der befehlenden Gnade Gottes gerecht zu werden. Man muß unterscheiden zwischen Befehrung und Wiedergeburt. Die Befehrung findet ihre Vollendung erst in der Wiedergeburt. Die Befehrung muß gefaßt werden als Prozeß. Erkenntnis der Sünde — Neue, Erkenntnis des Heils — Glaube, daraus setzt sie sich doch zusammen. Es giebt kein Beispiel, wo in einem Moment ein Mensch alles hat. In Gnade wirkt gar nichts, bis Gott lebendig macht. Geht die Befehrung denn allmählich vor sich? Ja, sage ich, das Verhalten muß in Betracht gezogen werden. Gott wirkt ein auf den Menschen in diesem Prozeß. Die Schrift sagt immer, der Mensch soll sich befehren, nicht daß Gott es thut. Der Mensch soll erkennen, mit dem Glauben ergreifen. Sobald Gott mit dem Wort herantritt, so entsetzt ein Verhalten — ist es aus dem Eigenen, so mißfällt es Gott und hindert die Befehrung. Ist es für die Befehrung förderlich, so geschieht es durch die

Gnade allein, die an ihm wirkt. Wird der Mensch nicht bekehrt, so ist es allein seine Schuld und umgekehrt. Missouri versteht sola gratia wie ein Calvinist, = aus der b e s o n d e r e n Gnade, die ihn ausgefondert hat von Ewigkeit her. Der Glaube ist aber Wirkung jener Gnade, die allen Menschen angeboten wird.

Dr. Schmidt: Der Hauptpunkt ist: Ob oder inwiefern zc. Gott macht einen Unterschied, was ist dann genugjam Gnade? Wie sind dann nach lutherischer Lehre die Unbekehrten zu unterrichten, so daß sie es richtig und gründlich lernen, wie sie zu der Erfahrung einer wahren Bekehrung kommen werden?

Es giebt dann 2 Arten Christen. Die einen sagen: Unter der Gnade ist der Mensch ohne Verantwortung. Die anderen sagen: Unter der Gnade gilt auch die Verantwortlichkeit des Menschen. Wenn Gott nach seiner Ordnung mit uns handelt, so ist der Mensch verantwortlich, denn Gott macht diese Ordnung. Der Mensch behält aber die Freiheit des Willens.

Dr. Stub: Was ist Verhalten? Die innere Gesinnung. Man versteht darunter das Unterlassen des Widerstrebens gegen die Gnadenarbeit des hl. Geistes. Ist das Werk Gottes oder gemischte Arbeit? Es ist der Mensch, der seine Sünde erkennt. Es ist der Mensch, der das Widerstreben aufgibt, der glaubt. Gewiß! Aber dieses ist einzig und allein das Werk Gottes.

Der Mensch thut es nicht gezwungen, er will sich bekehren. Das wirkt aber auch Gott. Der Mensch trägt nicht nur nichts positives zu seiner Bekehrung bei, noch tut er etwas, daß weggenommen wird das repugnans, sondern morose repugnat. Lehrt man, daß in jedem, der das Wort hört, das Widerstreben weggenommen wird, dann giebt es gratia irresistibilis. Dr. Stellhorn sagt: mit den Kräften, die man hat, das Widerstreben lassen. Der natürliche Mensch operiert also schon mit gewissen Kräften.

Dr. Allwardt: Dr. Stoekhardt leugnet den Unterschied zwischen natürlichem und mutwilligem Widerstreben, das Bekenntnis lehrt das aber.

Ihr Halsstarrigen zc. Heute so ihr seine Stimme höret zc. Dr. Walthers Predigtbuch. (Selig sind die Gottes Wort hören und bewahren) „Tut der Mensch das, so zieht Gott ihn herum“, „mutwillig widerstreben“, „andere lassen sie eine zeitlang“, „Einige giebt es, die sich durch das Wort erretten lassen“ Dieses schreibt Walthers in seinen Predigten. Missouri läßt sie drucken, wir kaufen sie für unser Geld, und wenn wir das sagen, was er geschrieben und ihr gedruckt habt, so sind wir Kezer.

Prof Bente: „Mutwillig Widerstrebende kann Gott nicht bekehren,“ sagen unsere Gegner. Unser Bekenntnis sagt: Der Mensch widerstrebt dem Herrn donec a Domino conversus fuerit. (Seite 602, § 59.)

5) Müßte die S. C. sagen, daß das mutwillige Widerstreben das sei, welches die Bekehrung hindert. Seite 721, § 78 steht aber bloß: „daß.... sie widerstrebt haben“ Da fehlt doch das „mutwillige“. Desgleichen Seite 713, § 41. Seite 608, § 83. Wo contumaciter steht, ist der Nachdruck auf beharrlich (perseveranter), also wieder nicht wie unsere Gegner wollen. Seite 603, § 60 wird sogar das contumaciter weggelassen.

6) Endlich. Das Widerstreben nach der Bekehrung ist dann auch noch contumaciter.

Pastor Kühn: Zeigt, daß die Gegner zu ihrer Stellung kommen, indem sie den Schluß ziehen:

Was auf der einen Seite die Befehring hindert, kann auf der anderen Seite nicht sein.

Dr. Stellhorn: Das Wort Gottes ist doch das einzige Mittel der Befehring. Wie kann es dieses aber sein, wenn es keine Wirkung hat auf den Unbefehrten? Ob auch „heilsame“ Wirkung, das macht keinen Unterschied. — Das Bekenntnis hat noch nicht die scharfe Ausdrucksweise, weil damals noch nicht der Kampf da war, darum findet Prof. Bente solche Sachen —

Die Gnade wirkt auf mich ein, so daß ich das Widerstreben lassen kann, und dann wird es ein mutwilliges. Ohio und Iowa stimmen mit den Gegnern der Calvinisten. Mit den Vätern stimmen wir immer. — Aufhebung des mutwilligen Widerstrebens soll also schon Befehring sein. Motus inevitabiles sind nicht motus irresistibiles, so sagt Hülsemann. Das war lutherische Anschauung seiner Zeit. Es freut mich, daß Dr. Stoeckhardt das zugiebt. Den habe ich immer für den ehrlichsten gehalten.

(Dr. Stub protestiert dagegen.)

Prof. Fritschel: liest aus Hülsemann.

(Schluß der 2. Vormittags-sitzung.)

Prof. Richter: Missouri sagt: „Der Mensch ist tot.“ Dann kann er nicht widerstreben. Lazarus konnte gegen seine Auferweckung nicht widerstreben. So redet die Schrift nicht von der Befehring. Gott that der Lydia das Herz auf, Acht zu haben auf Pauli Rede. Der Kerkermeister zu Philippi fragt: Was soll ich tun zc. Diese Frage hat Gott in ihm gewirkt, aber damit war er nicht befahrt. Cornelius betete zu Gott, gab Almojen zc. Er gehorcht, ist bereit zu hören; dieser Gehorsam, diese Bereitwilligkeit sind Wirkungen der Gnade, ehe er durch den Glauben Vergebung der Sünden empfängt. Dieses ist, was wir meinen unter Prozeß. Wenn der Mensch um Gnade schreit, hat er noch nicht Gnade; und das erste hat Gott in ihm gewirkt. Es kommt also ein gewisses Verhalten in Betracht, das muß aber recht verstanden werden. „Tot in Sünden“ heißt das erst durch Gottes Allmacht erweckt werden, ehe der Geist durchs Wort an ihm wirken kann? Dann ist es die unwiderstehliche Gnade. Dann die Frage: Warum nicht bei andern? Man antwortet: Gott will es so, und das ist calvinistische Lehre.

Dr. Stoeckhardt: Missouri hat früher nicht immer so korrekt geredet. Auch bei Dr. Walther finden sich Ausdrücke, die mißverstanden werden können, die hat er aber später vermieden. Die Stelle, welche Dr. Allwardt anführt, gehört nicht hierher. Wir reden auch heute noch so. Die Entscheidung hat aber Gott gewirkt. Diese Lehre ist nicht „neu missourisch“. Ohio sagt, wir haben die alten Väter alle für uns. Das ist zuviel gesagt. Man beachte doch Luthers Worte, welche die F. C. anführt. Das ist lutherische Lehre. Ein Verhalten muß vorangehen, äußerlich das Wort hören, mit dem

Verstand fassen. Wie stellt sich der natürliche Mensch dazu. Er ist tot, vernimmt nichts vom Geiste Gottes, er widerstrebt und kann nur widerstreben. Die Macht, das zu lassen, hat er durchs Wort und nur durchs Wort.

Gott thut es durch sein Wort. Gott macht Widerstrebende willig. Dann fängt er erst an geistlich zu verstehen. Das kann in einem Moment geschehen. Sobald geistliches Licht oder Regungen da sind, so ist er bekehrt. Fähigkeit, das Widerstreben zu lassen, wie Ohio sagt, ist Produkt der Gnade vor der Befehung. Woher hat der Mensch diese facultas? Von Gott, sagt ihr. Gut! Den actus hat er aber aus sich selbst. Dies ist ein *modus agendi in spiritualibus*, welches Schrift und Bekenntnis dem natürlichen Menschen abspricht.

Dr. Schuette: Dr. Stoekhardt hat seine Rede gemildert in etwas. Stimmt doch mit Dr. Schmidt in bezug auf die neue Verantwortung des Menschen, wenn Gott mit seinem Wort an ihn herantritt. In dem Prozeß der Befehung findet ein gewisser Synergismus statt, schließt aber den schriftwidrigen aus.

Zweierlei Regungen entstehen; eigene, die hindern; Gottgefällige, die fördern, sind aber der Gnade zu verdanken. Die Frage ist nicht, woher kommt es, daß ein Mensch bekehrt wird, der andere nicht, sondern es handelt sich um das Verhalten bei der Befehung. Wir antworten: Ja! es kommt in Betracht. Beides, das hindernde und das fördernde, kommen aus dem Mensch, mit dem Unterschied, das hindernde, aus dem natürlichen Menschen, das fördernde, aus dem unter der Gnade stehenden Menschen. Unsere Gegner geben ein Verhalten halbwegs zu (nur äußerlich). Wir reden aber hier von dem Menschen, der Gegenstand der behrenden Gnade Gottes ist.

Missouri sagt, das Widerstreben muß sich steigern bis zum Widerstreben wider besser Wissen und Willen. Man beachte die angeführten Beispiele von Dr. Richter. Es giebt große gelehrte Theologen, die haben die rechte Lehre im Kopfe, aber nicht im Herzen. Die Macht Gottes ist sollicitierend bei der Befehung.

Prof. Bente: Dr. Richters Argumente fallen dahin mit seinen angeführten Beispielen, durch unser Bekenntnis. Unser Bekenntnis sagt klar: Cornelius war bekehrt Seite 322, § 7 und 8.

Gott bekehrt nicht die Widerspenstigen, sagen unsere Gegner. Unser Bekenntnis sagt das Gegenteil: *ex rebellibus durch Zeichen des Geistes volentes*. Seite 526, § 17. pag. 609, § 88.

7) Ist der Unterschied zwischen natürlichem und mutwilligem Widerstreben richtig, so folgt daraus eine falsche Lehre vom natürlichen Verderben des Menschen. § 18, Seite 592. Seite 593, § 20—23.

Dann ist besondere Bosheit in einigen Menschen, während nach Schrift und Bekenntnis diese Bosheit gemeinsame Art und Natur aller Menschen ist.

Prof. Schmidt: Missouri sagt: Wen Gott will, bekehrt er. Dagegen F. C. Seite 608 (freier Akt). Luther (Walch) VII, 1132 (freier Wille). Unterschied zwischen freiem und eigenem Willen. *ibid.* pag. 2427. Beispiel vom Arzt, der dem Kranken Arznei giebt. *Auxilium gratiae* und *sufficiens gratia* lehren wir. Wenn die Gnade hilft, so kann der Mensch etwas thun,

was er früher nicht konnte: das Widerstreben lassen. Quenstedt unterscheidet natürliches oder malignes Widerstreben. Alle Dogmatiker seit F. C. stehen mit Ohio.

Prof. Koehler: Muß abreisen, deshalb zusammenfassende Antwort auf vorliegende Frage. Es giebt ein Verhalten. Ein unrechtes = Widerstreben, ein rechtes = Aufgeben des Widerstrebens. Kommt das in Betracht? Doppelte Antwort: Bei denen, die verloren gehen, ja. Bei denen, die selig werden — da sagen Schrift und Bekenntnis zwei Sätze nicht, und darum wir auch nicht. Wir sagen nicht, das Verhalten kommt in Betracht, und wir sagen wiederum nicht, das Verhalten kommt nicht in Betracht. Sondern wir reden wie Schrift und Bekenntnis da nur von Gottes Gnade. Zwischen diesen beiden Antworten scheint für die praktische Vernunft ein clash zu sein. Das kommt noch öfter vor und das ist ein charakteristischer Zug unserer Weise mit der Schrift umzugehen. Darum darf man uns keine Konsequenzen ziehen, wie gratia irresistibilis. Vor allen Dingen der Vorwurf des Calvinismus historisch unrichtig. Denn Calvinisten räsonnieren, und das thun wir eben nicht.

Dagegen die Art der Theologie des 17. Jahrhunderts und daher auch die unserer Gegner ist eben die Art des Calvinismus, das Räsonnieren. Das haben sie im Kampfe mit dem Calvinismus von diesem gelernt. Daher müssen Sie sich die unangenehmen Dinge gefallen lassen, die Ihnen Prof. Wente aus Ihrer Stellung herausfolgert. Sie weisen den Synergismus entschieden zurück. Deshalb werde ich Sie jetzt nicht Synergisten nennen. Aber Ihre Art wird schließlich nicht nur in Synergismus, sondern in Rationalismus auslaufen, wie schon einmal vor 200 Jahren. Das zeigt sich schon jetzt durch eigentümliche Parallele. Calvinismus, Pietismus, Methodismus. Dieselbe mechanische methodische Art, die der Methodismus dem äußeren Christenleben aufzwang, zwingen Sie Gott und dem Handel der Befehrung auf und predigen eben wie jene den dritten Brauch des Gesetzes vor der Befehrung.

Das Präsidium erlaubte noch ein paar Abschiedsworte.

Die Quartalschrift wird sich von dem Streit insofern zurückziehen, als sie von den Gegnern nicht mehr persönlich Notiz nimmt, umsomehr, als mit noch anderen Lehrkämpfen gedroht wurde. Der liebe Gott wolle sein armes lutherisches Zion bewahren

Dr. Stub: Unsere Frage: Ob ic. in Betracht kommt:

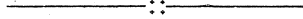
vor der Befehrung — muß da sein,
in der Befehrung — muß da sein,
nach der Befehrung — muß da sein.

Nun fragt es sich, ob das Verhalten nach beiden Seiten hin in gleicher Linie liege? Nein, es steht so: Die Nicht-Befehrung hat ihre Ursache im Verhalten. Die Befehrung aber hat ihre Ursache nicht im Verhalten. Verweist noch auf die Dogmengeschichte unserer Zeit von And. Buckstedt, § 23, Seite 82 und 83, was der sagt inbezug auf die Väter und ihre verschiedene Lehrstellung. Hunnius soll der erste sein, der diese Stellung verbreitete.

Nachtrag aus andern Blättern.

Es traten noch etwa 4 Redner auf bis 5 Uhr. Dann wurde von den Mitgliedern der Missouri-Synode auf eine Anfrage des Präsidenten hin abgelehnt, sich weiter an Verhandlungen zu beteiligen. Die Ohioer beschloßen, die Konferenzen fortzusetzen.

C. B ü n g e r.



Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev. Luth. Synode von
Wisconsin, Minnesota, Michigan u. a. St.

Jahrgang 4.

Juli 1907.

No. 3

Röm. 9, 5.

ὁ ὢν ἐπὶ πάντων θεὸς εὐλογητὸς εἰς τοὺς αἰῶνας, ἀμήν.

Es ist einigermaßen bezeichnend für die Stellung nicht weniger neuerer Theologen zur Lehre von der Trinität, daß wenige Stellen des Neuen Testaments in neuerer Zeit so ausführlich behandelt worden sind wie Röm. 9, 5. Insbesondere haben englische und amerikanische Exegeten diese Stelle zum Gegenstand weitläufiger Abhandlungen gemacht, unter ihnen namentlich Kennedy, Gifford und Abbott. Folgende vier Auffassungen sind es hauptsächlich, die wir in den verschiedenen Kommentaren vertreten finden:

1. Man setzt ein Komma nach *σάρκα* und bezieht das ganze oben abgedruckte Versglied auf Christus. Das ergibt die Übersetzung Luthers.

2. Man setzt einen Punkt nach *σάρκα* und übersetzt: Er, der Gott ist über alles, sei, oder ist, gelobt in Ewigkeit.

3. Man interpunktiert wie in No. 2, übersetzt aber: Er, der über alles ist, ist Gott, gelobt in Ewigkeit.

4. Man setzt ein Komma nach *σάρκα* und einen Punkt nach *πάντων*. Die Übersetzung lautet dann: . . . von welchem Christus herkommt nach dem Fleisch, der über alles ist. Gott sei, oder ist, gelobt in Ewigkeit.

Man hat die Frage gestellt, ob nicht etwa die Interpunktion der Handschriften des Neuen Testaments die richtige Auffassung unserer Stelle an die Hand gäbe. Diese Frage ist aber zu verneinen. Zwar kannten die Alten schon eine Interpunktion zur Bezeichnung der wichtigsten Sinnabschnitte. Aber sie kam in der Zeit v. Chr. und im ersten christlichen Jahrhundert nur zur Anwendung in Handschriften, die von professionellen Schreibern mit besonderer Sorgfalt hergestellt wurden. In allen anderen Fällen fehlt in den Handschriften jegliche Interpunktion in unserem Sinne. Dafür sind uns vollgültige Zeugen die beiden Handschriften, die wir aus der für unseren Zweck in Betracht kommenden Zeit besitzen, die Handschrift eines Teils des Sokrates und die der *πολιτεία* des

Man hat die Frage gestellt ob nicht etwa die Interpunktion

Aristoteles. Erst im dritten christlichen Jahrhundert beginnt man allgemein zu interpunktieren. Die Interpunktion unserer Handschriften des Neuen Testaments, die im 4. Jahrhundert beginnen, kann daher nicht entscheidend sein. Sie enthält keine sichere Überlieferung. Gäbe es eine solche Tradition, so müßten wir sie in den ältesten Übersetzungen und bei den christlichen Vätern des 2. und 3. Jahrhunderts suchen. Aus den alten Übersetzungen als solchen läßt sich keine sichere Entscheidung über die Beziehung unserer Worte treffen. Doch scheint es, daß sie alle unser Versglied auf Christus beziehen. Diese Annahme erhält eine bedeutende Stütze durch die Tatsache, daß fast alle alten Kirchenväter diese Worte von Christus verstehen. So Irenäus, Tertullian, Cyprian, Athanasius, Hippolyt, Basilus, Chrysostomus, Theodoret, Augustin, Hieronymus und wahrscheinlich auch Origenes. Inbezug auf die spätere Zeit bemerken wir nur, daß Erasmus drei Fassungen für möglich hält. In seinem Kommentar scheint er die Worte als eine Doxologie auf Gott den Vater zu verstehen. In der späteren Paraphrase bezieht er sie deutlich auf Christus. Nach seiner Zeit gehen die Ausleger vielfach in ihrem Verständnis der Stelle auseinander. In der neuesten Zeit aber bezieht die große Mehrheit der hervorragenden Exegeten das Versglied auf Christus. Es ist unnötig Namen von Vertretern dieser oder jener Auffassung anzuführen. Die richtige Beziehung unserer Stelle muß durchaus auf Grund der Sprache und des Zusammenhangs entschieden werden. Da ist nun ohne weiteres klar, daß die Beziehung auf Christus dem Zusammenhange durchaus gemäß ist, ja vom Kontext geradezu gefordert wird.

Der Apostel zählt in diesem Abschnitt seiner Erörterung die Vorzüge seiner Volksgenossen, der Juden, auf. Als letzten und höchsten Vorzug führt er dabei an, daß aus Israel Christus hervorgehe nach seiner menschlichen Natur. Und um diesen Vorzug ins rechte Licht zu stellen und in seiner ganzen Größe hervorzuheben, beschreibt er dann in unserem Versglied die Erhabenheit und Majestät dessen, der nach dem Fleisch aus den Juden stammt. Denn die Geburt Christi aus Israel ist ja nur dann ein besonderer Vorzug der Volksgenossen des Apostels, wenn Christus mehr ist als ein Mensch, wenn er zugleich Gott ist. Diese Fassung unserer Worte giebt einen vollkommen klaren, natürlichen und textgemäßen Sinn. Dagegen ist die Erklärung unsers Verses als eine Doxologie auf Gott den Vater durchaus gezwungen und unnatürlich. Denn eine solche Lobpreisung an dieser Stelle des Briefes träte

völlig unvermittelt und unmotiviert ein, ohne jeglichen Hinweis auf einen Grund, der uns zur Lobpreisung Gottes treiben müsse. Überdies würde eine derartige Doxologie hier gar wenig mit dem Ton der Traurigkeit stimmen, der unsern ganzen Abschnitt durchzieht. Die für diese Fassung angeführten Gründe verfangen nicht. Man sagt, die Doxologie sei dadurch hervorgerufen, daß Paulus dankbar sei für die Vorzüge seines Volkes und die Geburt des Messias aus seinen Brüdern nach dem Fleisch. Gewiß ist der Apostel dankbar für alle Wohlthaten, die Gott seinen Volksgenossen erwiesen hat. Aber dieser Gedanke liegt ihm hier gänzlich fern, so daß er auch nicht mit einem Worte darauf hindeutet. Die Stimmung, die ihn beherrscht, ist die tiefer Betrübnis über den Unglauben der Masse seines Volkes. Auch kann diese Fassung nicht gestützt werden durch Hinweis auf Röm. 1, 25. Allerdings bildet jene Stelle eine treffende Parallele zu der unsrigen. Wie dort mitten in einer Stelle tiefen, erschütternden Ernstes nach Nennung Gottes des Vaters eine lobpreisende Aussage über ihn angefügt wird, so hier dem Zusammenhange gemäß nach Nennung des Messias eine lobpreisende Beschreibung seiner göttlichen Majestät und Herrlichkeit. So lehrt gerade Röm. 1, 25, daß unsere Stelle nicht auf Gott den Vater bezogen werden kann. Denn in diesem Fall müßte in dem vorhergehenden Satzglied nicht Christus, wie hier, sondern der Vater, wie dort, ausdrücklich genannt sein. Daselbe gilt von 2. Kor. 11, 31.

Man hat ferner gesagt, der Apostel füge hier eine Doxologie auf den Vater ein, um nachdrücklich die göttliche Einheit zu betonen und seine ungläubigen Volksgenossen zu verjöhnen. Aber diese Behauptung schwebt gänzlich in der Luft. Denn nirgends ist im Zusammenhang unsrer Stelle eine solche Absicht angedeutet. Des Apostels Zweck ist nicht, ungläubige Juden zu verjöhnen, sondern Schwierigkeiten, die sich gläubigen Christen darbieten, hinwegzuräumen. Und weder vorher noch nachher findet sich irgend etwas, das die Betonung der göttlichen Einheit nötig machte oder passend erscheinen ließe.

Es ist also klar, daß der Zusammenhang unserer Stelle ihre Beziehung auf Christus fordert und die unter 1. gegebene Übersetzung notwendig macht.

Zu demselben Ergebnis führt mit zwingender Sicherheit die Betrachtung der sprachlich-grammatischen Momente. Der erste Ausdruck, der unsere Aufmerksamkeit beansprucht, ist die adverbial-

Bestimmung τὸ κατὰ σάρκα, nach dem Fleisch, zu ἐξ ὧν ὁ Χριστός. Zu dieser Näherbestimmung haben wir eine treffende Parallele in 1, 3. 4 unseres Briefes. Dort schränkt der Apostel Christi menschliche Abstammung von David ausdrücklich durch den Zusatz κατὰ σάρκα, „nach dem Fleisch, nach seiner menschlichen Natur“, ein und hebt dann im Gegensatz dazu seine göttliche Herkunft hervor durch κατὰ πνεῦμα ἀγιοσύνης, „nach seinem heiligen göttlich-n Geisteswesen.“ Ebenso an unsrer Stelle. Die beschränkende Näherbestimmung τὸ κατὰ σάρκα erregt, eben durch ihre einschränkende Kraft, ganz von selbst den Gedanken an ihren Gegensatz, an die göttliche Natur und Wesensseite des Messias. Und eben dieser Gegensatz bildet den Inhalt der folgenden Worte. So muß jeder unbefangene Leser diese Worte von dem vorhergehenden Subjekt, Christus, verstehen. Seine Erörterung hat den Apostel dazu geführt, Gewicht auf die Abstammung des Messias aus Israel zu legen.

Es ist also, wie oben dargelegt, durchaus natürlich und textgemäß, diese Erklärung näher zu bestimmen und vor etwaigen Mißverständnissen sicher zu stellen durch ihre Beschränkung auf die menschliche Herkunft Christi und dann seine göttliche Abstammung und Natur näher zu beschreiben. So stellt er die Vorrechte Israels erst ins rechte Licht und führt seinen Beweis auf den Höhepunkt.

Siergegen hat man eingewendet, daß der eigentliche Gegensatz zu σάρξ. „Fleisch“, nicht θεός, „Gott“, sondern πνεῦμα. „Geist“, sei. Aber dieser Einwand beruht auf einem Mißverständnisse des Begriffes von σάρξ. Und es ist ja bekannt, daß die Schrift tatsächlich σάρξ im Gegensatz zu θεός gebraucht; cf. 2 Chron. 32, 8. Ps. 56, 5; Jer. 17, 5; Dan. 2, 11; 1. Kor. 1, 29; Kol. 3, 22; Ps. 116.

Man hat ferner behauptet, daß der Ausdruck τὸ κατὰ σάρκα mit der Setzung des Artikels die Möglichkeit einer Ergänzung in Worten ausschließe. Während also zwar κατὰ σάρκα die ausdrückliche Hinzufügung eines Gegensatzes gestatte, beschränke zwar τὸ κατὰ σάρκα den Gedanken eines Satzes, gestatte aber nicht diese Einschränkung in Worten auszudrücken. Aber dieser Einwurf ist doch mehr als sonderbar. Welcher sprachliche Grund sollte auch für eine solche Regel denkbar sein. Es ist unnötig, auf sprachliche Parallelen einzugehen. Die Regel müßte für unbegründet erklärt werden, selbst wenn sich kein Beispiel für eine ausdrückliche Ergänzung solcher beschränkender Bestimmungen mit dem Artikel bei-

bringen ließe. Es giebt aber solche Beispiele; cf. Joftr., S. 320, Demosth., „Contra Eub.“ S. 1299, 1. 14.

Rein sprachlich betrachtet steht die Sache so, daß bei τὸ κατὰ σάρκα so gut wie bei κατὰ σάρκα der gedachte Gegensatz zum Ausdruck kommen oder auch unausgedrückt bleiben kann. An unserer Stelle aber ist es, wie gezeigt, durchaus natürlich, den durch τὸ κατὰ σάρκα angeregten Gegensatz in den folgenden Worten zu finden. Und diese Auffassung wird zwingend, wenn diese Worte dies Verständnis nicht ausschließen.

Die nächsten Worte unserer Stelle, die lange Erörterungen veranlaßt haben, sind ὁ ὢν ἐπὶ πάντων θεός. Einerseits sagt man ὁ ὢν sei naturgemäß relativ und dem Neben Satz ὅς ἐστιν gleich. Zum Beweise führt man Joh. 1, 18; 12, 17; 2. Kor. 11, 31 an. Andererseits bringt man nun Stellen bei, in denen ὁ ὢν nicht auf Vorhergehendes zurückweist; so Joh. 3, 31; Röm. 8, 5. 8. Es ist natürlich richtig, daß ὁ ὢν zurückweisend und vorwärtsweisend gebraucht werden kann. Über die tatsächliche Beziehung muß jedesmal die betreffende Stelle selbst entscheiden. Aber es ist zu beachten, daß an den beiden letzten Stellen (Joh. 3 und Ro. 8) die Form des Satzes selbst jede Zweideutigkeit beseitigt und einen Wechsel des Subjekts klar an die Hand giebt und erzwingt. Und so natürlich immer, wo ὁ ὢν vorwärtsweisend genommen werden soll. Ganz anders aber in unserm Falle. Hier haben wir erstens ein Substantiv, auf das ὁ ὢν naturgemäß zurückweist. Sodann findet sich, was doch nötig wäre, keine Andeutung eines Wechsels des Subjekts und keine Aussage, die einen solchen Wechsel forderte. Somit muß jeder Leser ὁ ὢν ἐπὶ πάντων θεός auf den vorhergehenden Satzteil beziehen, es müßte denn sein, daß diese Worte selbst einen solchen ausschließenden Gegensatz zum Vorhergehenden enthielten, daß sie nicht von Christus verstanden werden könnten. Daß dies nicht der Fall ist, daß vielmehr diese Aussage völlig übereinstimmt mit den sonstigen Aussagen der Schrift über Christus, zeigt das ganze neue und alte Testament und wird im Folgenden noch näher dargestellt werden.

Ein weiterer entscheidender Beweis für die Beziehung unsers Versgliedes auf Christus ist der folgende. Es giebt im Griechischen kein Beispiel, jedenfalls nicht im Neuen Testament, wo in einem präpositionalen Ausdruck mit hinzugefügtem Substantiv das Partizip ὢν gebraucht wäre. Ist das Substantiv gesetzt, so kann ὢν nicht stehen. Demgemäß könnte es hier nicht ὁ ὢν, ἐπὶ πάντων

θεός heißen, wenn θεός Subjekt des Satzes sein sollte. Dafür wäre ὁ ἐπὶ πάντων θεός allein die richtige sprachliche Form, wie denn auch dies der stehende Ausdruck bei den Kirchenvätern ist. In der Verbindung ὁ ὢν ἐπὶ πάντων θεός muß also θεός Prädikat sein. Mit hin ist die unter 2. angegebene Übersetzung: „Er, der Gott über alles ist, sei gelobt in Ewigkeit,“ sprachlich unhaltbar.

Dagegen bleibe, so weit dieser Beweis geht, die Fassung 3.: „Er, der über alles Herr ist, ist Gott, gelobt in Ewigkeit,“ an sich behauptet noch zulässig. Allein wir haben bereits nachgewiesen, daß eine Doxologie auf Gott den Vater hier ganz unvermittelt und unmotiviert wäre, daß hingegen die Beziehung auf Christus allein natürlich, ja notwendig ist, es sei denn daß θεός und εὐλογητός von Christus nicht ausgesagt werden könnten. Das ist ja aber nicht der Fall. Somit fällt auch die Fassung unter 3., und erst recht die Fassung unter 4. von selbst dahin.

Der nächste Ausdruck, der uns beschäftigen muß, ist εὐλογητός. Wäre dieses Versglied eine anrufende Doxologie auf den Vater, so müßte εὐλογητός naturgemäß an der Spitze stehen, gerade wie der entsprechende Ausdruck „gelobt“ im deutschen. Das giebt denn auch die stehende Form solcher Doxologien in der Septuaginta und im Neuen Testament, außer wo das Verbum finitum ausgedrückt ist und die erste Stelle einnimmt, wie Ps. 113 (112), 2: εἰη τὸ ὄνομα Κυρίου εὐλογημένον. „Wo das εὐλογητός sich hinter dem Subjekt findet, da ist es nicht Anrufung, Lobpreisung Gottes, sondern affirmativ und, wenn es für sich allein steht, attributiv gebraucht. So 1, 25: τὸν κτίσαντα ὃς ἐστὶν εὐλογητός εἰς τοὺς αἰῶνας. Und so an unserer Stelle: ὁ Χριστός, ὁ ὢν ἐπὶ πάντων θεός, εὐλογητός εἰς τοὺς αἰῶνας, ἀμήν, der da gepriesen ist in Ewigkeit“ (Stöckharot.)

Eine Abweichung von dieser durchgängigen, natürlichen Stellung des εὐλογητός wäre nur dann denkbar, wenn irgend ein Ausdruck in der Doxologie mit besonderem Nachdruck hervorgehoben und so an die Spitze geschoben werden sollte. Wenn daher die Worte ὁ ὢν ἐπὶ πάντων θεός wirklich nicht von Christus verstanden werden könnten, so müßten sie, wie gesagt, in starkem Gegensatz zum Vorhergehenden stehen. In diesem Falle ließe es sich also wohl denken, daß von der natürlichen und regelmäßigen Stellung des εὐλογητός abgewichen wäre. Diese Annahme entbehrt ja aber aller Begründung. So fällt der Einwand in sich selbst zusammen, und die aus der Stellung des εὐλογητός sich ergebende Beweiskraft bleibt unerschüttert feststehen.

Diese vom Zusammenhang und der Grammatik geforderte Erklärung unsrer Stelle hat man mit der Behauptung zu widerlegen gesucht, daß nach der sonstigen Lehre der Schrift und insbesondere des Apostels Paulus *θεός* nicht von Christus ausgesagt werden könne; cf. Meyer. Aber eine solche Behauptung kann doch nur der aufstellen, den dogmatisches Vorurteil gegen die klare Schriftlehre von Christus blind gemacht hat. Jeder ordentliche Katechismus-schüler weiß, daß Gottes Wort Christus göttliche Werke, Eigenschaften und Namen beilegt. Überall im alten und neuen Testament wird dem Sohne Gottes göttliche Würde zugeschrieben. Was insbesondere Paulus anlangt, so vergleiche man beispielsweise nur 2. Kor. 4, 4; Kol. 1, 15 (Christus *εἰκὼν τοῦ θεοῦ*); Phil. 2, 6 (von Christus die Ausfagen: *ἐν μορφῇ θεοῦ ὑπάρχων* und *τὸ εἶναι ἴσα θεῷ*.)

Warum sollte also die Schrift den nicht Gott nennen, dem sie göttliche Art und Natur, göttliche Würde und Majestät beilegt? Demgemäß wird Christus denn ja auch im alten und neuen Testament ausdrücklich Gott genannt. Für unsern Zweck genügt der Hinweis auf einige Stellen; cf. z. B., Jes. 9, 5; Jer. 23, 6; Joh. 1, 1; 1. Joh. 5, 20; Act. 20, 28; Tit. 2, 13. 14. Übrigens ist ja auch mit der gewöhnlichen Bezeichnung Christi als Sohn Gottes und als Herr (*Κύριος*) tatsächlich die Benennung *θεός* gegeben.

Diese Gründe bestimmen denn auch die Mehrzahl der bedeutenderen modernen Exegeten, anzuerkennen, daß Christus an unsrer und an anderen Stellen *θεός* genannt wird. Um nun aber doch Christus nicht die volle göttliche Würde und Majestät zuerkennen zu müssen, nehmen nicht wenige Theologen ihre Zuflucht zu dem, wie sie behaupten, wichtigen Umstand, daß Paulus hier *ὁ ὢν ἐπὶ πάντων θεός*, nicht *ὁ ὢν ὁ ἐπὶ πάντων θεός* geschrieben habe. Sie unterscheiden also zwischen *ὁ θεός* und *θεός* und behaupten, *ὁ θεός* könne nur vom Vater ausgesagt werden. Aber diese Theologen übersehen erstens, daß der Apostel seinem Zwecke gemäß hier gar nicht *ὁ ὢν ὁ ἐπὶ π. θεός* schreiben konnte. Denn er will ja nicht sagen—was doch der Sinn von *θεός* mit Artikel im Prädikat wäre—daß Christus die bestimmte genannte oder bekannte Person sei. Er will vielmehr dem Kontext gemäß in diesem Versgliede nur Christi göttliche Natur und Wesensseite beschreiben im Gegensatz zu der Näherbestimmung nach dem Fleische im vorhergehenden Satzteil. Und dafür ist *ὁ ἐπὶ πάντων θεός* der adäquate Ausdruck. Sodann ist es ja auch unleugbar, daß die Schrift Christus mit

ὁ θεός bezeichnet. Siehe 3. B., Act 20, 28; 2 P. 1, 1; Tit. 2, 13, Stellen, die ganz klar und unmißverständlich sind. Man vergleiche zu dieser ganzen Erörterung noch die treffenden Ausführungen Stöckhardts in seinem neuen Kommentar über den Römerbrief.

Wir weisen zum Schluß noch darauf hin, daß der starke Christus volle göttliche Majestät und Herrlichkeit beilegende Ausdruck *εὐλογητός* dem Sinne nach auch an anderen Stellen der Schrift von Christus gebraucht wird; cf. 2. Tim. 4, 18; 2. P. 3, 18; Rev. 5, 13. Auch in 2. Thess. 1, 12 und Phil. 2, 5—8 ist er der Sache nach gegeben. Vgl. zu dieser ganzen Arbeit den Kommentar von Sandj und Headlam, deren Bemerkungen unsrer Ausführung im Wesentlichen zu Grunde liegen.

C. F. Guth.

— :: —

Die Sache und nicht die Person.

Eine Aussprache, aber keine gelehrte, über die Gnadenwahl.

Wenn ich sage, eine Aussprache, aber keine gelehrte, über die Gnadenwahl, so meine ich dies damit: Ich denke an einen schlichten, einfältigen Christen, der jahrelang in einer rechtgläubigen evangelisch lutherischen Kirche, an der ein treuer, tüchtiger Pastor amtierte, unter der Kanzel gesessen hat. Er hat ein demütiges Herz und dabei einen klaren, hellen Kopf. Er hört, nimmt auf, überlegt und prägt das ihm Dargebotene seinem Herzen und Gedächtnis ein. Wie nun etwa ein solcher Mensch, falls ihm die Fähigkeit gegeben wäre, oder eine geeignete Persönlichkeit ihm dabei zur Hand ginge, das, was er sich gesammelt, ein wenig systematisch zu ordnen und zum Ausspruch zu bringen, sich über die Lehre von der Gnadenwahl äußern würde, so etwas meine ich, wenn ich sage: ein Ausspruch, aber kein gelehrter, über die Gnadenwahl.

Mich in die Stelle eines solchen Laien-Christen versetzend, möchte ich hier reden. Es wird da selbstverständlich sein, daß man keine geistreiche Exegesen noch Zitieren oder Zusammenstellen von allerlei Schriftstellen zu erwarten hat, sondern nur eine Wiedergabe mit schlichten, menschlichen Worten des Eindrucks, den man von der

beständig gehörten Predigt des göttlichen Worts über diese Lehre bekommen hat.

Ich lasse ihn reden:

Ob ich die Gnadenwahl verstehe? Nein, wie sollte ich wohl! Aber ein Punkt ist mir nur so nach und nach klar geworden und ist mir so hoch tröstlich, nämlich der, daß in Beziehung auf die Gnadenwahl gilt, daß Gott nicht die Person ansieht sondern die Sache. Zweifelsohne ist dies vielen Leuten nicht klar, sonderlich solchen Leuten nicht, denen die lutherische schriftgemäße Lehre von der Gnadenwahl ein Aergerniß ist, darunter auch manchen Gelehrten, wie aus ihren Aufsätzen zu ersehen, mit denen sie in ihren Zeitschriften belehren und disputieren wollen. Man denkt menschlich über den großen Gott, Der ist aber nicht so wie wir Menschen, die wir so oft nicht zwischen Person und Sache unterscheiden können oder wollen. Wir Menschen nehmen bei der Beurteilung und Behandlung einer Sache immer gern große Rücksicht auf die Person. Wir werden da, wo wir rein sachlich bleiben sollten, leicht persönlich. Liebe zu oder Haß gegen die Personen, die mit der Sache verknüpft sind, sind oft einfach ausschlaggebend bei uns für die Stellung, die wir zu der Sache einnehmen. Und die Folge? Die Sache muß leiden zum scheinbaren Vorteil für bestimmte Personen und zugleich zum Schaden für andere Personen. Was ganz gewiß nicht der Fall sein würde, wenn wir ganz sachlich blieben.

Nun wissen wir aber, wie wir's machen, sehen auch, was dabei herauskommt, lassen es aber nicht, sondern bleiben dabei, ja, gewöhnen uns so daran, daß wir gar denken, der liebe Gott mache es auch so, meinen sogar dieselben Resultate zu sehen und dann— ärgern wir uns. O, was sind wir doch oft für törichte und närrische Menschenkinder. Nein, so ist Gott nicht. Wo es sich um eine Sache handelt, sieht Gott die Sache an und kennt keine derartige Rücksichtnahme auf die Personen, wie sie uns verblendeten Menschen eigen ist. Und dieser Gesichtspunkt ist es, von dem aus man die Gnadenwahl betrachten muß und unter den auch die Schrift sie stellt, die uns dadurch trösten und ermuntern und nicht damit schrecken oder gar ärgern will.

Die Sache und nicht die Person sieht Gott an.

1. Wir sehen dies schon, wenn Gott das Werk der Erlösung vollbringt.

Gott hat die Sache im Auge. Ein Werk will Gott tun, ein großes Werk, ein größeres Werk als die Schöpfung der Welt, die Schöpfung von Himmel und Erde und allem, was darinnen ist. Gott will eine Erlösung schaffen. Die in die Sünde gefallenen Menschen sollen von dem Fluch des Gesetzes erlöst werden, von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels. Das soll nach Gottes Rat und Willen geschehen. Seine Ehre fordert's, der Menschen Heil macht's nötig. Und Gott muß es tun. Niemand anders kann es tun. Und Gott will es tun, von Ewigkeit her hat er es beschlossen. Die Erlösung der Menschen, das ist die Sache, um die es sich handelt. Und nun faßt Gott diese Sache in's Auge, dies Werk, das er ihm selber zur Ausführung vorgelegt hat. Er blickt nicht links noch rechts, er blickt nur auf die Sache, schaut sie an auf das, zur Durchführung dieser Sache erforderlich ist, dann führt er sie aus ganz unbekümmert um die Personen, die dabei in Frage kommen und wie die dabei fahren.

Gott sieht nicht die Person an.

Gott denkt nicht an die Person, die dabei zu allererst in Betracht kommt und die ihm am allernächsten steht. Das ist er selbst. Er ist der Vater. Er muß seinen Sohn hergeben, der sein einziger Sohn ist und an dem er Wohlgefallen hat. Er muß sich von ihm trennen, ihn aus dem seligen Himmel auf die ungestaltliche Erde, aus der Heimat in die Fremde senden. Er muß ihn von sich stoßen und verfluchen, ihn in Tod und Hölle stürzen. Er selbst muß das tun, er über sein einziges Kind. Er selbst muß seinem Vaterherzen diesen Stoß verfehen, seiner Vaterliebe diesen Schmerz antun. Aber dies sieht Gott nicht an, er denkt nicht an seine Person, wie die dabei fährt. Dies fällt bei Gott dem Herrn garnicht in's Gewicht. Dies beeinflusst ihn nicht in der Behandlung und Ausführung der Sache, die er sich vorgenommen. Er führt sie aus ohne Rücksicht auf seine Person.

Sein Sohn ist ihm nicht zu teuer,

Nein, er giebt ihn für uns hin.

Und so sieht Gott auch nicht die andere Person an, die bei Ausführung dieses Werkes in Betracht kommt. Dies ist sein Sohn. Leiden ohne Zahl müssen über ihn kommen. Er der hochgelobte muß der allerverachtteste werden, so verachtet, daß man das Angeficht vor ihm verbirgt. Er muß verspottet, geschmähet, verpeiet und gezeißelt, gekreuzigt und ins Grab vergraben werden. Er muß so tief in Nacht und Jammer sinken, daß er beten muß: Mein Vater,

ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir! Aber Gott schreit nicht auf: Ich kann nicht, es ist mein Kind! Es geht nicht, er ist mein Sohn! Nein, er sieht nicht darauf, daß der, der da leidet und sich im Staube krümmt wie ein getretenes Wirmlein, daß dieser sein heiliges, unschuldigtes Kind ist, sondern er sieht auf die Sache, und die fordert das, und alle Rücksicht auf Personen muß fallen. Gott j e n d e t seinen Sohn, daß die Welt durch ihn selig werde.

2. Daß Gott die Sache ansieht und nicht die Person, das sehen wir auch, wenn Gott die Erlösung, die vollbracht ist, wirklich werden läßt.

Gott sieht die Sache. Das vollendete Werk liegt vor ihm. Jesus hat am Kreuzesstamm gerufen: Es ist vollbracht! sein Haupt geneigt und ist verschieden. Es ist ihm gelungen wozu er gesandt war, er hat die Werke des Teufels zerstört, dem Tode die Macht genommen und Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht. Der Vater bekennt sich hierzu. Am dritten Tage erweckt er sein Kind Jesus wieder von dem Tode. Und nun, im Hinblick auf das vollendete Werk, in Anbetracht der Sache, daß die Welt durch das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trug, wirklich und wahrhaftig erlöst ist, absolviert Gott die ganze Welt. Gott sieht eben die Sache an und läßt sich nicht durch Nebendinge beeinflussen oder durch Rücksichtnahme auf Personen oder durch Ansehen der Personen dazu bringen, zu geben oder nicht zu geben. Nein, er sieht die Sache an; die liegt vor ihm als eine gültige Erlösung, für alle Menschen ohne Ausnahme vollbracht und von ihm selbst anerkannt und angenommen, und so erblickt er die ganze Welt als eine solche, der ihre Sünden abgenommen und vergeben sind, die mit ihm veröhnt ist und der Himmel offensteht.

Gott sieht die Sache an und sieht, daß sie den Menschen verborgen ist. Die Sache aber erfordert, daß sie die Menschen erfahren, und so trägt Gott Sorge dafür, daß die Erlösung allen Menschen kund getan wird. Seit Adam her hat Gott dafür gesorgt, daß das Evangelium durch die Welt gelaufen ist, die frohe Botschaft, daß eine Erlösung geschehen ist. Doch woran liegt es, daß das Erlösungswerk den Menschen verborgen war? Liegt das am Menschen oder an dem Werk? Die Beantwortung der Frage ist wichtig. Sätten die Menschen davon wissen können ohne eine Verkündigung? Nein! Ist's denn nicht ein Ansehen der Personen, wenn Gott den Menschen das Evangelium verkündigen läßt? Auch nein! Gott

bleibt dabei, die Sache anzusehen. und sieht das Erlösungswerk, das er vollbracht hat, vor sich als ein Geheimnis, das selbst den Engeln verborgen war und in das zu blicken sie geküsstete und das darum um dieser seiner Art willen verkündigt und offenbar gemacht werden muß. Diese Art des Erlösungswerkes fordert sachlich eine Verkündigung, und so sieht Gott auch da, wenn er verkündigt, gen läßt allen Menschen, nicht die Person sondern die Sache an.

Wie könnte auch Gott wohl bei solchem Absolvieren und Verkündigen die Personen ansehen, an denen er solche Gnade übt und durch sie sich in diesem Handeln beeinflussen lassen! Es sind die, denen er ein Paradies, Heiligkeit und Gerechtigkeit und ein ewiges Leben geschenkt hat. Die das alles haben von sich geworfen dem Teufel zu Dienst und Gefallen. Sie haben sich wider ihren Herrn und Schöpfer gewendet, sind alle von ihm abgewichen und allesamt unüchtig geworden. Sie lassen sich von seinem Geist nicht leiten und wollen Türme bauen, die bis an den Himmel reichen. Da ist keiner, der Gutes tue, auch nicht einer. Ein Ansehen dieser Personen fordert Fluch, Zorn, Strafe, Tod und Verdammnis aus der Hand und dem Munde Gottes. An diesen Personen ist nichts, was den heiligen und gerechten Gott, trotzdem er die Liebe ist, dazu bewegen könnte, ihnen Erbarmen zuteil werden lassen zu können. Aber das will doch Gott, und so darf er schon gar nicht die Personen anschauen, tut's auch nicht, sondern sieht nur die Sache an, die Erlösung wie sie durch Christum Jesum geschehen ist, wie aus diesem Werke heraus das Blut des Gotteslammes nach Gnade und Erbarmen schreit, er hört das: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun, und absolviert die Welt und läßt ihr seine Gnade kund tun.

3. Daß Gott die Sache ansieht und nicht die Person, das sehen wir schließlich auch dann, wenn es sich herausstellt, daß kein Mensch die Erlösung annehmen will.

Die Menschen erfahren, was Gott getan hat. Und nun? Ist da ein den Erdbreis erfüllendes Jauchzen: Der Herr hat Großes an uns getan, dessen sind wir fröhlich? Nein, da ist kein freudiges, dankbares Zugreifen mit beiden Händen, wie man es erwarten sollte, sondern ein Abwehren mit Händen und Füßen. Die gesamte Menschheit lehnt sich auf wider die Aufforderung zur Annahme der Erlösung, die für sie durch Gottes Gnade durch Jesum Christum vollbracht ist. Sie fühlen sich wohl in der Gemeinschaft des Satans, glücklich im Dienste der Sünde, sicher gegenüber dem dro-

henden Tode. Sie wollen bleiben, was sie waren und nicht sein, wozu Gottes Erbarmen sie gemacht hat. Da ist keiner, auch nicht einer, der sich nun einfach selig in die offenen Vaterarme Gottes wirft, sondern sie alle widerstreben dem barmherzigen Gott, der seine Vaterarme auch nach ihnen ausstreckt und sie damit umschlingen will.

So sieht's aus. Was nun? Sieht Gott nun diese Personen an? Er hat's vorausgesehen von Ewigkeit her, ehe der Welt Grund gelegt war. Hätte er sie angesehen, er hätte nie das Werk der Erlösung beschlossen und vollbracht. Würde er sie ansehen, er würde sie alle verdammen trotz des Erlösungswerkes, ja, um ihrer Verachtung willen, dessen, was er an ihnen getan, müßte und würde sein heiliger Zorn hundert- und tausendfach heftiger entflammen, würde er sie ansehen.

Aber Gott tut das nicht. Gott bleibt dabei, die Sache anzusehen. Kein Blick auf die Personen, kein Mustern des Kreises der Personen, nur sein Werk, die Erlösung, die durch Christum geschehen ist, die die Menschen selig haben will, und so kommt durch das große Erbarmen Gottes das zustande, was wir die Gnadenwahl nennen. Gott macht nun selig wen er will. Gott wählt Personen aus dem vorhandenen Kreis der vorhandenen Personen. Aber bei seiner Wahl, die auf Personen fällt, beeinflusst ihn nichts, was an der Person ist, oder was er, Gott, an der Person sieht. Er sieht gar nicht auf sie, sondern auf das Erlösungswerk. In diesem Werk, in Christo, liegt das Ausschlaggebende. Freilich macht Gott selig nach seinem freien Willen, wen er will, er bindet aber gleichsam selbst diesen seinen freien Willen an das Erlösungswerk. So gilt von der Gnadenwahl, daß, ob sie gleich auf bestimmte Personen fällt, die Gott will, doch Gott in keiner Weise diese Personen ansieht, sondern immer nur die Sache, um die es sich handelt.

Anmerkung. Wie nun Gott Personen seiner Wahl persönlich nimmt und in der Wahl persönlich mit ihnen handelt, wie unsere Bekenntnisschriften ausführlich darüber sich aussprechen, davon reden wir hier nicht. Das liegt nicht auf einer Linie mit dem Gesichtspunkte, von dem aus wir hier die Gnadenwahl ins Kluge fassen.

Zurückkehrend zu unserer Sache, müssen wir sagen, daß hier etwas ist, das uns unbegreiflich und verborgen ist und bleibt.

Nicht dies, was so manche Menschen sagen, daß es ihnen unbegreiflich sei, nämlich, daß nicht alle Menschen sollen selig werden, wo doch Christus für sie alle gestorben und sie alle erlöst. Im

Gegenteil, nur wenn wir festhalten, daß Gott nicht die Menschen ansieht, sondern das Erlösungswerk, ist es uns in etwas begreiflich, daß überhaupt noch Menschen selig werden. Aber dies ist und bleibt uns ein Räthsel, daß Gottes Wahl ohne jegliches Ansehen der Person auf ganz bestimmte Personen fällt, die nun selig werden, wo das Werk, das der Herr Jesus vollbracht hat und das Gott bei seiner Wahl im Auge hat, doch ein Werk ist und bleibt, das nicht einzelnen Personen zu gut geschehen ist.

Das Licht, das die Schrift in dies Dunkel und für unser Verstehen scheinbare Widersprechen wirft, ist genug, um uns ernstlich zu warnen und reichlich zu trösten.

Die Menschen, die nicht selig werden, die die Erlösung durch Christum nicht annehmen, haben alle Gelegenheit dazu gehabt. Die Erlösung ist ihnen nicht nur angeboten, sondern sogar zugesprochen. aber sie haben sie nicht gewollt. Sie haben nicht gewollt. Was aber ihre Nichterwählung anbelangt, so hat das mit ihrem Selbstwollen nichts zu tun. Gott hat seine Wahl nicht abhängig gemacht vom Wollen oder Nichtwollen des Menschen, denn er hat eben die Personen nicht angesehen, sondern die Erlösung in Christo und hierauf gründet er die Wahl. Aber die nicht Erwählten stürzen sich a l l e s e l b s t ins Unglück damit, daß sie nicht wollen. Und aus dem Jammergeschrei der Verdammten wird nie eine Anklage wider den großen Richter klingen, die da lauten würde: Du hast nicht gewollt! Nein, ihr Seulen und Zähneklappen wird sich gegen sie selber wenden in der bekennenden Anklage und Klage: Ich habe nicht gewollt! Ich habe nicht gewollt!

Wie furchtbar warnend ist das!

Und die, die da selig werden, die da erwählt sind? Wollten die? Nein! War da irgend etwas, was sie unterschied von denen, die da nicht erwählt sind? Nein! Da war kein Seligwerdenwollen, da war kein Bereitsein zur Annahme der Erlösung durch Christum. Sie wollten nicht. Gottes Wahl und Wille ist auf sie gefallen, ohne daß sie wollten, er sah die Erlösung in Christo und erwählte sie.

O, wie hoch tröstlich ist das! Wäre es anders, ich könnte ja nimmer froh sein. Wäre es so, daß Gott an denen, die er erwählte, etwas gesehen hätte, das ihn bei seiner Wahl geleitet und beeinflußt hätte, ich würde danach suchen, danach suchen mein Lebenlang, als nach Beweis für meine Erwählung und — würde nichts finden. Ja, je länger, je tiefer, je ernster ich suchen würde, desto

klarer würde es mir werden, daß an mir nichts ist, was Gott hätte ansehen können, sondern da ist nur Ursache und wieder Ursache und lauter Ursache, mich nicht zu erwählen, sondern mich zu verstoßen und zu verdammen. Aber Gott sieht nicht die Person an bei seiner Wahl, er sieht an das Erlösungswerk meines lieben Herrn Jesu Christi. Da bin ich erwählt. Für meine Wahl bürgt mir das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes. Mache ich es nur wie Gott, sehe ich ab von meiner Person und sehe ich einzig und allein auf das durch meinen Heiland vollendete Werk, so bin ich meiner Erlösung und Seligkeit gewiß.

Nicht um mich zu ängstigen, zu quälen, zu beunruhigen, sondern um mich meiner Seligkeit gewiß zu machen, wie es sich für solche geziemt, die in Christo Jesu sind, wie es sich so geziemt zu Gottes Ehre und zum eignen Heil, hat Gott den Seinigen die Lehre von der Gnadenwahl geoffenbaret, die ihren Kernpunkt darin hat, daß Gott die Sache und nicht die Person ansieht.

J. F. G. S a r d e r s.

Der Gedankengang des Römerbriefes.

(Schluß)

Vor bemer kung: Es versteht sich von selbst, daß der paränetische Teil eines apostolischen Briefes nicht so streng disponiert ist wie der doktrinäre. Nicht die Logik sondern die praktischen Verhältnisse bestimmen vorwiegend hier den Stoff und dessen Behandlung im einzelnen. So hat Paulus in Röm. 12—16 wohl ein großes Thema, nämlich daß die Römer auf Grund der eben dargelegten Gnade ihre Leiber Gott als lebendige Opfer darbringen, sich nicht der Welt gleichstellen, sondern sich immer mehr geistlich verneuern sollen, — er zerlegt das auch in eine Anzahl Teile, aber schon dabei geht die logische Ordnung damit in die Brüche, daß er z. B. die Liebe zweimal behandelt (12, 9 ff., B. 17, ff und 13, 8 ff.). In ein paar Einzelausführungen wie in 12, 9—16 oder auch Kap. 14 ist streng logische Ordnung noch weniger befolgt. Mit 15, 13 schließt der paränetische Teil eigentlich ab. Dann folgt ein Epilog über persönliche Verhältnisse Pauli zu der römischen und andern Gemeinden; in Kap. 16 folgen die Grüße. In 16, 17 kommt noch einmal eine Ermahnung, und von Vers 21 an eilt das Schreiben mit Nennung etlicher Grüßenden, mit einem Votum und einer herzlichen Doxologie zum Schluß. — Mit der kritischen Frage, welche Stücke am Schluß des Briefes versetzt seien, speziell: wohin die Doxologie gehöre, wollen wir uns hier nicht beschäftigen. Wir geben die Disposition von Kap. 12—16 nur in groben Umrissen.

Thema: Begebet eure Leiber Gott zu einem lebendigen, heiligen und ihm wohlgefälligen Opfer, — welches sei euer vernünftiger Gottesdienst.

1. Verwaltet die geistlichen Gaben treu, 12, 3–8.
2. Habt wahre Liebe, B. 9–21.
Liebe überhaupt, B. 9. — Bruderliebe, B. 10–16 (B. 11 und 12 vom christlichen Eifer). — Feindesliebe, B. 17–21.
3. Seid untertan der Obrigkeit, 13, 1–7.
4. Seid niemand nichts schuldig denn die Liebe, B. 8–10.
5. Führt einen Wandel des Lichts, B. 11–14.
6. Die Starken im Glauben sollen die Schwachen aufnehmen, und diese sollen jene nicht richten, Kap. 14–15, 13.

Schluß: Persönliche Bemerkungen Pauli über sein Schreiben an die Römer, sein Apostolat, seine Pläne über die Zukunft. Grüße an einzelne römische Christen, Ermahnung, den Irrlehrern nicht Raum zu geben, Grüße von den Freunden Pauli, Votum und Doxologie.

Die folgende Darlegung des Gedankengangs ist wesentlich Übersetzung, weil dieser Teil des Briefes so viele einzelne Ermahnungen und beiläufige Bemerkungen hat, die man nicht auslassen kann, ohne den Inhalt zu verkürzen. Besonders umstrittene Punkte haben wir in Fußnoten behandelt.

Teil 3.

Kap. 12–16.

Auf Grund dieser Barmherzigkeit Gottes nun, die ihr erfahren habt (daß ihr nämlich aus lauter Gnade gerecht, zu einem neuen Leben wiedergeboren, als Gottes liebe Kinder des ewigen Lebens gewiß geworden, ja zur Seligkeit fest erwählt seid), ermahne ich euch, lieben Brüder, daß ihr eure Leiber Gott zu einem lebendigen, heiligen, ihm wohlgefälligen Opfer dargebet, — welches sei euer Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit. Darin liegt eingeschlossen, daß ihr euch in Gesinnung und Wandel nicht den Kindern dieser Welt gleichstellt, sondern euch im Gegenteil umbildet durch (geistliche) Erneuerung eurer Gesinnung, damit ihr erkennet, was (in allen Lebensverhältnissen) Gottes Wille, was das wahrhaft Gute, das Wohlgefällige und das Vollkommene sei.

(Um das zunächst auf Einzelne unter euch anzuwenden), so sage ich durch die Gnade, die mir gegeben ist, einem jeglichen unter euch, daß er nicht höher hinauswolle¹⁾ als es sich gebührt, sondern bestrebt sei, in den Schranken zu bleiben, die jedem durch das ihm von Gott zuerteilte Maß von Glauben²⁾ gesteckt sind. Denn gleicher-

1) Die griechischen Ausdrücke *ὑπερφρονεῖν*, *φρονεῖν*, *σωφρονεῖν* bezeichnen nicht so sehr Tätigkeiten des Intellekts als des Willens; nicht so sehr ein Denken als ein Wollen, Trachten, Streben, eine Gesinnung, vgl. B. 16. Daher geben wir das erste mit 'hoch hinaus' wollen, das zweite mit 'bestrebt sein', und das dritte mit 'in Schranken bleiben', und verzichten dabei im Interesse der Deutlichkeit auf die Wiedergabe der im Griechischen so wohlklingenden Baronomasie.

2) Daß Glaube hier nicht als *fides quae* sondern *qua creditur* — nicht objektiv sondern subjektiv zu nehmen ist, darin stimmen die meisten neueren Exegeten überein; sie differieren aber in der näheren Bestimmung dessen, was hier unter Glauben gemeint sei. Wir führen über diesen Punkt den vor kurzem erschienenen Kommentar Stöckhardts, den wir für den letzten Teil dieser Arbeit noch vergleichen konnten, in extenso an, in der Uebersetzung, unsern Lesern einen Dienst damit zu tun. Stöckhardt sagt: „Die alten griechischen Ausleger, Chrysostomus, Theodoret, Theophylakt, und auch protestantische, wie Körner, Brenz, Calvin, Grotius, nehmen *πίστις* hier als identisch mit *χάρις*, *χαρίσματα*. Doch das sind verschiedene Begriffe. Mehrere neuere Exegeten gewinnen denselben Sinn, indem sie *τὸ μέτρον* als Maß charismatischer Begabung fassen und *πίστεως* als *genitivus qualitatis* oder auch *subjecti*, *μέτρον πίστεως* also von dem dem Glauben eigenen Maß der Gaben verstehen. Cremer: ‚Die Charismata selbst, resp. das einzelne Charisma werden als *μέτρον πίστεως* bezeichnet sein, nicht um die Größe des Glaubens zu unterscheiden, sondern . . . als der der Betätigung des Glaubens von Gott speziell zugewiesene und für dieselbe verschieden abgemessene Raum und Bereich, wie weit derselbe, in welchem Maß und nach welcher Richtung hin er sich in der Gemeinnde zu betätigen hat. — Godet: ‚*μέτρον πίστεως* die einem jeden zuerteilte Fähigkeit auf dem Gebiet des Glaubens, die besondere Tätigkeitsform, für welche ein jeder in seiner Eigenschaft als Glaubender tüchtig gemacht worden ist; die besondere Gabe, welche seine Mitgift ausmacht in Kraft seines Glaubens.‘ Aehnlich Hofmann. Aber *τὸ μέτρον* kann, wie namentlich Weiß hervorhebt, für sich allein nicht das Maß der Begabung bezeichnen, und *πίστις* gibt sich, mit *μέτρον* verbunden, von selbst, wie auch die meisten Ausleger es anerkannt haben, als *genitivus partitivus*. An einem anderen Ort, Eph. 4, 7, redet der Apostel wohl von einem Maß der Gabe Christi; an unserer Stelle hingegen jagt er ausdrücklich von einem Maß des Glaubens, von einem besonderen Maß von Glauben, das Gott einem jeden Christen zuerteilt hat. Jedem einzelnen Christen hat Gott ein bestimmtes Maß an Glauben zugemessen, also den verschiedenen Christen ein verschiedenes Maß. Dies und nichts anderes besagen die Worte. Da kann freilich mit der *πίστις* nicht die *fides salvifica* gemeint sein, das Vertrauen zu der Gnade Gottes in Christo, wie z. B. auch Frigjische und Meyer annehmen. Daß Gott den rechtfertigenden, seligmachenden Glauben in verschiedenem Maß unter den Menschen austeilt, wird sonst nirgends in der Schrift gelehrt. Wenn ein Christ im Glauben schwach, kleingläubig ist, so ist das seine eigene Schuld und nicht Mangel der Gnade Gottes. So jagt die Schrift von dem Glauben im ganz und gäben Sinn des Wortes auch nur, daß Gott denselben wirkt, Eph. 1, 19; Col. 2, 12, oder schenkt, Phil. 1, 29, aber nie, daß Gott ihn zuerteilt, *μερίζει*. [Aber das *ἐμέρισε* ist ja durch *μέτρον* veranlaßt. — Ann. der Quartalschr.] Mein, die *πίστις*, von welcher hier Paulus redet, ist nicht der Glaube, welcher den Christen zum Christen macht, sondern etwas, was den gläubigen Christen, nachdem sie eben gläubig oder Christen geworden sind, von Gott zuerteilt wird. Und eben

weise wie wir in einem Leibe viele Glieder haben, alle Glieder aber nicht dieselbe Richtung haben, so sind wir vielen ein Leib in Christo, aber im einzelnen ist einer des anderen Glied. Haben wir aber je nach der uns gegebenen Gnade verschiedene Gaben—3. B.

diese *πίστις*, das *μέτρον πίστεως* steht allerdings in Beziehung zu den *χαρίσματα διάφορα*, R. 6, wenn es auch begrifflich und sachlich von denselben verschieden ist. Wie der Heilsglaube die Gnade Gottes in solennem Sinn, die Heilsgnade zu seinem Correlat hat, so die *πίστις* an unserm Ort die besondere Gnade, von welcher der ganze Abschnitt handelt. Paulus nennt nicht das Maß der Begabung selbst als die Norm der Selbstschätzung, sondern das was die Vorbedingung desselben bildet, das Maß des Vertrauens auf die göttliche Gnade. Weis — Wir nehmen *πίστις* hier in der allgemeinen Bedeutung von Vertrauen, Zuerficht, die sich hin und wieder auch in den paulinischen Briefen findet, z. B. 1. Cor. 12, 9; 13, 2 und im 14 Kapitel unseres Briefes. Die Zuerficht, Objekt und Richtung derselben ist dann immer durch den Zusammenhang näher bestimmt, an unserm Ort, wie schon bemerkt, durch die Beziehung auf die *χάρις, χαρίσματα*. Soll ein Christ das ihm geschenkte besondere Charisma recht verwenden und verwerten, so bedarf es dazu einer gewissen Zuerficht, der Ueberzeugung, daß Gott von ihm haben will, daß er gerade mit dieser seiner Gabe Gott und der Gemeinde Gottes diene, und der Freude mit diesem Dienst. Für Uebernahme und rechte Führung des Predigtamts ist z. B. neben der Lehrgabe und Lehrtüchtigkeit auch Amtsfreudigkeit erforderlich. Ein Prediger muß das Fiducit haben, daß Gott ihn ins Amt setzt oder gesetzt hat, und daß er mit Gott sein Werk wohl hinausführen kann. Philippi nennt dies den praktischen Glauben. Solche Zuerficht aber ist von Gott. Gott ist es, der zugleich mit der Gabe die Erkenntnis dieser Gabe und ein derselben entsprechendes Maß von Mut und Zuerficht jedem Christen zuerteilt. Und wie die Gaben verschieden sind, die einen höher und wichtiger als die anderen, so ist auch das für den rechten Gebrauch derselben nötige Maß von Glauben und Vertrauen verschieden. Ein Bischof z. B. bedarf stärkerer Zuerficht und Beherztheit als ein Almosenpfleger. Und so soll denn ein jeder Christ in seinen Schranken bleiben, in den Schranken seines Glaubens, wohl zusehen, zu welcherlei Tätigkeit und Dienstleistung Gott ihm besondere Freude gegeben hat, und sich wohl versehen, daß er nicht seinem eigenen Impuls folge, daß er nicht eine Rolle sich anmaße, die er nicht durchzuführen kann, bei welcher ihm, wenn er sie durchzuführen versuchen würde, bald Herz und Mut entfallen würde. Solche Selbstbeurteilung und Selbstbescheidung nach dem Maß des Glaubens schließt Selbstschätzung nach dem Maß der Gabe eo ipso in sich, da ja der Glaube auf den Gebrauch der Gabe gerichtet und derselben angemessen ist.“—Soweit Stöckhardt. Das sind also wesentlich zwei verschiedene Auffassungen. Die einen verstehen unter *μέτρον πίστεως* die Gaben selbst, die dem Gläubigen gegeben sind, die anderen die gottgewirkte Gewißheit über die Art und das Maß der Begabung. Stöckhardt schließt sich der letzteren Auffassung an und sagt zum Schluß, daß die Selbstbeurteilung und Selbstbescheidung nach dem Maß des Glaubens (der Gewißheit) die Selbstschätzung nach dem Maß der Gabe eo ipso in sich schließe, da ja der Glaube (die Gewißheit) auf den Gebrauch der Gabe gerichtet und derselben angemessen ist.“ Man könnte denken, das ließe praktisch doch auf dasselbe hinaus, wie die erstere Auffassung. Die Selbstschätzung und Selbstbescheidung hat als letzte Norm doch wieder das Maß der Gabe, das einem jeden gegeben ist, nur vermittelt durch die Gewißheit über das Maß der Gabe.

Indessen ist wohl zu beachten, daß Stöckhardt nicht sagt, daß die Gewißheit durch die Gabe *normiert*, sondern nur, daß sie derselben *angemessen* ist. Sie entspringt sachlich nicht notwendig der Gabe selbst, sondern ist zugleich mit der Gabe von Gott dem Inhaber in einem der Gabe entsprechenden Maß gegeben. Nicht die Gabe selbst, sondern die göttliche Gewißheit über Inhalt und Maß derselben ist die

die Prophetie—, so stehe unser Streben im Verhältnis zu dem (uns von Gott gegebenen) Glauben(smaß)³⁾; haben wir Diafonie, so bleibe unser Streben in den Grenzen der Diafonie; ist jemand ein Lehrer, so bleibe er auf dem Gebiet des Lehrens; oder ein Ermahner, dann im Ermahnen; der Gabenspender bleibe in der Einfachheit, der Vorstehende in der Sorgfalt, der Barmherzigkeit übende in fröhlicher Freundlichkeit.

Norm für das φρονεῖν. Diese Fassung hat vor der anderen den exegetischen Vorzug, daß sie die Wörter μέτρον und πίστις in ihrem einfachen Sinne nehmen kann. Sie braucht μέτρον nicht a priori konkret zu bestimmen, wie die erste Auffassung das tut, und sie kann für ihre Deutung von πίστις gleich auf Röm. 14, 5, 14. 22. 23 und auf andere Schriftstellen verweisen, während die erste Ansicht πίστις in einem besonderen Sinn synekdochisch zu nehmen ist. Sodann aber gibt die zweite Fassung allein einen wirklichen sicheren Maßstab für das φρονεῖν an die Hand. Nicht schon der Besitz an sich, sondern erst das sichere Bewußtsein von demselben kann de facto die Basis größerer oder geringerer Einbildung, hochmütiger oder demütiger Gesinnung sein.

³⁾ Das bekannte κατὰ τὴν ἀναλογίαν τῆς πίστεως. Daß die πίστις hier im selben Sinne wie in Vers 3 zu fassen ist, bedarf nicht erst des Beweises, und κατὰ τὴν ἀναλογίαν ist gleich κατὰ το μέτρον=nach Maßgabe, im Verhältnis zu. Es kann sich hier eigentlich nur um die Konstruktion handeln, genauer: um die Frage, was zu κατὰ τὴν ἀναλογίαν τῆς πίστεως zu ergänzen ist. Da mit ἔχοντες δὲ χαρίσματα ein neuer Satz beginnt, so liegt es nahe, ein ἔχομεν einzufügen: „haben wir aber nach der uns gegebenen Gnade verschiedene Gaben,— sei es die Prophetie,— so haben wir sie (nämlich die Prophetie, wie man gewöhnlich konstruiert) nach Maßgabe des Glaubens. Andere wollen um des paränetischen Charakters des Schlusses dieser Passage willen die Paränese hier schon beginnen lassen und supplieren: „so wollen wir sie—die Prophetie—geben nach Maßgabe etc.“, oder: „so wollen wir weisagen nach etc.“ Wir unjuxterveits glauben auch, daß sämtliche Ellipsen in diesem Stück paränetisch zu ergänzen sind; aber man muß anders konstruieren. Das eigentliche Objekt von ἔχοντες ist ja nicht προφητεία sondern χαρίσματα διάφορα; προφητεία kommt in diesen Satz, wie wir in unserer Uebersetzung angedeutet haben, nur als Parantese hinein, und als ausgefallener Verbalbegriff des Hauptsatzes, zu dem κατὰ τὴν ἀναλογίαν τῆς πίστεως die adverbiale Bestimmung bildet, ist der in μὴ ὑπερφρονεῖν παρὰ ὃ δὲ φρονεῖν ἀλλὰ φρονεῖν εἰς τὸ σωφρονεῖν liegende Begriff der Selbstschätzung, oder wie wir es gefaßt haben, des Strebens, zu supplieren. Und κατὰ τὴν ἀναλογίαν τῆς πίστεως, als sachlich gleichwertig mit ἐκάστῳ ὡς ὁ θεὸς ἐμέρισε μέτρον πίστεως, bestimmt die Grenzen, innerhalb deren das φρονεῖν sich halten soll, so daß es ein σωφρονεῖν wird. Es ist also zu übersetzen: „Haben wir aber nach der uns verliehenen Gnade verschiedene Charismen—3. B. die Weissagung—so φρονώμεν κατὰ τὴν ἀναλογίαν τῆς πίστεως, laßt uns mit unserm Streben (oder mit unserer Selbstschätzung, wenn man will) innerhalb der Grenzen der uns gegebenen göttlichen Gewißheit bleiben.“ So ist sachlich κατὰ τὴν ἀναλογίαν τῆς πίστεως nichts anderes als das einem jeden verliehene μέτρον πίστεως. Vers 6 faßt nur den Inhalt von Vers 3—5 kurz zusammen und nimmt die προφητεία als Beispiel gleich mit hinein. Letzteres wohl deshalb, weil die προφητεία vor andern Gaben diejenige war, bei der man geneigt und in Gefahr war, παρὰ μέτρον oder τὴν ἀναλογίαν τῆς πίστεως ὑπερφρονεῖν. Daß sich dann schon in dem folgenden Beispiel εἶτε διακονίαν κτλ. der Gedanke und die Konstruktion ein wenig verschiebt, liegt ganz in der Art des Apostels, wie schon die nächsten Beispiele zeigen. — Was Paulus will ist kurz dies: Niemand soll im Gebrauch des ihm verliehenen Charisma hinausgehen über die ihm zugleich mit demselben gegebene πληροφορία und παραρησία; jedermann soll bleiben in dem, das er mit göttlicher Gewißheit als das ihm von Gott Gegebene erkennt.

(Allen insgesamt aber sage ich:) Die Liebe sei nicht unecht sondern derart, daß ihr dabei das Böse verabscheuet und dem Guten anhanget. In der Bruderliebe seid herzlich gegen einander, in der Ehrerbietung gehe einer dem andern voran. Im christlichen Eifer werdet nicht laß, sondern seid brünstig im Geist, dem Herrn dienend, in der Hoffnung freudig, in der Trübsal geduldig, am Gebet anhaltend, an der Not der Heiligen teilnehmend, der Gastfreundschaft nachjagend. Segnet die euch verfolgen, segnet und fluchet nicht. Freuet euch mit den Fröhlichen, weinet mit den Weinenden, indem ihr einerlei Gesinnung unter einander habt; trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern laßt euch das Niedrige gefallen; werdet nicht selbstkflug.

(Was aber das Verhältnis zu den Feinden betrifft,) so vergeltet niemand Böses mit Bösem. Beseeliget euch der Ehrbarkeit vor allen Menschen. Ist es möglich, so viel auf euch ankommt, so haltet mit allen Menschen Frieden. Rächet euch nicht selbst, sondern laßt Raum dem Zorn (Gottes); denn es stehet geschrieben: Mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr. Dagegen wenn deinen Feind hungert, so speise ihn, dürstet ihn, so tränke ihn; wenn du das tußt, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln. Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.

Jedermann sei untertan den herrschenden Obrigkeiten, denn Obrigkeit überhaupt ist nur von Gott, und die bestehenden Obrigkeiten sind von Gott geordnet; so daß, wer sich der Obrigkeit widersetzt, der Ordnung Gottes widersteht. Die aber der widerstehen, ziehen Gottes Gericht auf sich herab. Die Regenten sind nur für böse Werke ein Schrecken, nicht für gute. Willst du aber von der Obrigkeit nichts zu fürchten haben, so tue Gutes, so wirst du Lob von ihr erhalten; denn sie ist Gottes Dienerin dir zu gut. Tußt du aber Böses, so fürchte dich, denn sie trägt das Schwert nicht umsonst, denn sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses verübt. Darum ist es nötig, untertan zu sein, nicht allein um der Strafe zu entgehen, sondern auch um des Gewissens willen. Um deswillen müßt ihr auch Steuern bezahlen, denn sie sind Gottes Dienstleute, um eben diesem Geschäft beständig obzuliegen. Gebet ihnen allen, was ihr ihnen schuldig seid: Steuer dem die Steuer gebührt, Zoll dem der Zoll gebührt, Furcht dem die Furcht gebührt, Ehre dem die Ehre gebührt.

Seid niemand nichts schuldig, als daß ihr einander liebt, denn

wer den andern liebt, der hat das Gesetz erfüllt. Denn das da (gesagt ist): Du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht töten, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht begehren, und so ein Gebot mehr ist,⁴⁾ das wird in diesem einen Wort zusammengefaßt: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses, so ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung.

Und dies alles nun, weil wir die Zeit kennen, daß nämlich die Stunde da ist, da wir vom Schlaf aufgestanden sein sollen; denn jetzt ist unsere Erlösung näher als da wir gläubig wurden, die Nacht ist schier dahin, der Tag ist herbeigekommen. Laßt uns nun ablegen die Werke der Finsternis, anlegen die Waffen des Lichts. Laßt uns wohlanständig wandeln wie am Tage, nicht in Fressen und Saufen, nicht in Huren und Ausschweifungen, nicht in Streit und Eiferjucht; sondern ziehet an den Herrn Jesus Christum und tragt Vorjorge, daß der Leib nicht in Lüste gerate.

Den Schwachen im Glauben nehmet auf und verurtheilt seine Gedanken nicht. Der eine glaubt, er dürfe alles essen, der Schwache aber ißt Gemüse. Wer da ißt, verachte den nicht, der nicht ißt; und der nicht ißt, verurtheile den nicht, der da ißt, denn Gott hat ihn aufgenommen. Wer bist du, daß du einen fremden Anrecht richteist? Er steht oder fällt seinem eignen Herrn. Er wird aber stehen bleiben, denn es vermag der Herr wohl ihn stehend zu erhalten. Der Eine unterscheidet zwischen den Tagen, der andre hält alle Tage gleich. Ein jeglicher sei in seiner Meinung gewiß. Wer auf bestimmte Tage bedacht ist, ist dem Herrn (zu lieb) drauf bedacht, und welcher ißt, der ißt dem Herrn, denn er dankt Gott (dafür); und der nicht ißt, der tut das Nichteßten dem Herrn und dankt Gott. Denn unser keiner lebt sich selber und keiner stirbt sich selber; denn wenn wir leben, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Ob wir daher leben oder ob wir sterben, so sind wir des Herrn; denn dazu ist Christus gestorben und wieder lebendig geworden, damit er über Tote und Lebendige Herr sei. Du aber, was richteist du deinen Bruder? Oder auch du, was verachtest du deinen Bruder? Denn wir alle werden vor den Richtstuhl Gottes gestellt werden, denn es steht geschrieben: So wahr ich lebe, spricht der Herr, mir sollen sich alle Kniee beugen und alle Zungen sollen sich zu Gott bekennen. So wird demnach jeder von uns über sich selbst Gott Rechenschaft geben. So laßet

⁴⁾ Das „du sollst nicht falsch Zeugnis geben“ findet sich in den ältesten und besten Handschriften nicht.

uns nun nicht mehr einer den andern richten, sondern das richtet vielmehr, daß man dem Bruder nicht Anstoß oder Ärgernis gebe. Ich weiß und bin gewiß in dem Herrn Jesu, daß nichts an sich selbst gemein ist, außer wer etwas für gemein hält, dem ist es gemein. Wenn aber durch deine Speise dein Bruder geärgert wird, so wandelst du nicht mehr nach der Liebe. Verdirb nicht durch deine Speise den, um des willen Christus gestorben ist. (Sehet zu,) daß euer Schaß⁵⁾ nicht verlästert werde. Denn das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude im Heiligen Geist. Wer innerhalb dieser Dinge Christo dient, der ist Gott gefällig und den Menschen wert. So laßt uns nun dem nachjagen, was dem Frieden und der gegenseitigen Erbauung dient. Vernichte nicht um der Speise willen Gottes Werk. Es ist zwar alles rein, aber es ist schädlich dem Menschen, der es ißt mit Anstoß. Es ist aber löblich, kein Fleisch zu essen, noch Wein zu trinken, noch sonst etwas (zu genießen), woran dein Bruder Anstoß nimmt. Du habe die Gewißheit, die du hast, bei dir selbst vor Gott. Glücklich ist, wer sich selbst nicht verurteilt in dem, das er erwählt. Wer aber Bedenken hat, wenn er ißt, der ist verurteilt, weil es nicht aus der Glaubensgewißheit geht. Alles aber, was nicht aus der Glaubensgewißheit geht, ist Sünde.

Wir aber, die wir stark sind, sind schuldig, die Gebrechen der Schwachen zu tragen und nicht Gefallen an uns selber zu haben. Jeder von uns gefalle dem Nächsten zum Guten, zur Erbauung. Denn auch Christus hatte nicht Gefallen an sich selbst, sondern, wie geschrieben steht: die Schmähungen derer, die dich schmähren, sind auf mich gefallen. Und was zuvor geschrieben ist, das ist zu unserer Belehrung geschrieben, damit wir durch Geduld und durch den Trost der Schrift die Hoffnung (des ewigen Lebens) haben. Der Gott der Geduld aber und des Trostes gebe euch, daß ihr einerlei gesinnt seiet unter einander nach Christo Jesu, damit ihr einmütig mit einem Munde lobet Gott und den Vater unsers Herrn Jesu Christi.

Darum nehmet euch unter einander auf, wie auch Christus euch aufgenommen hat zur Ehre Gottes. Denn ich sage, daß Christus ein Diener der Beschneidung geworden ist, um der Wahrheit Gottes willen, um die den Vätern gegebenen Verheißungen zu bestätigen, daß aber die Heiden Gott preisen um (seines) Erbarmens

⁵⁾ Das Heil, das ihr im Glauben an das Evangelium habt und als das eine große wahre Gut vor der Welt bekennet

wissen, wie geschrieben steht: Darum will ich dich bekennen unter den Heiden und deinem Namen singen. Und wiederum spricht er: Frohlocket, ihr Heiden, mit seinem Volk. Und wiederum: Lobet, alle Heiden, den Herrn und preist ihn, alle Völker. Und wiederum sagt Jesaias: Es wird sein eine Wurzel Jesse und der aufstehen wird zu herrschen über die Heiden; auf den werden die Heiden hoffen.

Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit aller Freude und Friede im Glauben (Vertrauen), damit ihr Überfluß habet in der Kraft des Heiligen Geistes.

Ich bin aber, meine Brüder, bei mir selbst von euch überzeugt,, daß ihr schon von selbst voller Güte seid, erfüllt mit aller Erkenntnis, fähig, auch einander zu ermahnen. Ich habe aber hie und da ein wenig kühn an euch geschrieben als einer, der euch erinnern wollte durch die Gnade, die mir von Gott gegeben ist, durch die nämlich, daß ich soll ein Diener Jesu Christi sein an die Heiden, am Evangelium Gottes als ein Priester zu dienen, damit die Heiden ein wohlgefälliges Opfer würden, geheiligt durch den Heiligen Geist. In diesen göttlichen Dingen nehme ich freilich (ein wenig) Ruhm in Christo Jesu für mich in Anspruch. In Christo Jesu, sage ich, denn ich würde es nicht wagen, etwas zu reden von Dingen, die nicht Christus selbst durch mich gewirkt hätte,—nämlich die Heiden zum Gehorsam zu bringen durch mein Wort und Werk, durch Kraft der Zeichen und Wunder, durch Kraft des Heiligen Geistes, so daß ich von Jerusalem an und umher bis Assyrien das Evangelium Christi ausgerichtet habe, indem ich mich sonderlich beflissen habe, das Evangelium zu predigen, wo Christi Name nicht bekannt war, damit ich nicht auf einen fremden Grund haute, sondern wie geschrieben steht: Welchen nichts von ihm verkündigt worden ist, die sollen es gewahr werden und die nichts gehört haben, sollen es inne werden.

Das ist auch der Hauptgrund, warum ich bisher nicht zu euch gekommen bin. Nun ich aber in diesen Gegenden nicht mehr Raum habe, seit vielen Jahren aber großes Verlangen trage zu euch zu kommen, will ich kommen, wenn ich nach Spanien reise. Denn ich hoffe, daß ich auf der Durchreise euch sehen und von euch dorthin geleitet werden möge, nachdem ich mich zuvor ein wenig an euch erquickt habe. Jetzt aber reise ich nach Jerusalem, den Heiligen zu dienen. Denn es hat Macedonien und Achaja gefallen, für die Armen unter den Heiligen in Jerusalem eine Kollekte zu erheben. Sie haben es gern getan und sie sind ja auch ihre Schuldner. Denn so die Heiden ihrer geistlichen Güter teilhaftig geworden sind,

so sind sie schuldig, ihnen auch in den leiblichen Gütern Dienst zu leisten. Wenn ich dies nun ausgerichtet und ihnen diese Frucht beglaubigt habe, will ich durch euch nach Spanien reisen. Ich weiß aber, daß, wenn ich komme, ich mit dem vollen Segen Christi zu euch kommen werde.

Ich ermahne euch aber, Brüder, durch unsern Herrn Jesum Christum und durch die Liebe, die der Geist wirkt, daß ihr mit mir kämpfet mit euren Gebeten für mich zu Gott, daß ich errettet werden möge von den Ungläubigen in Judäa und daß mein Dienst an Jerusalem angenehm werden möge den Heiligen, damit ich mit Freuden zu euch komme und durch Gottes Willen mich mit euch erquicke. Der Gott aber des Friedens sei mit euch allen. Amen.

Ich empfehle euch aber unsere Schwester Phöbe, die Diakonistin der Gemeinde in Kenchreä ist, daß ihr sie aufnehmet in dem Herrn, wie es der Heiligen würdig ist, und daß ihr ihr beisteht in jeder Angelegenheit, in der sie euer bedarf, denn auch sie ist vielen ein Beistand geworden, auch mir selbst.

Grüßt die Priska und den Aquila, meine Mitarbeiter in Christo Jesu, die für mein Leben ihren eignen Hals dargegeben haben, denen nicht allein ich danke, sondern auch alle Gemeinden unter den Heiden, sowie auch (grüßt) ihre Hausgemeinde. Grüßt meinen geliebten Epänetus, welcher ist der Erstling Afiens⁶⁾ in Christo. Grüßt Maria, die sich viele Mühe mit uns gegeben hat. Grüßt Andronikus und Junias, meine Verwandten und Mitgefangenen, welche unter den Aposteln rühmlich bekannt und auch vor mir in Christo gewesen sind. Grüßt Ampias, meinen Geliebten in dem Herrn. Grüßt Urbanus, unsern Mitbruder in Christo, und meinen geliebten Stachys. Grüßt Apelles, den Bewährten in Christo. Grüßt die von dem Gesinde des Aristobulus. Grüßt Herodion, meinen Verwandten. Grüßt die vom Gesinde des Narzissus, die im Herrn sind. Grüßt Tryphäna und Tryphosa, die sich vieler Mühe unterzogen haben im Herrn. Grüßt die liebe Perjis, die sich viel Mühe gemacht hat in dem Herrn. Grüßt Rufus, den Auserwählten in dem Herrn, und seine Mutter, die auch mir eine Mutter geworden ist. Grüßt Synkritos, Phlegon, Hermes, Patrobas, Hermas und die Brüder bei ihnen. Grüßt Philologus und Julia, Nereus und seine Schwester, auch Olympas

⁶⁾ Die recepta hat auf Grund der Beischittho und einigen Handschriften „Achajas“, aber „Afiens“ ist besser bezeugt.

und alle Heiligen bei ihnen. Grüßt einander mit dem heiligen Kuß. Es grüßen euch alle Gemeinden Christi.

Ich ermahne euch aber, Brüder, daß ihr aufsehet auf die, die da Spaltungen und Ärgernisse anrichten neben der Lehre, die ihr gelernt habt, und weichtet von denselben. Denn solche dienen nicht unserm Herrn Christo, sondern ihrem eignen Bauch, denn durch schöne Worte und glatte Rede betrügen sie die Herzen der Arglosen. Denn euer Gehorjam ist allbekannt. So freue ich mich nun über euch, möchte aber, daß ihr weise seid inbezug auf das Gute, unverborgen aber inbezug aufs Böse. Der Gott aber des Friedens wird den Satan in Kürze unter eure Füße treten. Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch!

Es grüßt euch Timotheus, mein Mitarbeiter, Lucius, Jason und Sosipater, meine Verwandten. Ich, Tertius, der ich diesen Brief geschrieben habe, grüße euch in dem Herrn. Es grüßt euch Gajus, mein und der ganzen Kirche Gastfreund. Es grüßt euch Crastus, der Stadtshatzmeister, und Bruder Quartus.

(Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch allen. Amen.)

Dem aber, der euch befestigen kann in meinem Evangelium und der Predigt von Jesu Christo, die da ist die Erfüllung des Geheimnisses, das seit ewigen Zeiten verschwiegen gewesen, jetzt aber offenbar geworden und durch (die) prophetische Schriften auf Befehl des ewigen Gottes unter allen Heiden kundgetan ist, um sie zum Gehorjam des Glaubens zu bringen,—demselben allein weiser: Gott sei Ehre durch Jesum Christum, und diesem mit ihm, in Ewigkeit. Amen.

Aug. Pieper.

Was ist Sozialismus?

(Teil einer Konferenzarbeit.)

Während der Sozialismus in den Ländern Europas schon seit Jahrzehnten eine bedeutende Rolle in der Politik spielt, ist er hierzulande erst in den letzten Jahren zu einiger politischer Bedeutung gelangt. Bei der Gründung der sogenannten Internationale in London, 1864, war zwar auch Amerika vertreten. Aber die politischen und wirtschaftlichen Vorzüge unseres Landes waren dem Sozialismus nicht günstig. Die etwa 12 Jahre später gegründete „Socialist Labor Party“ hatte weder mit ihrer unabhängigen Politik, noch mit ihrem Anschluß an größere Reformbewegungen wie „Greenbackers,“ Henry George Bewegung, „Knights of Labor,“ „American Federation of Labor,“ u. s. w., viel Erfolg. Aber seit der Reorganisation der Partei, in Chicago 1899, hat der Sozialismus angefangen, auch in unserer nationalen Politik einen nennenswerten Faktor zu bilden. Die Nationalwahl von 1904 zeigte ein sozialistisches Votum von 400,000 Stimmen, und bei der zielbewußten Organisation und Propaganda der Partei, bei der zunehmenden Unzufriedenheit des Volkes mit den wirtschaftlichen und politischen Zuständen, wie auch bei dem Eindringen sozialistischer Tendenzen in die beiden großen nationalen Parteien dürfte der von Mark Hanna geweißagte Zeitpunkt nicht mehr fern sein, da sich die Politik hauptsächlich um den Sozialismus drehen wird.

Häufig wird nun die Kirche aufgefordert, Stellung zum Sozialismus zu nehmen. Und wenn es wahr ist, daß der Sozialismus religiöse Fragen involviert, daß, wie manche behaupten, nur ein Atheist, oder daß, wie andere behaupten, nur ein wahrer Christ Sozialist sein kann, so hat die Kirche allerdings die Pflicht, etwas dazu zu sagen. Ist es nicht wahr, so muß die Kirche das erkennen und schweigen.

Hiemit dürfte der Beschluß der Konferenz, dem Sozialismus eine besondere Besprechung zu widmen, genügend gerechtfertigt sein.

I. Der Sozialismus als Staatsauffassung.

Die Frage, um die es sich hier handelt, hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der altbekannten: Was war zuerst da, die Eichel oder

die Eiche? Die Henne oder das Ei? Was ist das Ursprüngliche, das eigentlich Wesentliche: das Individuum oder der Staat?

Man kann zwei verschiedene Staatsauffassungen unterscheiden: die individualistische und die sozialistische.

Nehmen wir den ersten Menschen als Illustrationsobjekt.

Die individualistische Analyse wäre etwa folgende: Adam ist ein Individuum. Solange er allein existiert, ist von einem Staat keine Rede. Dann kommt Eva hinzu. Sie ist auch ein Individuum. Dann kommt als drittes Individuum Kain, als viertes Abel, u. s. w. Es sind lauter Individuen. Daß man sie mit einem Kollektivnamen benennt: Familie, Gesellschaft, Staat, Menschheit — ist ein rein sprachliches Ding. Das Gatten-, Eltern-, Kinder-, Geschwisterverhältnis, in welchem sie zu einander stehen, ist nur das Verhältnis eines Individuums zu einem anderen. Allgemeine Interessen giebt es zunächst für sie nicht, sie entstehen nur zufälligerweise durch die persönlichen Interessen des Einzelnen. Abel wird ein Schäfer, Kain ein Ackersmann, denn die Aufgabe, sich die Erde untertan zu machen, ist die individuelle Aufgabe eines Jeden, sich ein möglichst großes Stück der Erde, bezw. Erzeugnisse der Erde, dienstbar zu machen. Diese Aufgabe ist zugleich sein Recht und seine Pflicht. Nun muß er aber einestheils diese Pflicht auch bei seinen Mitmenschen anerkennen, andernteils bedarf er auch oft der Hilfe seines Mitmenschen. So zwingt ihn denn die Not, sich mit anderen Individuen zu verbinden und eine konkrete Familie, eine Gesellschaft, einen Staat zu bilden. So entsteht der Staat. Er ist nicht das Ursprüngliche, sondern ein von Individuen willkürlich geschaffenes, und von ihnen mit gewissen Pflichten und Rechten ausgestattetes Organ, nur zu dem Zwecke da, die individuelle Wohlfahrt des Einzelnen zu fördern, die persönliche Freiheit der Individuen zu schützen. Er ist ein notwendiges Übel, nur um der Bösen willen nötig, den Guten eine Last.

Der Sozialist hingegen sieht in Adam nicht zunächst das Individuum, sondern das genus homo, die Menschheit. Adam ist der Staat. Das Hinzukommen Evas, Kains, Abels, u. s. w., ist nicht zunächst als Vermehrung der Individuen aufzufassen, sondern vielmehr als Zergliederung und Entwicklung der Menschheit. Der Baum zergliedert sich in Nester und Zweige, er entwickelt sich und breitet sich aus. Über dem individuellen Verhältnis der einzelnen Verwandten zu einander steht das gemeinsame Verhältnis der Familie, der Gesellschaft, des Staates (societas). Die Menschen kön-

nen nicht nur Familie oder Staat genannt werden, sie richten ein solches Verhältnis nicht erst willkürlich auf, sondern die Familie ist das Ursprüngliche, ein konkreter Organismus. Die Aufgabe, sich die Erde untertan zu machen, ist Aufgabe, Interesse, Pflicht und Recht des Staates. Daß Cain ein Ackermann, Abel ein Schäfer wird, ist nicht ihre persönliche Sache, sondern Staatsdienst, und wenn jeder von ihnen den Ertrag seiner Arbeit zu seinem persönlichen Vorteil anwendet, so übt er damit nicht ein angeborenes individuelles Recht aus, sondern ein ihm vom Staate verliehenes Privilegium. Der Staat ist also dem Sozialisten nicht eine willkürliche Verbindung von Individuen zum Zwecke des gegenseitigen Schutzes, sondern ein natürlicher, lebender Organismus. Er ist nicht ein Sandhaufen, in welchem jedes Körnlein eine Existenz für sich hat, sondern ein Baum, dessen Zellen, Fasern, Zweige, Blätter in innigstem Zusammenhange mit dem Ganzen stehen und dem Ganzen alles verdanken. Der Mensch ist ein soziales Wesen. Der Gesellschaft verdankt er seine Existenz, seinen Lebensunterhalt, seine Rechte, seine Kultur. Ohne die organisierte Gesellschaft würden seine Bedürfnisse weit über seine Mittel hinausgehen, er würde allezeit ein hungriger, nackender Wilder bleiben, kaum noch ein Mensch zu nennen sein. Wie die Hand zum Körper, so gehört der Mensch zum Staate.—Alle menschlichen Pflichten sind ursprünglich Staatspflichten. Aus den Staatspflichten leiten sich die individuellen ab. Der Staat hat die Aufgabe, das menschliche Geschlecht fortzupflanzen; daraus entspringt für das Individuum die Ehepflicht. Der Staat hat die Kinder zu erziehen; er läßt dies Werk durch die Eltern, als die am besten geeigneten Personen, ausführen (oder auch nicht); der Staat hat den Acker zu bauen, Vieh zu züchten, Brot zu backen, Kleider zu nähen u. s. w.; er überträgt diese Aufgabe einzelnen Menschen, jedem nach seiner Art. — Darum hat der Staat auch die höchste Verantwortlichkeit. Wenn ein Mord begangen wird, wenn ein Arbeitgeber seine Arbeiter schlecht behandelt, wenn Industriemagnaten das Publikum plündern, so trägt der Staat einen großen Teil der Schuld: er hat die Erziehung verfehlt, den Uebeltätern zu viel individuelle Freiheit gelassen, ihre Opfer nicht genügend beschützt, kurz, er hat seine Pflicht versäumt. Das Bewußtsein der gesellschaftlichen Verantwortlichkeit — das „soziale Gewissen“ — muß immer mehr geweckt und gepflegt werden. — Darum hat der Staat aber auch die höchsten Rechte. Er darf alles tun, was zur Erfüllung seiner Pflichten dient. Er hat dabei keine persönlichen

Rücksichten zu nehmen, keine angeblich angeborenen, natürlichen Rechte zu respektieren. Er darf dem Bürger sein Privateigentum lassen, selbst wenn es Milliarden beträgt—so lange das Allgemeinwohl nicht darunter leidet. Er darf es ihm aber auch jederzeit fortnehmen, wenn das Allgemeinwohl es erfordert. Es gibt nur ein Ding, das der Staat nicht tun darf: er darf seine Pflicht nicht ver säumen.

Während also nach individualistischer Auffassung der Staat nur ein Organ des Volkes ist und lediglich Polizeidienste zu verrichten hat, ist dem Sozialisten Staat und Volk identisch. Der Staat ist der Mensch als Gattung. Der Staat ist der Ackerbauer, Viehzüchter, Fabrikant, Handelsherr, Erzieher, Armenvater a priori, ex professo und par excellence, so gewiß er der Erzkriegsherr und Urpolizist ist.

(Siehe Gronlund "Co-operative Commonwealth", Chap. IV. The Sphere of the State.)

II. Kritischer Sozialismus.

So nennt sich der Sozialismus, sofern er sich damit befaßt, die bestehenden wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse zu untersuchen und dieselben nach den im vorigen Kapitel festgelegten Grundätzen zu beurteilen.

Das moderne wirtschaftliche Leben steht im Zeichen der Maschine. Die Entdeckung der Dampfkraft und Elektrizität und die damit Hand in Hand gehende Ausbildung des Maschinenwesens hat die Produktivität der menschlichen Arbeit vervielfacht, Ackerbau, Industrie, Handel und Verkehr gewaltig gehoben, und damit das ganze wirtschaftliche und soziale Leben umgestaltet. Die Aufgabe der Menschheit, sich die Erde mit ihren Gütern untertan zu machen, ist dadurch ihrer Erfüllung mit Riesenschritten nähergekommen, und der Reichtum, d. h., die Gesamtheit der Erzeugnisse menschlicher Arbeit, ist in demselben Maße gewachsen.

Diesen Fortschritt erkennt der Sozialismus an. Er erkennt aber im modernen Produktionssystem noch einen weiteren Fortschritt, die durch das Maschinenwesen erzeugte Verteilung und Sozialisierung der Arbeit und die daraus hervorgehende Zentralisation der Industrieleitung. Während früher der Handwerker in seiner kleinen Werkstatt mit einigen Gesellen seine Artikel im Kleinen fabrizierte, sitzt er jetzt mit Hunderten

von anderen Arbeitern in einer großen Fabrik und arbeitet mit ihnen zusammen an der Herstellung desselben Artikels. Dieser Prozeß der Verteilung und Sozialisierung der Arbeit, der von Jahr zu Jahr mit der Vervollkommnung der Maschine weitergeht, ist ganz im Sinne des Sozialismus: Kooperation, Zusammenwirken vieler an einer und derselben Arbeit. Während es früher unzählige kleine Industrieleiter gab, die sich im ewigen Wettbewerb gegenseitig aufrieben, nimmt die Zahl derselben jetzt verhältnismäßig immer mehr ab, sie schließen Frieden mit einander und verbinden sich zu Korporationen und Trusts. Diese Zentralisation der Industrieleitung ist wiederum ganz im Sinne des Sozialismus, nach dessen Staatsauffassung ja alle Industrien von Natur nur ein Zentrum haben: den Staat.

Mit der Ausbildung des Maschinenwesens und der damit verbundenen Entwicklung der Sozialisation der Arbeit und Zentralisation der Leitung hat sich aber zugleich ein gewaltiges Uebel herausgebildet, ein Uebel, welches nach sozialistischer Auffassung nicht nur eine ungeheure Ungerechtigkeit an sich ist, sondern auch auf das ganze geschäftliche, politische, gesellschaftliche, häusliche und sittliche Leben den aller verderblichsten Einfluß ausübt: der **Kapitalismus**.

Kapital ist wucherndes Eigentum, ein Besitz, der sich ohne persönliche Arbeit des Besitzers mehrt. (Mary: Mehrwert heftender Wert.) In welchem Maße dieser Wucherprozeß vor sich geht, ob die Profite, Zinsen, Dividenden sich auf ein Prozent oder hundert belaufen, darauf kommt es nicht an — jede Vermehrung des ursprünglichen Besitzes ohne entsprechende persönliche Leistung des Besitzers ist Wucher, und der sich so mehrende Besitz ist Kapital. Wucher hat es zu allen Zeiten gegeben. Die ältesten Gesetzgebungen haben sich damit befaßt. Während er aber früher nur im Kleinen betrieben wurde und allgemein verpönt war, ist er durch die Entwicklung des modernen wirtschaftlichen Lebens System geworden. Die kolossalen Fabrikanlagen und gewaltigen Maschinen kosten riesige Summen Geldes. Wer also viel Geld hat, kauft sich einfach einen Anteil an irgend einem solchen Unternehmen und zieht hernach seine Dividenden — wofür? Nur dafür, daß er sein Geld hineingesteckt hat. Von Arbeit ist keine Rede. So entstehen die großen industriellen Unternehmungen der modernen Welt. Die Profite wandern zum großen Teil in die Taschen derjenigen Leute, die weiter nichts zu der Sache beitragen als das Geld darin anzu-

legen. Mit anderen Worten: Kapital und Wucher sind heute nicht mehr die Ausnahme, sondern die Regel, die Grundlage des wirtschaftlichen Lebens.

Der Sozialismus würde hierin schon dann eine Ungerechtigkeit sehen, wenn niemand dadurch überborteilt würde. „So jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen“—das ist Naturgesetz. Tatsächlich ist aber der Kapitalismus „legalisierte Räuberei.“ Das Kapital mehrt sich nicht von selber, sondern nur durch die Arbeit, welche der Arbeiter daran wendet. Jeder Cent des Profits, welchen der Kapitalist zieht, ist dem Arbeiter geraubt, denn der Arbeiter ist der Produzent. Der Kapitalist kann sich nicht darauf berufen, daß ihm die Maschine gehört. Sie gehört ihm nur unter dem bestehenden System. Aber das System ist eben ein ungerechtes. Die Maschine gehört dem Staate. Der Arbeiter hat sie erfunden, geplant, gebaut in seiner Eigenschaft als Diener des Staates. Der Staat hat das erste und unveräußerliche Anrecht auf die Maschine. Daß er sie dem Kapitalisten zu seiner eigenen Bereicherung auf Kosten der Arbeiter überläßt, ist Pflichtverhältnis. Die Maschine verfehlt dadurch ihren natürlichen Zweck; sie wird aus einem Werkzeug des Staates zu einem Werkzeug einzelner Individuen, welche den größten Teil der durch die Maschine gewonnenen Erzeugnisse für sich behalten. Die primäre Ungerechtigkeit liegt nicht auf Seiten des einzelnen Kapitalisten, der sich das System zu nutze macht, sondern auf Seiten des Staates, der das System sanktioniert und protegirt.

Die große Folge des Kapitalismus ist der *R i ä s s e n k a m p f*. Der Gegensatz zwischen der besitzenden und der arbeitenden Klasse, der fast so alt ist wie die Geschichte, hätte mit der Abschaffung der Sklaverei und der Leibeigenschaft, mit der Einführung politischer Gleichberechtigung aufhören sollen. Der Reichtum der besitzenden Klasse wuchert ins Unendliche. Zwar hat auch der Arbeiter eine Zunahme des Lohnes und Besserung seiner Lebensverhältnisse zu verzeichnen, aber nicht im Vergleich zur Zunahme des Reichtums im Allgemeinen. Im Gegenteil, der Abstand zwischen den Klassen ist größer als je zuvor und wächst von Jahr zu Jahr. Die Interessen des Kapitals und der Arbeit sind nur auf der Oberfläche identisch. Es liegt zwar im Interesse des Arbeiters, daß seine Produkte im Markte möglichst hohe Profite erzielen, wenn es ihm um Erhöhung seines Lohnes zu tun ist. Aber wer bezahlt die hohen Profite? Das Publikum — und dazu gehört der Arbeiter. Er

muß sich also die Erhöhung seines Lohnes durch Verteuerung seiner eigenen Lebensbedürfnisse erkaufen. In Wirklichkeit stehen Kapital und Arbeit sich stets feindlich gegenüber. Der Kapitalist will gegen möglichst geringen Lohn ein möglichst großes Quantum von Arbeit aus dem Arbeiter, und gegen möglichst schlechte Ware einen möglichst hohen Preis aus dem Publikum, d. h., wiederum aus dem Arbeiter heraus schlagen. Der Arbeiter hingegen will für hohen Lohn wenig arbeiten und für gute Ware wenig bezahlen. Es liegt im Interesse jeder der beiden Parteien, das Klassenbewußtsein zu wecken und zu fördern und sich gegen die feindliche Partei immer enger zusammenzuschließen. Korporationen, Trusts und ähnliche Verbände sind nicht nur Mittel zum besseren Betrieb der Industrien, sondern auch Schutz- und Trutzbündnisse gegen die arbeitende Klasse, teils in ihrer Eigenschaft als Arbeiter, teils als Konsumenten.

Wo Krieg ist, da sind Kriegsmethoden. Und je ungerechter der casus belli ist, desto ungerechter wird die Methode sein und desto unsittlicher alles, was daraus hervorgeht.

Da es sich im Kampfe des Kapitals gegen die Arbeit um die Aufrechterhaltung einer elementaren Ungerechtigkeit handelt, so hat politische Moral darin von vorherein keinen Platz. Die Politik ist das große Schlachtfeld des Klassenkampfes. Der Arbeiter sucht, sowohl als Produzent wie auch als Konsument, der Müßiggänger in seiner Eigenschaft als Kapitalist, den Schutz und die Unterstützung der Regierung. Die Regierung soll dem Arbeiter bessere Löhne, kürzere Arbeitsstunden, bessere Bequemlichkeits- und Schutzvorrichtungen, menschenwürdigere Lebensverhältnisse, Entschädigungen, Pensionen, u. s. w., beschaffen. Dem Kapitalisten soll sie Grundeigentum, Wegerechte, Schutz Zoll, auswärtige Märkte, Spezialprivilegien, u. s. w., zukommen lassen. Sie soll den Kapitalisten gegen Arbeiter und Publikum, diese gegen den Kapitalisten beschützen. Aber der Kapitalist hat vermöge seines Reichtums den größeren Einfluß im politischen Leben. Gutbezahlte Agenten wachen bei der Wahl, wie auch bei der Gesetzgebung und Handhabung der Gesetze über seinen Interessen. Darum ist die Politik durch und durch korrupt. Dasselbe gilt im geschäftlichen Leben. Die bloße Möglichkeit, daß man sich ohne entsprechende persönliche Arbeit auf Kosten der wirklichen Arbeiter ins Unendliche bereichern kann, ist eine fortlaufende Versuchung zu unehelichen und rücksichtslosen Praktiken. Dazu kommt, daß das Kapital- oder Wucher-system von Staat, Kirche und Presse sanktioniert wird und selbst die

schlimmsten Auswüchse desselben nur selten gebührend verurteilt und gestraft werden. Daher stets zunehmende Unehrlichkeit, wüste Spekulation, tausenderlei Betrug, falsche Ware und Handel. Ebenso verderblich ist der Einfluß des Kapitalismus auf das soziale Leben. Die moderne Geldaristokratie ist dem Publikum und dem Arbeiter verächtlicher als der Geburtsadel. Schmeichelei und Schmarogertum einerseits, Haß und Neid andererseits, sind die natürlichen Begleitererscheinungen des Prokentums und der Habgier. Der Herr sieht in seinem Arbeiter nicht, wie zu Zeiten des Sklavenwesens, ein Glied seines Haushaltes, lernt in ihm nicht den Menschen kennen, rechnet es sich nicht zur Ehre an, ihn gut zu ernähren, sondern er sieht in ihm nur einen Bestandteil seines Maschinenwerkes, das freilich leider geölt werden muß, aber nur damit es seinen Dienst desto besser verrichtet. Der Arbeiter sieht in seinem Herrn wiederum nicht einen Versorger und Beschützer, dem er etwas zu verdanken hat, sondern einen Gegner, gegen welchen er sich selber beschützen muß. Sie reißen sich um die kärglichen Brojamen, die von des Kapitalisten Tische fallen. Darum ist auch der Charakterzug des gegenwärtigen sozialen Lebens trotz angeblicher politischer und sozialer Gleichberechtigung nicht das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, Erkenntnis gemeinschaftlicher Ziele und Interessen, Kooperation, Teilung von Freud und Leid, sondern ein Kampf der Individuen gegen einander, wie in materiellen, so in geistigen Dingen. Bildung, Kunst, Wissenschaft, Literatur stehen im Dienste des Kapitalismus. Der Kapitalist gründet und unterhält Schulen, Universtitäten, Zeitungen, Kirchen, und sie dienen ihm dafür: sie schmeicheln seiner Sinnesrichtung, vertreten seine ästhetischen, ökonomischen, politischen und religiösen Überzeugungen unter dem Volke, und lassen andere nicht aufkommen.

Auch die *allgemeine Moral* leidet unter dem Kapitalismus. Wie die hunderte von täglichen Unglücksfällen in Fabriken, auf Eisenbahnen, u. s. w., zum größten Teil auf kriminelle Habgier seitens der kapitalistischen Eigentümer zurückzuführen sind, die lieber einige tausend Thaler jährlich als Entschädigungen für Verluste von Menschenleben bezahlen, als daß sie geeignete Schutzmaßregeln treffen, die größere Kosten verursachen; wie die großen Kriege, die Tausende von Menschenleben fordern, eigentlich nur Folgen der Gier nach auswärtigen Märkten sind; so sind auch die Laster des Reichen meistens eine Folge ihres einträgliehen Müßigganges; so sind auch Morde, Diebstähle, unglückliche Ehen, Trunksucht, Spielwut, u. s.

w., zum großen Teil eine Folge ökonomischer Mißstände, die aus dem Kapitalismus entspringen.

Der Einfluß der ökonomischen Verhältnisse oder der Umgebung auf die Moral des Menschen wird vom Sozialismus besonders stark betont. Er nennt das „*Economic Determinism*.“ Wenn ein Mensch in irgend ein Laster verfällt, so sucht der Sozialist die Ursache dazu vor allen Dingen in äußeren Verhältnissen, für welche nicht der betreffende Mensch, sondern die Gesellschaft verantwortlich ist. Zum Beispiel, Ehebruch. Hierbei ließe sich wohl am schwersten auf dergleichen Ursachen schließen. Aber nach sozialistischer Ansicht ist das kapitalistische System auch hierfür in hohem Maße verantwortlich. Es befördert Geldheiraten. Man verkauft sich gewissermaßen für Geld, um sich ein sicheres Unterkommen zu verschaffen. Daher dann Untreue und Unglück. Dazu kommt bei dem Reichen der Müßiggang, bei dem Armen die tägliche Placerei und Sorge, welche ihm das Familienleben verleidet. Unsjittliche Literatur, Schaustellungen und Vergnügungen, die durch den Kapitalismus gepflegt werden, tragen ebenfalls ihren Teil zur Zerstörung des Ehelebens bei. So ist der Mensch ein Produkt seiner Umgebung und der äußeren Einflüsse. Daß er auch innerlich verderbt ist, wird nicht gerade geleugnet. Aber das gehört nicht in das Gebiet der Staatswissenschaft, sondern der Religion, und damit befaßt sich der Sozialismus nicht. Der Sozialismus will den Menschen nicht von innen heraus bessern — das überläßt er der Kirche. Er will die materiellen Verhältnisse bessern und glaubt dadurch die Moral erheblich zu fördern.

Wie aus allem bisher Gesagten ersichtlich, beruht der Sozialismus auf der sog. *materialistischen Geschichtsauffassung*. Die Menschheit hat die Aufgabe, die Natur zu unterwerfen. Die mancherlei Methoden, die angewandt worden sind — das ist das Wesentliche in der Geschichte der Menschheit. Die politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen, religiösen Ereignisse der Geschichte sind mit den jeweiligen Produktionsmethoden und wirtschaftlichen Urverhältnissen so eng verknüpft und in solchem Maße von ihnen abhängig, daß sie ohne dieselben überhaupt nicht recht beurteilt werden können. Alle großen Männer sind Produkte der ökonomischen Verhältnisse ihrer Zeit. Wer die Luther'sche Reformation verstehen will, muß nicht nur die religiösen Lehren und kirchlichen Zustände jener Zeit kennen, sondern auch die politischen,

sozialen und wirtschaftlichen Zustände, denn diese erklären sich einer aus dem andern.

Die hier gegebene Darstellung ist nicht aus einem einzelnen sozialistischen Schriftsteller entnommen, sondern eine Zusammenstellung der Grundzüge des Systems. In der Darstellungsweise, in den Definitionen verschiedener Begriffe (z. B., „Kapital“), in der Beurteilung einzelner Phasen des sozialen Lebens stimmen nicht alle überein, so wenig Republikaner, Demokraten oder Exponenten irgend einer wissenschaftlichen Schule in allen Einzelheiten übereinstimmen. Man vergleiche die National Platform der sozialistischen Partei unseres Landes.

*Principles of Social-Democracy as set forth in the
National Platform.*

We, the Socialist party, in convention assembled, make our appeal to the American people as the defender and preserver of the idea of liberty and self-government, in which the nation was born; as the only political movement standing for the program and principles by which the liberty of the individual may become a fact; as the only political organization that is democratic, and that has for its purpose the democratization of the whole society.

To this idea of liberty the Republican and Democratic parties are alike false. They alike struggle for power to maintain and profit by an industrial system which can be preserved only by the complete overthrow of such liberties as we already have, and by the still further enslavement and degradation of labor.

Our American institutions came into the world in the name of freedom. They have been seized upon by the capitalist class as the means of rooting out the idea of freedom from among the people. Our state and national legislatures have become the mere agents of great propertied interests. These interests control the appointments and decisions of the judges and our courts. They have come into what is practically a private ownership of all the functions and forces of government. They are using these to betray and conquer foreign and weaker people, in order to establish new markets for the surplus goods which the people make, but are too poor to buy. They are gradually so invading and restricting the right of suffrage as to take unawares the right of the worker to a vote or voice in public affairs. By enacting new and misinterpreting old laws, they are preparing to attack the liberty of the individual even to speak or think for himself or for the common good.

By controlling all the source of social revenue, the possessing class is able to silence what might be the voice of protest against the passing of liberty and the coming of tyranny. It completely controls the university, the public school, the pulpit and the press, the arts and literatures. By making these economically dependent upon itself, it has brought all the forms of public teaching into servile submission to its own interests.

Our political institutions are also being used as the destroyers of that individual property upon which all liberty and opportunity depend. The promise of economic independence to each man was one of the faiths in which our institutions were founded. But under the guise of defending private property, capitalism is using our political institutions to make it impossible for the vast majority of human beings to ever become possessors of private property in the means of life.

Capitalism is the enemy and destroyer of essential private property

Its development is through the legalized confiscation of all that the labor of the working class produces above subsistence wage. The private ownership of the means of employment grounds society in an economic slavery which renders intellectual and political tyranny inevitable.

Social-Democracy comes to so organize industry and society that every individual shall be secure in that private property in the means of life upon which his liberty of being, thought and action depend. It comes to rescue the people from the vast increasing and successful assault of capitalism upon the liberty of the individual.

As an American Social-Democratic party, we pledge our fidelity to the principles of the International Social-Democracy as embodied in the united thought and action of the Social-Democracy of all nations. In the industrial development already accomplished, the interests of the world workers are separated by no national boundaries. The condition of the most exploit and oppressed workers, in the most remote places of the earth, inevitably tends to drag down all the workers of the world to the same level. The tendency of the competitive wage system is to make labor's lowest condition the measure or rule of its universal condition. Industry and finance are no longer national, but international, both in organization and results. The chief significance of national boundaries and of the so-called patriotism which the ruling class of each nation is seeking to revive, is the power which these give to capitalists to keep the workers of the world from uniting, and to throw them against each other in the struggle of contending capitalists for the control of the yet unexploited markets of the world, or the remaining sources of profit.

The Social-Democratic movement, therefore, is a world movement. It knows of no conflicts of interest between the works of one nation and the workers of another. It stands for the freedom of the workers of all nations, and, in so standing, it makes for the full freedom of all humanity.

The Social-Democratic movement owes its birth and growth to that economic development of world-process which is rapidly separating a working or producing class from a possessing or capitalist class. The class that produces nothing possesses labor's fruits, and the opportunities and enjoyment these fruits afford, while the class that does the world's real work has increasing economic uncertainty, and physical and intellectual misery, as its portion.

The fact that these two classes have not yet become fully conscious of their distinction from each other, the fact that the lines of division and interest may not yet be clearly drawn, does not change the fact of the class conflict.

This class struggle is due to the private ownership of the means of employment, or the tools of production. Wherever and whenever man owned his own land and tools, and by them produced only the things which he used, economic independence was possible. But production, or the making of goods, has long since ceased to be individual. The labors of scores or even thousands, enter into almost every article produced. Production is now social or collective. Practically everything is made or done by many men—sometimes separated by seas and continents—working together for the same end. But this cooperation in production is not for the direct use of the things made by the workers who make them, but for the profit of the owners of the tools and means of production; and to this is due the present division of society into two distinct classes; and from it has sprung all the miseries, inharmonies and contradictions of our civilization.

Between these two classes there can be no possible compromise or identity of interest, any more than there can be peace in the midst of war, or light in the midst of darkness. A society based upon this class division carries in itself the seeds of its own destruction. Such a society is founded on fundamental injustice. There can be no possible basis for social peace, for individual freedom, for mental harmony, except in the conscious and

complete triumph of the working class as the only class that has the right or power to be.

The Social-Democratic program is not a theory imposed upon society for its acceptance or rejection. It is but the interpretation of what is, sooner or later, inevitable. Capitalism is already struggling to its destruction. It is no longer competent to organize or administer the work of the world or even to preserve itself. The captains of industry are appalled at their own inability to control or direct the rapidly socializing forces of industry. The so-called trust is but a sign and form of this developing socialization of the world's work. The universal increase of the uncertainty of employment, the universal capitalist determination to break down the unity of labor in the trades unions, the widespread apprehensions of impending change, reveal that the constitutions of capitalist society are passing under the power of inhering forces that will soon destroy them.

Into the midst of this strain and crises of civilization, the Social-Democratic movement comes as the only saving or conservative force. If the world is to be saved from chaos, from universal disorder and misery it must be by the union of the workers of all nations in the Social-Democratic movement. The Social-Democratic party comes with the only proposition or program for intelligently and deliberately organizing the nation for the common good of all its citizens. It is the first time that the mind of man has ever been directed toward the conscious organization of society.

Social-Democracy means that all those things upon which the people in common depend shall by the people in common be owned and administered. It means that the tools of employment shall belong to their creators and users; that all production shall be for the direct use of the producers; that the making of goods for profit shall come to an end; that we shall all be workers together, and that opportunities shall be open and equal to all men.

To that end that the workers may seize every possible advantage that may strengthen them to gain complete control of the powers of government and thereby the sooner establish the co-operative commonwealth, the Social-Democratic party pledges itself to watch and work in both the economic and political struggle for each successive immediate interest of the working class, for shortened days of labor and increases of wages; for the insurance of the workers against accident, sickness and lack of employment; for pensions for aged and exhausted workers; for the public ownership of the means of transportation, communication and exchange; for the graduated taxation of income, inheritance, and of franchise and land values, the proceeds to be applied to the public employment and bettering the conditions of the worker's children and their freedom from the workshop; for the equal suffrage of men and women; for the prevention of the use of the military against strikes; for the free administration of justice; for popular government, including initiative, referendum, proportional representation, and the recall of officers by their constituents; and for every gain or advantage for the workers that may be wrested from the capitalist system, and that may relieve the suffering and strengthen the hands of labor. We lay upon every man elected to any executive or legislative office the first duty of striving to procure whatever is for the workers' most immediate interest, and for whatever will lessen the economic and political powers of the capitalist and increase the like powers of the workers.

But, in so doing, we are using these remedial measures as means to the one great end of the co-operative commonwealth. Such measures of relief as we may be able to force from capitalism are but a preparation of the workers to seize the whole powers of government, in order that they may thereby lay hold on the whole system of industry, and thus come into their rightful inheritance.

To this end we pledge ourselves, as the party of the working class, to use all political power, as fast as it shall be entrusted to us by our fellow-workers both for their ultimate and complete emancipation. To this end we appeal to all the workers of America and to all who will lend their lives to the service of the workers in their struggle to gain their own, and to all

who will nobly and disinterestedly give their days and energies unto the workers' cause, to cast their lot and faith with the Social-Democratic party. Our appeal for the trust and suffrages of our fellow workers is at once an appeal for the common good and freedom, and for the freedom and blossoming of our common humanity. In pledging ourselves and those which we present to be faithful to the appeal which we make, we believe that we are but preparing the soil of the economic freedom of the whole man.

III. Konstruktiver Sozialismus.

So nennt sich der Sozialismus als Theorie einer Reorganisation der Gesellschaft nach der ihm eigenen Staatsauffassung und zur Abstellung der herrschenden sozialen Mißstände.

Wie kann den Übelständen, die unter dem Kapitalismus herrschen, abgeholfen werden?

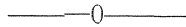
Der beste und einfachste Plan wäre der, den einzelnen Menschen von innen heraus zu reformieren, ihn zu einem Sozialisten im höchsten Sinne zu machen, d. h., individualistische Selbstsucht aus seinem Herzen herauszureißen und ihn zu einem freiwilligen Diener des Staates zu machen, dessen ganzes Streben dahin ginge, der Menschheit zu dienen. Das ist aber erwiesenermaßen unmöglich. Solange der Mensch die Gelegenheit hat, sich seinen Pflichten gegen die Gesellschaft zu entziehen, solange ihm die Möglichkeit vor Augen schwebt, sich auf Kosten anderer, ohne entsprechende persönliche Leistung, zu bereichern, solange also das Wucher-system noch irgendwie anerkannt wird, solange wird auch der Mensch seinen individualistischen Neigungen dienen. Der frömmste und erleuchtetste Christ macht sich heute kein Gewisse daraus, Wucher zu treiben, Zinsen und Dividenden einzuziehen, die er nicht verdient hat, denn es ist einmal das anerkannte System: Wer nicht arbeiten will, der treibe Wucher—sonst soll er nicht essen.

Der von kapitalistischen Parteien befürwortete Plan ist der, durch gesetzgeberische Maßregeln den Mißbrauch des Kapitals einzuschränken. Dagegen hat der Sozialismus Folgendes einzuwenden: 1) Man schneidet damit nur die größten Auswüchse fort, läßt aber das eigentliche Übel unberührt. Der Kapitalismus ist an sich ungerecht und die verderblichen Folgen desselben kommen nicht aus der Höhe der Beute, sondern aus dem System der Ausbeutung überhaupt. Ob die Dividenden 6 oder 300 Prozent betragen, darauf kommt es weniger an als vielmehr darauf, daß sie nicht rechtmäßig erworben, daß sie dem eigentlichen Produzenten geraubt sind. 2) Die Regulierung des kapitalistischen Systems durch gesetzgeberische Akte ist eine bare Unmöglichkeit. Dazu gehören zunächst Leute, die den ernstlichen Willen haben, das System

zu regulieren. Aber schon diese sind rar. Die meisten Gesetzgeber sind mehr oder weniger direkt an einer gewissen Industrie interessiert, und so groß darum auch ihr Reformeifer ist, wenn es sich um andere Industriezweige handelt, so merklich fühlt er ab, wenn es an ihren eigenen Hals gehen soll. So wird denn ein Kompromiß geschlossen, bei dem die einzelnen Industrien ganz gut fahren. Aber auch wenn es zu energischen Maßregeln kommt, so ist nicht viel dabei gewonnen. Die Trusts machen sich kein Gewissen daraus, die Gesetze zu umgehen, und die gerichtliche Verfolgung der Trusts verschlingt riesige Summen Geldes. Oft gelingt es nicht, sie zu überführen: das Gesetz ist unvollkommen oder die Anwälte der Trusts sind schlauer als die des Staates. Werden sie wirklich überführt, so zahlen sie eine Geldstrafe und heben dann aufs Neue an, Arbeiter und Publikum auszuplündern, denn es stehen ihnen immer neue Methoden zur Verfügung. Für jedes neue Geschöß wird alsbald eine neue Panzerplatte erfunden.

Otto Sagedorn.

(Fortf. folgt.)



Tod, Begräbnis, Auferstehung und Himmelfahrt Jesu nach den vier Evangelien und der Apostelgeschichte zusammengestellt nebst erklärenden Zwischenbemerkungen.

Und Jesus schrie abermal mit mächtiger Stimme und sprach: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände. Und als er das gesagt, neigte er das Haupt, gab seinen Geist auf und verschied. Und siehe da, der Vorhang im Tempel, zerriß in zwei Stücke von oben an bis unten aus. Und die Erde erbehte, und die Felsen zerrißen, und die Gräber taten sich auf, und standen auf viele Leiber der Heiligen, die da schliefen, und gingen aus den Gräbern nach seiner Auferstehung und kamen in die heilige Stadt und erschienen vielen. Aber der Hauptmann, der dabei stand gegen ihm über, und die bei ihm waren und bewahrten Jesum, da sie sahen das Erdbeben und was da geschah, und sahen, daß er mit solchem Geschrei verschied, erschrafen sie sehr, preiseten Gott und sprachen: Fürwahr, dieser ist ein frommer Mensch gewesen; wahrlich dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen.

Und alles Volk, das dabei war, bei solchem Anblick, da sie

sahen, was da geschah, schlugen sie an ihre Brust und wandten wieder um. Es standen aber alle seine Bekannten von ferne und viele Weiber, die da waren Jesu aus Galiläa nachgefolgt, und sahen das alles, unter welchen war Maria Magdalena und Maria, des kleinen Jacobi und Joses Mutter und Salome, die Mutter der Kinder Zebedäi, welche ihm nachgefolgt, da er in Galiläa war, und hatten ihm gedient, und viele andere, die mit ihm hinauf gen Jerusalem gegangen waren, die von ferne solches schauten.

Die Juden aber, dieweil es der Rüsttag war, daß nicht die Leichname am Kreuze blieben den Sabbath über, denn desselbigen Sabbath's Tag war groß, haten sie Pilatus, daß ihre Beine gebrochen und sie abgenommen würden. Da kamen die Kriegsknechte, und brachen dem ersten die Beine und dem anderen, der mit ihm gekreuziget war. Als sie aber zu Jesu kamen, da sie sahen, daß er schon gestorben war, brachen sie ihm die Beine nicht; sondern der Kriegsknechte einer öffnete seine Seite mit einem Speer, und alsbald ging Blut und Wasser heraus. Und der das gesehen hat, der hat es bezeugt und sein Zeugnis ist wahr; und derselbige weiß, daß er die Wahrheit sagt, auf daß auch ihr glaubet. Denn solches ist geschehen, daß die Schrift erfüllt würde: Ihr sollt ihm kein Bein zerbrechen. Und abermal spricht eine andere Schrift: Sie werden sehen, in welchen sie gestochen haben.

Darnach am Abend, dieweil es der Rüsttag war, welcher ist der Vorabbath, kam ein reicher Mann, mit Namen Joseph, der war von Arimathia, der Stadt der Juden, ein ehrbarer Ratsherr, der war ein guter und frommer Mann, der auch auf das Reich Gottes wartete, der hatte nicht gewilligt in ihren Rat und Handel, welcher auch ein Jünger Jesu war, doch heimlich aus Furcht vor den Juden; der wagte es, und ging hinein zu Pilato und bat um den Leichnam Jesu, daß er ihn möchte abnehmen. Pilatus aber verwunderte sich, daß er schon tot war und rief den Hauptmann und fragte ihn, ob er längst gestorben wäre. Und als er es erkundet von dem Hauptmann, da erlaubte er es und befahl, man sollte ihm den Leichnam geben. Derowegen kam Joseph und kaufte eine Leinwand und nahm den Leichnam Jesu herab und wickelte ihn in die reine Leinwand. Es kam aber auch Nicodemus, der vormals bei der Nacht zu Jesu gekommen war und brachte Myrrhen und Aloe untereinander bei hundert Pfunden. Da nahmen sie den Leichnam Jesu und banden ihn in leinene Tücher mit Spezereien, wie die Juden pflegen zu begraben. Es war aber an der Stätte,

da er gekreuzigt ward, ein Garten, und im Garten ein neu Grab, in welches niemand je gelegt war, das war Josephs eigen Grab, welches er hatte lassen in einen Fels hauen. Dasselbst hin legten sie JEsu um des Rüsttags willen der Juden, dieweil das Grab nahe war, und wälzten einen großen Stein vor die Tür des Grabes und gingen davon. Und es war der Rüsttag und der Sabbath brach an. Es folgten aber die Weiber nach, die mit ihm gekommen waren aus Galiläa und beschauten das Grab und wie sein Leichnam gelegt ward. Sie kehrten aber um und bereiteten Spezereien und Salben, und den Sabbath über waren sie stille nach dem Gesetz. Es waren aber allda (auch) Maria Magdalena und die andere Maria (die war die Schwester der Mutter JEsu, Kleophas Weib, die Mutter Jacobi und Joses), die setzten sich gegen das Grab, und schauten zu, wo er hingelegt ward. Sie hatten sich mit den anderen Weibern verabredet, daß sie zusammen gingen und salbten ihn. Sie waren aber zur Herberge bei Johannes, der schon vorher die Mutter JEsu in seine eigne Wohnung aufgenommen hatte, (Joh. 19, 26, 27); denn sie waren mit einander und der Mutter JEsu durch gemeinsame Liebe zu JEsu in herzlicher Freundschaft verbunden, welches sie dadurch bewiesen hatten, daß Maria Magdalena und die andere Maria und Johannes es gewagt hatten zu der Mutter JEsu unter JEsu Kreuz zu treten (Joh. 19, 25.), während sie vorher und nachdem Johannes die Mutter JEsu fortgeführt hatte, mit den anderen Weibern von ferne gestanden hatten, (Matth. 27, 55. 56; Marc. 15, 40. 41; Luc. 23, 49.). Auch hatte Johannes den Petrus bei sich aufgenommen, der nach seinem tiefen Fall Trost und Teilnahme so nötig hatte; Maria Magdalena findet diese beiden ja sofort beisammen, als sie vom Grabe fortläuft (Joh. 20, 2. 3.)

Des anderen Tages, der da folgt nach dem Rüsttage, kamen die Hohenpriester und Pharisäer sämtlich zu Pilato und sprachen: Herr, wir haben gedacht, daß dieser Verführer sprach, da er noch lebte: Ich will nach dreien Tagen auferstehen. Darum befehl, daß man das Grab bewahre bis an den dritten Tag, auf daß nicht seine Jünger vielleicht kommen und stehlen ihn, und sagen zum Volk: Er ist auferstanden von den Toten; und werde der letzte Betrug ärger, denn der erste. Pilatus sprach zu ihnen: Da habt ihr die Hüter; gehet hin und verwahret, wie ihr wißet. Sie gingen hin und verwahrten das Grab mit Hütern und versiegelten den Stein.

Und da der Sabbath vergangen war, kauften Maria Magdalena, und Maria Jacobi und Salome Spezereien, auf daß sie gingen und salbten ihn. Aber nach dem großen Sabbath, am ersten Tage der Sabbathwoche, frühe, da es noch finster war, gingen Maria Magdalena und die andere Maria und Salome das Grab zu besuchen; (denn sie hatten erfahren, daß das Grab mit Hütern verwahrt war). Und als es hereindämmerte in den ersten Tag der Sabbathwoche, siehe, da geschah ein großes Erdbeben. Denn ein Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu und wälzte den Stein ab von der Thür und setzte sich darauf. Aber seine Gestalt war wie der Blitz und sein Kleid weiß wie Schnee.

Die Hüter aber erschrafen vor Furcht vor ihm und wurden als wären sie tot. Und die Weiber kamen zum Grabe früh, da die Sonne aufging, am ersten Tage der Sabbathwoche, (denn es war weit aus der Stadt bis zum Grabe); und sie sprachen unter einander: Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür? Und sie sahen dahin und wurden gewahr, daß der Stein abgewälzt war; denn er war sehr groß. (Joh. berichtet das Fortgehen der Weiber, als es noch dunkel war; Matth. das Abwälzen des Steines, als es dämmerte; Marc. das Ankommen beim Grabe, als die Sonne aufging.). Und sie gingen hinein in das Grab (ohne einen Engel zu sehen). Da läuft Maria Magdalena und kommt zu Simon Petro und zu dem anderen Jünger, welchen Jesus lieb hatte, und spricht zu ihnen: Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Die andere Maria aber und Salome gingen (nochmals) hinein in das Grab und sahen einen Jüngling zur rechten Hand sitzen, der hatte ein lang weiß Kleid an; und sie entsetzten sich. Aber der Engel antwortete und sprach zu den Weibern: Fürchtet euch nicht, ich weiß, daß ihr Jesum von Nazareth, den Bekreuzigten, suchet. Er ist nicht hier, er ist auferstanden, wie er gesagt hat. Kommet her und sehet die Stätte, da sie ihn hinlegten. Und geht eilend hin und saget es seinen Jüngern und Petro, daß er auferstanden sei von den Toten. Und siehe, er wird vor euch hingehen in Galiläa, da werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat. Siehe ich habe es euch gesagt. Und sie gingen schnell heraus und flohen von dem Grabe, denn es war sie Bittern und Entsetzen angekommen, und sagten niemand nichts, denn sie fürchteten sich. (Nur die andere Maria sagte heimlich ihrem Manne Kleophas, daß sie ein Gesicht der Engel gesehen hätten.)

Es ging aber Petrus und der andere Jünger hinaus und

kamen zum Grabe. Es liefen aber die zweien mit einander; und der andere Jünger lief zuvor, schneller denn Petrus und kam am ersten zum Grabe, bückte sich hinein und sieht die Leinen gelegt, er ging aber nicht hinein. Da kommt Simon Petrus ihm nach und ging hinein in das Grab, und sieht die Leinen gelegt, und das Schweißtuch, das Jesu um das Haupt gebunden war, nicht bei die Leinen gelegt, sondern beiseits eingewickelt an einem besonderen Ort. Da ging auch der andere Jünger hinein, der am ersten zum Grabe kam, und sah und glaubte es. Denn sie wußten die Schrift noch nicht, daß er von den Todten auferstehen mußte. Da gingen die Jünger wieder zusammen nach Hause. Maria aber stand vor dem Grabe und weinte draußen. Als sie nun weinte, bückte sie sich und guckte in das Grab, und sieht zwei Engel in weißen Kleidern sitzen, einen zu den Häupten, und den anderen zu den Füßen, da der Leichnam Jesu hingelegt war. Und dieselbigen sprachen zu ihr: Weib, was weinest du? Sie spricht zu ihnen: Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Und als sie das sagte, wandte sie sich zurück, und sieht Jesum stehen, und weiß nicht, daß es Jesus ist. Spricht Jesus zu ihr: Weib, was weinest du? wen suchest du? Sie meinte, es sei der Gärtner, und spricht zu ihm: Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir, wo hast du ihn hingelegt, so will ich ihn holen. Spricht Jesus zu ihr: Maria! Da wandte sie sich um, und spricht zu ihm auf hebräisch: Rabbuni, das heißt Meister. Spricht Jesus zu ihr: Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. Gehe aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott. Maria Magdalena geht und verkündigt (zu verkündigen) den Jüngern: sie habe den Herrn gesehen, und solches sagte er ihr. Jesus aber, da er auferstanden war frühe am ersten Tage der Sabbathwoche, erschien er am ersten der Maria Magdalena, von welcher er sieben Teufel ausgetrieben hatte. Und sie ging hin und verkündigte es denen, die mit ihm gewesen waren, die da Leid trugen und weinten. Und dieselbigen, da sie hörten, daß er lebte und wäre ihr erschienen, glaubten sie nicht. (Marcus faßt hier kurz zusammen alles, was weiter am Vormittage geschieht und nun folgt.) Denn die Weiber die mit ihm gekommen waren aus Galiläa gingen am ersten Tage der Sabbathwoche in tiefer Morgenfrühe nach dem Grabe zu und trugen die Spezerei, die sie bereitet hatten, und etliche mit ihnen.

(Als Maria Magdalena hinging den Jüngern zu verkündigen, begegnete sie diesen anderen Weibern, die auch gingen Jesum zu suchen, wie verabredet, die da Leid trugen und weinten, aber noch nicht bis zum Grabe gekommen waren, weil es die vielen Weiber lange aufgehalten hatte sich zu sammeln von ihren verschiedenen Herbergen her. Und dieselbigen, da sie von Maria Magdalena hörten, daß er lebte und wäre ihr erschienen, glaubten sie nicht. Auch die andere Maria hatte sich zu ihnen gefunden. Nun gingen sie alle zusammen zum Grabe.) Sie fanden aber den Stein abgewälzt vom Grabe, und gingen hinein und fanden den Leib des Herrn Jesu nicht. Und es geschah, da sie darum bekümmert waren, siehe, da traten bei sie zween Männer mit glänzenden Kleidern. (Denn Gott hatte zu dem ersten Engel noch zwei Engel gesendet, auf daß alle Sache bestände auf zweier oder dreier Zeugen Mund.) Und sie erschrakten und schlugen ihre Angesichter nieder zur Erde. Da sprachen die zu ihnen: Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten? (Ihr habt doch gehört, daß er lebt.) Er ist nicht hier, er ist auferstanden. Gedenket daran, wie er euch sagte, da er noch in Galiläa war und sprach: Des Menschen Sohn muß überantwortet werden in die Hände der Sünder und gekreuzigt werden, und am dritten Tage auferstehen. Und sie gedachten an seine Worte, (und glaubten nun). Und sie gingen eilend zum Grabe hinaus mit Furcht und großer Freude und liefen, daß sie es seinen Jüngern verkündigten. Und da sie gingen, es seinen Jüngern zu verkündigen, siehe, da begegnete ihnen Jesus und sprach: Seid gegrüßet. Und sie traten zu ihm und griffen an seine Füße, und fielen vor ihm nieder (sie beteten ihn an). Da sagt Jesus zu ihnen: Fürchtet euch nicht; gehet hin und verkündiget es meinen Brüdern, daß sie gehen in Galiläa, daselbst werden sie mich sehen. Da sie aber hingingen, siehe da kamen etliche von den Hüttern in die Stadt und verkündigten den Hohenpriestern alles, was geschehen war. Und sie kamen zusammen mit den Ältesten und hielten einen Rat, und gaben den Kriegsknechten Geldes genug und sprachen: Saget, seine Jünger kamen des Nachts und stahlen ihn, dieweil wir schliefen. Und wo es würde auskommen bei dem Landpfleger, wollen wir ihn stillen und schaffen, daß ihr sicher seid. Und sie nahmen das Geld und taten, wie sie gelehrt waren. Solches ist eine gemeine Rede worden bei den Juden bis auf diesen Tag. Und die Weiber gingen und verkündigten das alles den Elfen und den andern allen. Es waren aber Maria Magdalena und Johannes und Maria Ja-

cobi und die übrigen mit ihnen, die solches den Aposteln sagten. Und es dachten sie ihre Worte als eben wären's Märlein und glaubten ihnen nicht. Petrus aber stand auf und lief zum Grabe, (denn er hatte gehört, daß der Engel gesagt hatte: jaget es Petro), und bückte sich hinein und sieht die leinenen Tücher allein liegen und ging nach Hause, und es nahm ihn Wunder, wie es zugehe, (was da geschehen war.) Darnach, da zweien aus ihnen wandelten, offenbarte er sich unter einer anderen Gestalt, da sie aufs Feld gingen. Und dieselbigen gingen auch hin und verkündigten das den anderen; denen glaubten sie auch nicht. (Marcus berichtet hier kurz, was Lukas im Folgenden ausführlich erzählt.) Und siehe zweien aus ihnen gingen an demselbigen Tage in einen Flecken, der war von Jerusalem sechzig Feldweges weit, dessen Name heißt Emmaus, und sie redeten mit einander von allen diesen Geschichten die sich zugetragen hatten. Und es geschah, da sie so redeten und befragten sich unter einander, nahte Jesus zu ihnen und wandelte mit ihnen. Aber ihre Augen wurden gehalten, daß sie ihn nicht kannten. Er aber sprach zu ihnen: Was sind das für Reden, die ihr zwischen euch handelt unterwegs und seid verzweifelt traurig. Da antwortete einer mit Namen Kleophas und sprach zu ihm: Bist du allein unter den Fremdlingen zu Jerusalem, der nicht wisse, was in diesen Tagen darinnen geschehen ist? Und er sprach zu ihnen: Welches? Sie aber sprachen zu ihm: Das von Jesus von Nazareth, welcher war ein Prophet mächtig von Taten und Worten vor Gott und allen Volk, wie ihn unsere Hohenpriester und Obersten überantwortet haben zur Verdammnis des Todes und gekreuzigt. Wir aber hofften, dieser sei es, der Israel erlösen sollte. Und über das alles ist heute der dritte Tag, daß solches geschehen ist; nun aber haben uns auch erschreckt etliche Weiber der Unseren, die sind früh bei dem Grabe gewesen, haben seinen Leib nicht gefunden, kommen und sagen, sie haben ein Gesicht der Engel gesehen, welche sagen, er lebe. Und etliche unter uns gingen hin zum Grabe und fanden's also, wie die Weiber sagten, aber ihn fanden sie nicht. Und er sprach zu ihnen: O ihr Toren und träges Herzen zu glauben alle dem, das die Propheten geredet haben. Mußte nicht Christus solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen? Und fing an von Mose und allen Propheten, und legte ihnen alle Schriften aus, was von ihm gesagt war. Und sie kamen nahe zum Flecken, da sie hingingen, und er stellte sich, als wollte er fürder gehen. Und sie nötigten ihn

und sprachen: Bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt. Und er ging hinein bei ihnen zu bleiben. Und es geschah, da er mit ihnen zu Tische saß, nahm er das Brot, dankte, brach's und gab's ihnen. Da wurden ihre Augen geöffnet und erkannten ihn. Und sie sprachen unter einander: Brannte nicht unser Herz in uns, da er mit uns redete auf dem Wege, als er uns die Schrift öffnete? Und sie standen auf zu derselbigen Stunde, kehrten wieder gen Jerusalem und fanden die Elfe versammelt und die bei ihnen waren, welche sprachen: Der Herr ist wahrhaftig auferstanden und Simon erschienen. Und sie erzählten ihnen, was auf dem Wege geschehen war, und wie er von ihnen erkannt wäre an dem, da er das Brot brach. Und denen glaubten sie auch nicht. Es war aber am Abend jenes ersten Tages der Sabbathwoche, da die Jünger versammelt und die Thüren verschlossen waren aus Furcht vor den Juden.

Da sie aber davon redeten kam Jesus selbst, da sie zu Tische saßen, und stand in der Mitte und sprach zu ihnen: Friede sei mit euch! Sie erschrafen aber und fürchteten sich, meinten, sie sähen einen Geist. Und er sprach zu ihnen: Was seid ihr so bestürzt? Und warum kommen solche Gedanken in euer Herz? Seht meine Hände und Füße: Ich bin's selber; fühlet mich und sehet, denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe. Und da er das sagte, zeigte er ihnen Hände und Füße und seine Seite.

Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen. Da sie aber noch nicht glaubten vor Freuden und sich verwunderten, sprach er zu ihnen: Habt ihr hier etwas zu essen? Und sie legten ihm vor ein Stück vom gebratenen Fisch und Honigseim. Und er nahm's und aß vor ihnen. Und er schalt ihren Unglauben und ihres Herzens Härte, daß sie nicht geglaubt hatten denen, die ihn gesehen hatten auferstanden. Er aber sprach zu ihnen: Das sind meine Reden, die ich zu euch sagte, da ich noch bei euch war. Denn es mußte alles erfüllet werden, was von mir geschrieben ist im Gesetz Moses, in den Propheten und in den Psalmen. Da öffnete er ihnen das Verständnis, daß sie die Schrift verstanden, und sprach zu ihnen: Also ist es geschrieben und also mußte Christus leiden und auferstehen von den Toten am dritten Tage, und predigen lassen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern und anheben zu Jerusalem. Ihr aber seid des alles Zeugen. Und abermal

sprach er zu ihnen: Friede sei mit euch! Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Und da er das sagte, blies er sie an und spricht zu ihnen: Nehmet hin den Heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten. Und sprach zu ihnen: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden. Die Zeichen aber, die da folgen werden denen, die da glauben, sind die: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und so sie etwas Tödtliches trinken, wird's ihnen nichts schaden; auf die Kranken werden sie ihre Hände legen, so wird's besser mit ihnen werden. Und siehe, ich will auf euch senden die Verheißung des Vaters. Ihr aber sollt in der Stadt Jerusalem bleiben bis ihr angetan werdet mit Kraft aus der Höhe.

Thomas aber, der Zwölften einer, der da heißet Zwillig, war nicht bei ihnen, da Jesus kam. Da sagten die andern Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sprach zu ihnen: Es sei denn, daß ich in seinen Händen sehe die Nägelmale und lege meine Finger in die Nägelmale und lege meine Hand in seine Seite, will ich's nicht glauben.

Und über acht Tage waren abermals seine Jünger drinnen, und Thomas mit ihnen. Kommt Jesus, da die Türen verschlossen waren und stand in der Mitte und spricht: Friede sei mit euch! Darauf spricht er zu Thoma: Reiche deinen Finger her und siehe meine Hände, und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig sondern gläubig. Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Spricht Jesus zu ihm: Dieweil du mich gesehen hast, Thoma, so glaubest du; selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

Auch viele andere Zeichen tat Jesus vor seinen Jüngern, die nicht geschrieben sind in diesem Buch; diese aber sind geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei der Christ der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen!

Darnach offenbarte sich Jesus abermal den Jüngern an dem Meere bei Tiberias. Er offenbarte sich aber also. Es waren bei einander Simon Petrus und Thomas, der da heißet Zwillig, und Nathanael von Kana in Galiläa, und die Söhne Zebedäi und andere zween seiner Jünger. Spricht Simon Petrus

zu ihnen: Ich will hin fischen gehen. Sie sprachen zu ihm: So wollen wir auch mit dir gehen. Sie gingen hinaus und traten in das Schiff alsobald, und in derselbigen Nacht fingen sie nichts. Da es aber jetzt Morgen ward, stand Jesus am Ufer; aber die Jünger wußten nicht, daß es Jesus war.

Spricht Jesus zu ihnen: Kinder, habt ihr etwas zu essen? Sie antworteten: Nein. Er aber sprach zu ihnen: Werfet das Netz zur Rechten des Schiffes, so werdet ihr finden. Da warfen sie und konnten nicht mehr ziehen vor der Menge der Fische. Da spricht der Jünger, welchen Jesus lieb hatte, zu Petros: Es ist der Herr. Da Simon Petrus hörte, daß es der Herr war, gürtete er das Hemde um sich, denn er war nackend, und warf sich ins Meer. Die andern Jünger aber kamen auf dem Schiffe, denn sie waren nicht ferne vom Lande, sondern bei zweihundert Ellen, und zogen das Netz mit den Fischen. Als sie nun austraten auf das Land sahen, sie Kohlen gelegt und Fische darauf gelegt, und Brot. Spricht Jesus zu ihnen: Bringet her von den Fischen, die ihr jetzt gefangen habt.

Simon Petrus stieg hinein und zog das Netz auf das Land voll großer Fische, hundertdreiundfünfzig. Und obwohl ihrer so viel waren, zerriß doch das Netz nicht. Spricht Jesus zu ihnen: Kommt und haltet das Mahl. Niemand aber unter den Jüngern wagte ihn zu fragen: Wer bist du? denn sie wußten, daß es der Herr war. Da kommt Jesus und nimmt das Brot und gibt's ihnen, desselbigen gleichen auch den Fisch.

Das ist nun das dritte Mal, daß Jesus offenbart ist seinen Jüngern, nachdem er von den Toten auferstanden ist. Da sie nun das Mahl gehalten hatten, spricht Jesus zu Simon Petros: Simon Johanna, liebst du mich mehr als diese? Er spricht zu ihm: Ja, Herr, du weißest, daß ich dich lieb habe. Spricht er zu ihm: Weide meine Lämmer. Spricht er wiederum zum andern Mal zu ihm: Simon Johanna, liebest du mich? Er spricht zu ihm: Ja, Herr, du weißest, daß ich dich lieb habe. Spricht er zu ihm: Hüte meine Schafe. Spricht er zum dritten Mal zu ihm: Simon Johanna, hast du mich lieb? Petrus ward traurig, daß er zum dritten Mal zu ihm sagte, hast du mich lieb, und sprach zu ihm: Herr, du weißest alle Dinge, du weißest, daß ich dich lieb habe. Spricht Jesus zu ihm: Weide meine Schäflein. Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, da du jünger warest, gürtetest du dich selbst und wandeltest, wo du hin wolltest; wenn du aber

alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürtend und führen, wo du nicht hin willst. Das sagte er aber zu deuten, mit welchem Tode er Gott preisen würde. Da er aber das gesagt, spricht er zu ihm: Folge mir nach. Petrus aber wandte sich um und sieht den Jünger folgen, welchen Jesus lieb hatte, der auch an seiner Brust am Abendessen gelegen war und gesagt hatte: Herr, wer ist's, der dich verrät? Da Petrus diesen sahe, spricht er zu Jesus: Herr, was soll aber dieser? Jesus spricht zu ihm: So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es dich an? Folge du mir nach.

Da ging diese Rede aus unter den Brüdern: Dieser Jünger stirbt nicht. Und Jesus sprach nicht zu ihm: Er stirbt nicht; sondern: So ich will, daß er bleibe bis ich komme, was geht es dich an?

Dies ist der Jünger, der von diesen Dingen zeuget, und hat dies geschrieben, und wir wissen, daß sein Zeugnis wahrhaftig ist. Es sind auch viele andere Dinge, die Jesus getan hat, welche, so sie sollten eins nach dem andern geschrieben werden, achte ich, die Welt würde die Bücher nicht begreifen, die zu beschreiben wären.

Aber die elf Jünger gingen in Galiläa auf einen Berg, dahin Jesus sie beschieden hatte; da ist er gesehen worden von mehr denn fünfhundert Brüdern auf einmal. Und da sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder (beteten ihn an); etliche aber zweifelten. Und Jesus trat zu ihnen, redete mit ihnen und sprach: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, darum gehet hin und machet alle Völker zu meinen Jüngern, indem ihr sie taufet in dem Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und indem ihr sie lehret halten alles, was ich euch aufgetragen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Darnach ist er gesehen worden von Jakobo. Also bis an den Tag, da er aufgenommen ward, nachdem er den Aposteln, welche er erwählet, durch den Heiligen Geist Befehl getan hatte, welchen er sich nach seinem Leiden lebendig erzeiget hatte durch mancherlei Erweisung, ließ er sich unter ihnen sehen 40 Tage lang und redete mit ihnen vom Reiche Gottes. Und als er sie versammelt hatte, befahl er ihnen, daß sie nicht von Jerusalem wichen, sondern warteten auf die Verheißung des Vaters, welche ihr habt gehöret von mir. Denn Johannes hat mit Wasser ge-

tauft, ihr aber sollt mit dem Heiligen Geiste getauft werden nicht lange nach diesen Tagen.

Die aber, so zusammen gekommen waren, fragten ihn und sprachen: Herr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel? Er aber sprach zu ihnen: Es gebühret euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat, sondern ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, welcher auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis ans Ende der Erde.

Er führete sie aber hinaus bis gen Bethania, und hob die Hände auf und segnete sie. Und es geschah, da er sie segnete, nachdem er mit ihnen geredet hatte, schied er von ihnen. Und ward aufgehoben zusehends und fuhr gen Himmel. Und eine Wolke nahm ihn auf vor ihren Augen weg, und er setzte sich zur Rechten Gottes. Und als sie ihm nachsahen gen Himmel fahrend, siehe, da standen bei ihnen zween Männer in weißen Kleidern, welche auch sagten: Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr und sehet gen Himmel? Dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen gen Himmel, wird kommen so, wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren.

Sie aber beteten ihn an, und wandten um gen Jerusalem mit großer Freude von dem Berge, der da heißet der Ölberg, welcher ist nahe bei Jerusalem und liegt einen Sabbather-Weg davon; und kehrten wieder gen Jerusalem. Und als sie hinein kamen, stiegen sie auf den Söller, da denn sich aufhielten Petrus und Johannes und Jakobus und Andreas, Philippus und Thomas, Bartholomäus und Matthäus, Jakobus, Alphäi Sohn, und Simon Zelotes und Judas Jakobi. Diese alle waren stets bei einander einmütig mit Beten und Flehen, samt den Weibern und Maria, der Mutter Jesu, und seinen Brüdern. Es war aber die Schar der Namen zu Hauf bei hundert und zwanzig. Und waren alleweg im Tempel, preißeten und lobten Gott. Sie aber gingen aus (nach der Ausgießung des Heiligen Geistes am Pfingsttage), und predigten an allen Orten, und der Herr wirkte mit ihnen und bekräftigte das Wort durch mitfolgende Zeichen.

Der Weinstock ich,
Die Reben ihr,
Doch müßt ihr an mir bleiben.
Das Leben habt ihr nur von mir,
Hab' euch gepflanzt zu treiben.
Was in euch schafft, ist meine Kraft,
Frucht bringt ihr nur aus meinem Saft.

E. Mayerhoff.

Büchertisch.

LUTHER'S WORKS, edited by John Nicholas Lenker, D. D. Vol. XXII und ein Band, die Briefe Petri und Judä in Luthers Auslegung enthaltend. Es sind das der erste und dritte Band der Kirchenpostille, in welchen die Episteln des Kirchenjahres behandelt werden. Band I vom 1. Advent bis zu Epiphaniien; Band III vom 2. Sonntag nach Ostern bis zu Trinitatis.

Es ist nicht nötig zu wiederholen, welch verdienstliches Werk es sei, Luthers Schriften ins Englische zu übersetzen. Abgesehen davon, daß uns dran liegen muß, daß diese Schriften unter unser englisches Volk kommen, weil in keiner andern menschlichen Schrift das Evangelium in gleich klarer, packender, volkstümlicher Weise geredet wird; so ist es für den, der auf das historische Werden achtet eine Sache, die sich ganz von selbst versteht. In Deutschland geben die Unierten eine Ausgabe von Luthers Werken nach der andern heraus, Historiker beschreiben sein Leben oder einzelne Teile desselben, es werden volkstümliche Schriften eine über die andere über die Reformation verbreitet. Wir stehen immer noch in dem historischen Zuge, der im 19. Jahrhundert dort wehte, und der nach und nach ein Gebiet der Weltgeschichte nach dem andern in das Lichtfeld rückte und das Interesse erweckte, unsere gegenwärtigen Verhältnisse auf ihre letzten Grundlagen zu untersuchen und zu erkennen. Die Amerikaner außerhalb unserer Kreise sind eben daran, sich diese deutsche Arbeit zu eigen zu machen. Und da ist nichts selbstverständlicher, als daß sie sich hinter das Studium Luthers machen. Denn Luther steht am Anfang der neuen Zeit und der neuen Weltanschauung. Und er ist für alles so bedeutend und maßgebend, daß man wohl sagen darf: Wer immer irgend welches geschichtliche Werden seit jener Zeit bis in den letzten Winkel studiren will, verstehen, so daß er über die Berechtigung und Bedeutung im Zusammenhang der Geschichte ein eigenes maßgebendes Urteil haben kann, der muß sich mit Luther auseinandergesetzt haben. Vor allem ist das bei unserer amerikanischen Geschichte der Fall. Und jenachdem man sich mit den letzten Ausläufern von Luthers Denken und Empfinden auseinandergesetzt hat oder nicht, jenachdem ist die Auffassung irgend welches Stückes unserer amerikanischen Geschichte mehr oder weniger oberflächlich und unrichtig oder umgekehrt.

Darum ist die Übersetzung von Luthers Werken ins Englische eine selbstverständliche Sache; und wenn Dr. Lenker es nicht unternommen hätte, dann würde es wahrscheinlich jemand anders getan haben. Dennoch bleibt es eine Tat für den, der die Sache zuerst in Angriff nahm. Nun ist aber nötig, daß die Sache ordentlich gemacht wird—um Luthers willen und um seiner Lehre willen.

In einem Wechselblatte wurde auf verhältnismäßig viel Fehler, die bisher in den ersten Bänden des vorliegenden Werkes vorkamen, aufmerk-

sam gemacht. Das ist ein großer Schade, und dem sollte baldmöglichst abgeholfen werden. Das darf aber Dr. Lenker nicht den Mut nehmen, in seinem Unternehmen fortzufahren. Bei der Gelegenheit ist aber wieder eine interessante Beobachtung zu machen. Die Fehler, die da gemacht wurden, lagen, wenn ich mich auf die oben berührten Ausstellungen recht besinne, alle in einer Richtung. Sie zeigten einen Mangel an Kenntnis des Deutschen, speziell der Sprache Luthers. Man hat, meines Erachtens zur Unzeit und in unrichtiger Weise, eine Lanze für "the English cause," die sonst und an sich durchaus berechtigt ist, gebrochen. Mir scheint, daß "the English cause" ihren Weg selber finden wird. Es wird das wohl niemand so mißverstehen, als wollte ich sagen, wir brauchen uns gar nicht um die Sache zu kümmern. Im Gegenteil, wir sollten uns sehr viel und in rechter Weise darum kümmern und dafür sorgen. Aber hier waren es nicht die, welche von Haus aus deutsch sind und nun die englische Sprache gebrauchten, welche die Fehler machten, sondern die, welche das Englische als Muttersprache beherrschten, aber nicht allemal das Deutsche recht verstanden. Es scheint also aus mancherlei Gründen noch nicht an der Zeit zu sein, das Studium des Deutschen bei Seite zu schieben. Vor allen Dingen hoffen wir, daß der Gebrauch desselben hierzulande nicht aufhört, bis wir eine fehlerlose, mustergiltige Übersetzung Luthers haben. R.

THE LORD'S PRAYER, by William Dallmann. Pittsburg, American Lutheran Publication Board. Eine Sammlung von Predigten über das Vaterunser, auf Wunsch des Präsidenten und des Publication Board der englischen Missionsynode herausgegeben, nachdem sie vor den Gemeinden des Verfassers in Baltimore, New York und Milwaukee gehalten waren.

Diese Predigten sind einmal etwas anderes, als was wir sonst gewohnt sind; und der Rezensent muß deshalb seine Stellung am Schreibtisch besonders zurechtfinden. Daß die Predigten anders sind als die unter uns gewohnten, das bezieht sich natürlich nur auf die Form der Darstellung. Soweit ich davon Kenntnis genommen habe, predigen sie schlicht das Evangelium rein und lauter und zwar in gewandtem Englisch und in packender Weise, so daß die Wahrheit dem amerikanischen Zuhörer nicht nur in der ihm geläufigen Sprache, sondern auch in der ihm eigentümlichen Auffassungs- und Vorstellungsweise nahe tritt.

Die bürgerlichen Verhältnisse unseres Landes, der gesellschaftliche Verkehr, das amerikanische Familien- und Schulleben und vor allen Dingen das Vorherrschen des praktischen Geschäftslebens lassen den, der auf unser Volk einwirken will, die Sache anders anfassen, als es ein Prediger z. B. in Deutschland tun würde. Die Beispiele aus den irdischen Verhältnissen mit welchen man geistliche, himmlische Dinge klarlegen will, sind andere; die Art, wie man auf den Willen einwirkt, ist verschieden; selbst die Argumentation, die sich an den Verstand richtet, hat ihre amerikantische Eigentümlichkeit. Bilder und Vergleiche aus dem europäischen Leben werden mit der Zeit hierzulande nicht mehr verstanden und verlieren dadurch ihren Wert; das Gleichberechtigungsgedühl des Amerikaners und

sein Selbstständigkeitsbewußtsein darf man nicht außer Acht lassen, wenn man ihn zu Entschliefungen bestimmen will; und sein Verstand faßt leichter eine Klarlegung von abstrakten Dingen durch Gleichnisse aus dem praktischen Leben als durch theoretische Auseinandersetzungen. Infolge des hat sich hier nun auch eine Oratorik herausgebildet, nicht nur im bürgerlichen sondern auch im kirchlichen Leben, die anders ist als die streng akademische Weise besonders Deutschlands, und die sich hauptsächlich in einem verhältnismäßig losen Aneinanderreihen von topics kund tut.

Bisher hat sich die deutsch lutherische Predigt vorwiegend an Leute gerichtet, die aus Deutschland kommen, und es war natürlich, daß die von Deutschland überkommene Art, eine Predigt aufzubauen, auch hier ihre Stätte hatte. Weil aber unsere deutschen Gemeinden allmählich in englisch-amerikanisches Wesen übergehen, so ist es an sich berechtigt, daß der Prediger, besonders wenn er englisch predigt, sich der amerikanischen Art in der Form anpaßt, vorausgesetzt, daß er das Evangelium rein und lauter vorträgt.

Dafür sind die vorliegenden Predigten ein Beispiel. Auf der andern Seite ist aber die Frage berechtigt, ob nicht die bisherige deutsch lutherische Art Vorzüge hat, die es wünschenswert machen, daß wir Prediger dazu helfen, sie zum dauernden geistigen Besitz des sich bildenden zukünftigen amerikanischen Volkes zu machen vor allen Dingen um des Evangeliums willen. Ebenso ist nicht zu verkennen, daß der Prediger, der von der in der bisherigen lutherischen Kirche gewohnten Art läßt, gewissen Gefahren ausgesetzt ist. Es ist natürlich, daß die neue Art zu predigen sich bildet an einer Literatur, die nicht spezifisch lutherisch ist, selbst wenn sie sich nicht gerade auf theologischem oder homiletischem Gebiete bewegt. Dann muß der neue lutherische Prediger eine doppelte Arbeit tun. Er muß die Denk- und Ausdrucksformen frei machen von ihrem unlutherischen Inhalt und dann das klare Wasser des göttlichen Wortes hineinsetzen und es so den Zuhörern darbieten. Das ist nicht so leicht und einfach, wie es auf den ersten Blick aussieht. Denn im Geistesleben ist es nicht so wie im Handwerk, daß man eine Schüssel hat, in welche man nach Belieben den einen oder den andern Inhalt gießen kann, sondern die Gedanken, der Inhalt, schaffen sich von selbst die Form, so daß dann die Form schwer vom Inhalt zu trennen ist; und nicht jedem Prediger und noch weniger jedem Zuhörer gelingt es, diese Scheidung reinlich zu besorgen.

Die Dinge, welche ich hier im Auge habe, sind u. a. folgende:

1. Der etwas lose Aufbau, der ganz leise an Feuilletonstil erinnert, läßt das Erzeugen einer klaren, nüchternen Erkenntnis ein wenig zurücktreten und fordert dagegen das Aufnehmen der Heilswahrheiten vorwiegend mit dem Gefühl. Die Sekten können sich damit von ihrem Standpunkt aus mehr oder weniger begnügen, aber für uns Lutheraner ist es eine Lebensfrage, besonders bei dem Übergehen vom Deutschen ins Englische, daß wir unter unserm Volke möglichst weit ein tiefes Lehrverständnis verbreiten. Ich möchte nicht sagen, daß in diesen Predigten das Lehrverständnis zu kurz kommt, aber ich möchte auch nicht die sogenannte amerikanische Form der Komposition empfehlen und glaube, wenn unser

Woll die Weise, welche wir getohnt sind, allgemein aufnimmt, daß es sich in formaler Hinsicht einen bedeutenden geistigen Gewinn sichert, und daß das mit ein Mittel sein wird, die Tiefe des lutherischen Lehrverständnisses zu erhalten und zu verbreiten.

2. Das Hereinziehen der Tagesereignisse unterscheidet unsere bis-herige lutherisch Art von der der Sekten. Bei diesen hängt das wieder damit zusammen, daß sie die Lehre zurücktreten lassen vor dem Dringen auf den Wandel, daß sie einen geschlichen Zug haben, und daß sie besonders politische Dinge mit geistlichen vermischen. Dadurch haben sie auch sensationalism erzeugt. Damit ist nicht gesagt, daß alle Sektenprediger sensationalists sind; aber auch nicht, daß die lutherische Predigt unpraktisch ist. Die letztere, soweit sie im Druck von verschiedenen Autoren vorliegt, nimmt auch auf die umgebenden Verhältnisse Rücksicht. Aber der Ton, die Art ist auffällig verschieden von der bei den Andern. Man kann es auch noch anders machen, aber Vorsicht!

3. Das Herauskehren des Amerikanertums. Unsere gesunde deutsch lutherische Predigtliteratur ist gelegentlich durchaus amerikanisch, aber das ist immer anders als die englisch redenden Sektenprediger empfinden. Bei denen empfindet man oft mehr oder weniger, daß sie leicht Amerikanertum und Christentum vermengen; und dafür hat sich bei ihnen eine besondere Ausdrucksweise gebildet, die, an sich harmlos, doch bei dem englischredenden Amerikaner Vorstellungen erzeugt, welche die klaren, gesund-lutherischen Anschauungen trüben.

4. Einzelne englische und amerikanische Ausdrücke, die an sich richtig, verstanden werden können, aber in der Sektenliteratur einen ganz bestimmten Beigeschmack haben, z. B.: the fatherhood of God, the brotherhood of man. Wir können unsern Gemeindegliedern damit nicht ohne weiteres aufwarten, sondern müssen die falschen unionistischen und kosmopolitischen Vorstellungen, die meistens damit verbunden sind, davon loslösen. Das ist in diesen Predigten geschehen.

5. Das Zitieren von weltlichen Schriftstellern und Redensarten, die einen humoristischen Beigeschmack haben. Man wird das nicht jedesmal aufmunen, aber im allgemeinen entspricht es doch nicht unserer rechten lutherischen Auffassung vom Wesen und der Bedeutung des Gottesdienstes und hängt wieder mit der h-ranguerenden oder unterhaltenden Weise der Sekten, die in das meeting-house gehört, zusammen.

Im übrigen gilt bei diesen Predigten, was schon früher bei anderer derartiger Literatur gesagt wurde: Es freut uns, daß die gesunde lutherische englische Literatur wächst; und bei dieser Gelegenheit möchte ich zugleich die Aufmerksamkeit lenken auf weitere Schriften des Verfassers:

The Ten Commandments; die Traktate: Why I am a Lutheran, Christian Giving, The Real Presence, The Dance, The Theater, Churchgoing, Opinions on Secret Societies, Freemasonry, Odd-Fellowship, Christian Science Unchristian. What Think Ye of Christ, Patrick Hamilton, William Tyndale, Why I believe the Bible, Why the name "Lutheran".

STUDIES IN THE BOOK, New Testament, Vols. I, II, III. By Reverend Franklin Weidner, Professor and Doctor of Theology, Ev. Luth. Augustana Theological Seminary, Rock Island, Ill. Fleming H. Revell Company, Chicago.

Die "Outline Studies", wie sie der Autor nennt, wurden ursprünglich für den Gebrauch in Moody's Bible School of College Students in Northfield, Mass., und für das American Institute of Sacred Literature at Philadelphia, Chautauqua, and Chicago zusammengestellt. Sie nehmen besondere Rücksicht auf die englischen Übersetzungen, Authorized and Revised Version. Sie geben über jedes Buch eine Einleitung in einer eigentümlichen knappen mit der Bezifferung First, Second, Third etc. und mit ausführlicher Stellenangabe versehenen Weise; sie führen dann in derselben Art in das Verständnis der Schrift ein, daß der Schüler veranlaßt wird, selber alles Material aus der Bibel zu sammeln, es zu ordnen und sich einzuprägen. Man könnte hier vielleicht den Wunsch aussprechen, daß die Inhaltsübersichten mehr in der Gestalt einer eng zusammenhängenden, ausführlichen Disposition vorlägen. Sodann sind sie für den, der nach ihnen gearbeitet hat, ein sehr bequemes Hilfsmittel für das Gedächtnis, weil so viel Material in praktischer Übersicht auf geringem Raum zusammengestellt ist. Wenn sie auch nur auf den englischen Text Rücksicht nehmen, so sind sie doch für den Eregeten, der sich mit dem Urtext befaßt, eine gute praktische Anleitung und besonders Pastoren, die nicht Zeit haben, ausführliche exegetische Werke durchzuarbeiten, haben hier einen Ersatz, durch welchen besonders die selbständige Arbeit gefördert wird, ohne daß dadurch das Studium ausführlicherer Werke überflüssig gemacht wird.

Was nun die Lehre betrifft, so sind freilich einige Ausstellungen zu machen, so weit ich Einsicht genommen habe. In Bezug auf die Inspiration steht der Verfasser gegen die „modern gläubige“ Auffassung. Vol. I, page 16 weist er als false view ab: (3) Partial or Essential inspiration, the view so popular at the present day, the watchword of which is "the Bible contains the Word of God". Nachher bei der richtigen Unterscheidung zwischen revelation, inspiration, spiritual illumination definiert er das mittlere: Inspiration is that act of God by which he preserved man from error in proclaiming the will of God by word of mouth, or in committing to writing the original Scriptures. Damit will der Verfasser dem letzten false view,—"mechanical inspiration" entgegenreten, ignoring the human altogether, making the writers but mechanical instruments. Diese mechanische Auffassung führt zur extremen Kritik und damit auf falsche Wege. Deshalb ist es recht, dagegen aufzutreten. Weidners Definition aber tut den entsprechenden Ausdrücken der Schrift: „von Gott eingegeben, getrieben vom Heiligen Geist, Gott redet,“ und den begleitenden Auffassungen: „Schrift kann nicht gebrochen werden,“ u. s. w., nicht genug.

Vol. III. pag. 27, heißt es über die bekannte Stelle Eph. 1, 4: Note how, and when, and with what object, God graciously chose believers in Christ. Distinguish between (1) the purpose of God, (2) his foreknowledge, and (3) the act of predestination. Daß weist über den Text hinaus vielleicht auf die entsprechende Auseinandersetzung zu Röm. 8, 28—30:

Vol. II, pag. 92, v. 29: Whom God from all eternity knew would accept the salvation which is in Christ and abide perseveringly to the end, he predestinated, foreordained unto salvation. v. 30. The decree made from eternity necessarily finds its temporal realization. The purpose, the foreknowledge, and the decree, are to be viewed as pre-temporal, etc. Der englische Verfasser ist dem deutschen gegenüber im Nachteil, weil die englische Übersetzung von *οὐκ ἐπέγνω*, whom he fore-knew, in beiden Übersetzungen nicht den eigentümlichen Sinn des griechischen Wortes wiedergibt wie Luthers „welche er zuvor gesehen hat.“ Er hätte an der Römerstelle eine richtige Erklärung zum foreknowledge geben müssen. Weil er aber in der Lehre nicht recht steht, fügt er nun diese unrichtige foreknowledge-Theorie an der Epheserstelle ein, wo sie ganz und gar nicht in den Zusammenhang des Textes paßt.

Vol. III, pag 30, hat er bei Eph 4, 7—10 die Idee, daß Christus bei der Himmelfahrt die Heiligen des Alten Testaments, die bislang im Hades unter der Gewalt des Todes und des Satans waren, erlöst, so daß seit seiner Himmelfahrt keine Seligen mehr im Hades sind, u. s. w., ein Gedanke, der aus einer unrichtigen Auffassung der betreffenden Petristelle vor allen Dingen einer genauen sprachlichen Untersuchung der Epheserstelle widerspricht.

So wertvoll das Werk inbezug auf seine praktische Anleitung für das Studium der Bibel ist, so kann es doch nur sehr cum judicio ohne Schaden gebraucht werden. R.

Die Theologie der Gegenwart. Was will die „Theologie der Gegenwart?“

Sie will einen zusammenfassenden Ueberblick über die bedeutsamen und charakteristischen literarischen Neuerscheinungen in allen Hauptdisziplinen der Theologie während eines Jahres gewähren. Die wesentlichen Erträge und Fortschritte der neuesten Forschung sollen zu einem Gesamtbild vereinigt, in ansprechender Form dargestellt und prinzipiell beurteilt werden. Nicht farblose, langweilige Referate sind beabsichtigt, sondern Darstellungen, die bei aller Sachlichkeit eine energische und temperamentsvolle Anwendung derjenigen Maßstäbe nicht scheuen, über welche die positive wissenschaftliche Theologie auf Grund ihres Beruhens auf der wunderbaren Offenbarung Gottes in seinem Sohne, wie sie von Schrift, Bekenntnis und Erfahrung bezeugt wird, verfügt, wie auf Grund ihrer gerade dadurch ermöglichten strengwissenschaftlich theologischen Methode und deren Resultate. —

Was will die „Theologie der Gegenwart“ nicht? Sie will kein neues Rezensionunternehmen sein, vielmehr verzichtet sie im Unterschied von jedem Literaturblatt prinzipiell auf vollständige Aufzählung der Neuerscheinungen wie auf die übliche Form der Einzelbeurteilung. Die Mitarbeiter erhalten nicht die ganze Literatur zugesandt und sind darum auch nicht genötigt, sie zu berücksichtigen, sondern sie wählen allein die hervorragenden Publikationen aus, mögen diese nun in umfangreichen Büchern niedergelegt sein oder in Aufssätzen von wenigen Seiten. Das Interesse bei der Beurteilung wird sich nicht auf Einzelheiten richten, auch nicht in erster Linie

auf das, was für den Urteilenden und Beurteilten von Wert ist. Vielmehr soll dem Leser eine kurze Orientierung über das Buch durch die Darstellung seines Hauptinhalts gegeben werden.

Wie und warum ist die „Theologie der Gegenwart“ entstanden? Sie nimmt von neuem in erweiterter und zeitgemäßer Form die von den gleichen Tendenzen getragene periodische oder gelegentliche Berichterstattung über die theologische Literatur in den hauptsächlichsten Zeitschriften der kirchlichen Theologie auf, die in deren Rahmen keine genügende Befriedigung mehr zu finden vermochte. Im gegenwärtigen Augenblick erscheint sie besonders nötig. Denn einmal ist die theologische Produktion augenblicklich dermaßen umfangreich, daß schon der wissenschaftliche Arbeiter fast nur noch sein Spezialgebiet zu verfolgen vermag, der im praktischen Amt stehende Theologe und erst recht der Nichttheologe ratlos der Literaturfülle gegenübersteht und entweder gänzlich auf Orientierung verzichtet oder sie planlos vollzieht. Andererseits ist das Interesse wie an der Religion so auch an der Theologie in stetigem Wachsen. Nicht nur die im praktischen Amt der Kirche und Schule stehenden Theologen, sondern auch ein weiterer Kreis von Nichttheologen hat ein starkes Verlangen nach sachkundiger und knapper Einführung in die theologischen Leistungen unserer Tage. Ihnen allen will die „Theologie der Gegenwart“ dienen.

Auf welche Weise will die „Theologie der Gegenwart“ ihren Zweck erreichen? Sie bringt im Laufe des Jahres Übersichten über alle fünf theologischen Hauptdisziplinen. Ihre Zusammenstellung zu vier Quartalsheften wie ihre Reihenfolge und den Zeitpunkt des Erscheinens innerhalb des einzelnen Quartals behält sich die Verlagsbuchhandlung vor. Das alttestamentliche Gebiet wird von Herrn Professor D. Köberle=Kostock, das neutestamentliche von Herrn Professor D. A. Seeberg=Dorpat, das systematische von Herrn Professor Lic. Grißmacher=Kostock, das kirchenhistorische bis zur Reformation von Herrn Privatdozenten Lic. von Walter=Göttingen, das kirchenhistorische von der Reformation an von Herrn Privatdozenten Lic. Dr. Hunzinger=Leipzig, das praktisch-theologische von Herrn Professor D. Sachße=Bonn bearbeitet werden.

Der Gesamtumfang eines Jahrgangs wird zunächst etwa 12 bis 14 Bogen betragen. Der Abonnementspreis beträgt 3,50 M. Außerdem wird jedes Heft einzeln zu erhöhtem Preise käuflich sein, ebenso wie die 4 zu einem Jahresbände vereinigten Hefte. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme.)

Diese Zeitschrift steht, wie aus einem „zur Abwehr“ von Professor Grißmacher geschriebenen Vorwort und einer von der Verlagsbuchhandlung daran anschließenden Bemerkung zu ersehen ist, in einem Gegensatz zu der „Theol. Rundschau“, die von D. W. Bouffet=Göttingen und Lic. W. Heilmüller=Göttingen herausgegeben wird. Diese, die mit dem Januar 1907 ihren zehnten Jahrgang antrat, erklärt in ihrem Prospekt

als Zweck, „die große Kluft, die sich allmählich zwischen der theologischen Wissenschaft und dem praktischen Amt aufgetan hat, so weit als möglich zu überbrücken. . . . Das Ziel, das wir der ‚Theol. Rundschau‘ gesteckt haben, schließt es aus, daß wir sie in den Dienst einer einzelnen theologischen und kirchlichen Richtung stellen. Wir suchen jetzt und in der Zukunft unsere Mitarbeiter und Freunde überall da, wo mit dem Glauben an die Offenbarung Gottes in Jesu und der Liebe unserer evangelischen Kirche sich Verständnis für ernste wissenschaftliche Arbeit und geschichtlicher Sinn verbinden.“ Deshalb tadelt sie an der „Theologie der Gegenwart,“ daß sie „sich diese Weitherzigkeit und Unbefangtheit nicht aneignen zu wollen scheint.“ Demgegenüber stellt diese ihre Richtung so dar: „Sie will diejenigen Maßstäbe anwenden, über welche die positive wissenschaftliche Theologie auf Grund ihres Beruhens auf der wunderbaren Offenbarung Gottes in seinem Sohne, wie sie von Schrift, Bekenntnis und Erfahrung bezeugt wird, verfügt.“

Die von uns unterstrichenen Worte zeigen, daß die „Theol. d. G.“ auch nicht unsern Standpunkt vertritt. Denn es fehlt, daß sie rund und präzise herausragt, daß die Schrift Gottes Wort ist, und sie hat trotz ihres Ablehnens alles liberalen Unwesens doch die der deutschen Theologie seit Schleiermacher mehr oder weniger eigene Art, Schrift, Bekenntnis Erfahrung auf gleiche Stufe zu stellen. Resultat ist, daß Schrift und Bekenntnis, vor allem aber die Schrift, schlecht dabei wegkommen. „Da wird nun mal nichts anderes draus.“ Wir können es uns da denn auch wieder nicht versagen, im Gedanken an Gottes Wort unser noli tangere zu rufen, wenn wir auch deshalb als nicht in Betracht kommende, rückständige, befangene Leute gelten. Unsere Bekenntnisstellung ergibt es, daß wir das ruhig auf uns nehmen; denn es ist nun einmal nicht unser Ruhm und soll es mit Gottes Hilfe nie werden, daß wir durch menschliche Weisheit hervorstechen; und wo unter uns auch diese nicht zu kurz kommt, da soll es Gottes Gnade bleiben, die wir rühmen; und die menschliche Tüchtigkeit, wo sie sich zeigt, soll in unmittelbarem organischen Zusammenhang bleiben mit Gottes Wort.

Nun möchte ich mich aber für unsere festsitzierten rechtgläubigen amerikanischen lutherischen Lehrer auch einmal des Rühmens bedienen aus zwei Gründen: 1. Die „amerikanische Kirche säuft die deutsche Theologie wie Wasser.“ Bis zum deutsch-französischen Kriege herrschte hierzulande in dieser und noch manch anderer Beziehung das „Knonothingtum.“ Seitdem stürzen sie sich in jeden Strudel deutscher Geistesregung und gehen, des Schwimmens ungewohnt, darin unter. Ich meine, das sind die befangenen Leute. Denn wenn man die landsläufige College- und Universitätsbildung ansieht, dann gehört doch eine stark ausgebildete Mitarbeiter dazu, daß man glaubt, diese Leute könnten im Handumdrehen der deutschen Theologie Herr werden.

2. Bei allem entschiedenen Gegensatz gegen jede Regung die sich gegen unseren Nagapfel, die Heilige Schrift, kehrt, tut's mir doch in der Seele wohl wenn irgendwo in der Welt sich ein Bestreben zeigt, wieder

zu Gottes Wort zurückzukommen, wenn es auch nicht gleich in allen Stücken gelingt. Da mag ich nicht zunächst kalt abweisen, sondern möchte die Anerkennung für jeden Schritt, der vorwärts gemacht wird kund geben.

Deshalb ein Wort zur Verständigung über die vermeintliche Befangenheit unserer rechtgläubigen amerikanischen Lehrer. Diese sind nun schon seit zwei Menschenaltern im engen Geisteszusammenhang mit deutscher Literatur, Geschichte und Theologie; sie haben den Vortheil, nicht in den lokalen Verhältnissen zu stehen, welche in Deutschland eben auch wie die entsprechende Theologie das Resultat von tausend verschiedenen sich kreuzenden Ursachen sind; sie stehen hier viel mehr in unmittelbarer Beziehung zum praktischen Amte als drüben. Sollte da der Gedanke nicht der Erwägung wert sein, daß unsere Leute doch wohl der Sache unbefangener gegenüberstehen als die deutschen Univerſitäts-theologen? Und sollte es nicht wohl möglich sein, daß man hier auch deutsche und allgemeine Kirchengeschichte studieren und zu einem maßgebenden Urtheil kommen könnte, das bei uns eben dahin geht, daß die ganze deutsche Theologie eben doch ein Kind oder eine Anzahl von Kindern ist, die nicht Luther, sondern Schleiermacher zum Vater haben und selbst, wo sie zu Luther zurückwollen, doch die Schleiermacherei nicht verleugnen können.

In diesem anerkennenden aber reservierten Sinne folgt nun eine Ankündigung des Inhalts des ersten Heftes der genannten Zeitschrift. Es ist nicht jedes Pastors Aufgabe, sich mit diesen Sachen zu beschäftigen. Viele haben nicht die Zeit dazu, bei vielen weisen Anlagen, Begabung, u. s. w., in andere Richtung. Dennoch muß es unter uns auch immer Leute geben, die den überseeischen theologischen Gruppen an der Seite bleiben; und dazu dient die angezeigte Schrift als gutes Orientierungsmittel.

In dem vorliegenden Hefte giebt D. Köberle eine Übersicht über den gegenwärtigen Stand der alttestamentlichen Theologie. Er läßt da drei Gruppen: Die sogenannte Wellhausen'sche Schule, die von Hugo Wiedeler geführte, „panorientalische„ Gruppe und die sogenannte positive Richtung Revue passieren. Bei der ersten werden Wellhausens „Die israelitisch-jüdische Religion.,“ Duhm's „Das Buch Habakuk.,“ Marti's „Die Religion des Alten Testaments unter den Religionen des vorderen Orients.,“ Buddes „Geschichte der althebräischen Literatur.,“ Dachs's „Textkritische Bedenken gegen den Ausgangspunkt der heutigen Pentateuchkritik.,“ Löhrs „Sozialismus und Individualismus im Alten Testament.,“ Dibelius' „Die Lade Jehovas“ genannt und besprochen. Resultat: Nichts Neues, fast nur Reproduktion der Gedanken der Meister. Besondere Merkmale im Unterschiede von den Panorientalisten: Altes Testament ist selbst die Quelle. Religionsgeschichtliche Voraussetzungen: Jeder höhern Religionsstufe geht eine Periode animistischer Religion voran, das Bedeutsame in der Geschichte ist das Eigentümliche, in Israel die religiöse Persönlichkeit, die Propheten. Durch deren Tätigkeit ist Gott selbst „gewachsen,“ und sie haben den ethischen Monotheismus geschaffen.

Die Windler'sche Gruppe hat folgende Gedanken: Die alttestamentlichen Schriften sind die religiöse Literatur der Judenſekte. Das alte

Israel und Juda waren heidnisch und sind untergegangen. Nur die religiöse Sekte, die sich Judentum nannte und die ihre Ideen von dem alten babylonischen Mondkultus her hat und mit den monotheistischen Kreisen Babylons in Verbindung steht, ist übrig geblieben. Von dieser kommt das Alte Testament. Dessen Weltanschauung wurzelt in der Gestirnsreligion. Daher die Mythen. Danach bildet sich auch die Geschichtserzählung, die ethnologisch-politische Dinge mit religiösen vermengt. So muß also die alttestamentliche Geschichtserzählung aus dem Ganzen der altorientalischen Kultur verstanden werden.

Die Schriften, welche diese Gedanken enthalten, sind: W i n d l e r, Die Weltanschauung des alten Orients, der alte Orient und die Bibel, Altorientalische Geschichtsauffassung, Religionsgeschichtliches und geschichtlicher Orient, Altorientalische Forschungen; A u g. W ü n s c h e, Die Sagen vom Lebensbaum und Lebenswasser, Schöpfung und Sündenfall des ersten Menschenpaares im jüdischen und moslemischen Sagenkreise; W. E r b t, Die Hebräer; W. B a e n t s c h, Altorientalischer und israelitischer Monotheismus; A. J e r e m i a s, Das Alte Testament im Lichte des alten Orients. S. S c h m i d t, Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments.

Der positiven Richtung fehlt der Zusammenhang. Die einen gehen weit mit der Kritik in literarischer Hinsicht zusammen, lehnen nur die religionsgeschichtlichen Folgerungen ab. Die anderen verbinden den Offenbarungsglauben mit folgerichtigem religionsgeschichtlichem Evolutionismus. Wieder andere hängen mit den Panorientalisten zusammen, und schließlich sind noch solche da, deren Voraussetzungen gar nicht einmal aus ihrer eigenen Darstellung klar liegen.

Hier sind zu nennen: D e t t l i, Biblische Zeit- und Streitfragen, Die Autorität des A. T. für den Christen; J. K. G a s s e r, Das A. T. und die Kritik; K ö b e r l e, Zum Kampfe um das A. T.; J. B e n n e w i k, Die Sünde im alten Israel; O. P r i s c h, Das nordhebräische Sagenbuch, die Elohimquelle überseht und untersucht; A. A l o s t e r m a n n, Der Pentateuch, Beiträge zu seinem Verständnis und seiner Entstehungsgeschichte; S. S t r a c k, Einleitung in das A. T.; W. S. G r e e n, Allgemeine Einleitung in das A. T.; G. S ö l j e r, Kanonisch und Apokryph; W. M ö l l e r, Die messianische Erwartung der vorexilischen Propheten; O. K l u g e, Die Idee des Priestertums in Israel-Juda und im Urchristentum; A. R a m s a y, Studies in Jeremiah.

Endlich werden noch besprochen zwei bedeutende Werke: K e t t e l s Biblia hebraica und der 1. Band der Cambridge LXX, The Old Testament in Greek, ed. by Allen England Brooke and Norman McLean: Vol. I Octateuch, part I. Genesis.

Zum Schluß werden aus der Literatur über das nachkanonische Judentum noch zwei Werke besprochen: W. B o u s s e t, Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter, und E. K ö n i g, Prophetenideal, Judentum, Christentum. A.

Kommentar über den Brief Pauli an die Römer. Von D. G. Stöckhardt, Prof. am Concordia Seminar zu St. Louis. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 1907.

Es ist nicht das erste exegetische Werk, das der Verfasser herausgibt. Der Kommentar über den ersten Teil des Jesaias ist schon vor Jahren herausgegeben.

Dieses ist das vollständigste und umfangreichste. Und weil es dazu die Hauptschrift der Bibel, den Römerbrief, nach allen Seiten, sprachlich, historisch, erbaulich, betrachtet, so ist es in gewissem Sinne epochemachend. Es ist die reifste Arbeit der amerikanisch-lutherischen Kirche.

Ich habe das Werk noch nicht durchgearbeitet. Weil aber die Quartausgabe sofort auf dasselbe aufmerksam machen wollte, so gründet sich das, was im Folgenden steht, auf das Durchlesen von einigen zusammenhängenden Hauptabschnitten der Schrift. Stöckhardts Weise mit der Auslegung der Bibel umzugehen, ist aus seinen Artikeln in „Lehre und Wehre“ während der letzten fünf und zwanzig Jahre und auch aus seinen mündlichen Auseinandersetzungen, besonders in den jüngsten öffentlichen Disputationen, wohl ziemlich allgemein bekannt. Hier gilt es nun, diese Art einmal zu analysieren, um die rechte Würdigung derselben öffentlich auszusprechen und hier und da auch zum Bewußtsein zu bringen. Wir haben also ein wissenschaftliches Interesse. Wenn dabei ein Wort mit unterläuft, das vielleicht als tendenziös ausgelegt werden mag, so lehne ich zwar diese Auffassung ab, gestehe aber von vornherein zu, daß solche Aussprüche geschieht with a will.

1. Der Verfasser nimmt rückhaltslos den ganzen Kanon an als Gottes Wort. Das macht uns, die wir auf demselben Boden stehen, das Studium der Arbeit leichter und angenehmer, als wenn wir die exegetischen Arbeiten anderer Art vor uns haben. Nicht etwa deswegen, weil hier nur immer gesagt werde, was wir schon von vornherein glauben, und deshalb nicht gründlicher Nachweis nötig wäre. Die exegetischen Arbeiten der anderen Theologie sind nicht einfach bei Seite zu schieben. Sie leisten viel und Tüchtiges in der Bearbeitung der Sprache; sie regen auch durch ihre historischen, dogmengeschichtlichen, philologischen Entwicklungen mancherlei nicht wertlose Gedankenreihen an; aber über dem Ganzen liegt ein solcher Hauch von Zweifel und Ungewißheit, entweder so, daß der Schreiber selbst zu keinem richtigen Resultat kommt, oder aber so, daß er als gewiß auf allerlei Hypothesen fußt, von denen wir, die wir doch mit diesen Dingen auch nicht ganz unbekannt sind, wissen, daß sie eben nicht festgelegt sind. Das zwingt immer wieder, daß man mitten in das Lesen dieser Schriften hinein hundert verschiedene Untersuchungen anstellen muß, um dem Autor auf die Finger zu sehen und sich nicht von ihm hinters Licht führen zu lassen. Das ist ärgerlich und zuweilen unerträglich und verdirbt oft die Freude beim Studieren. Da kann auch nicht von Erbauung die Rede sein; und viele Kommentatoren haben auch die Selbstkritik, daß sie darauf gar nicht hinwirken wollen.

Hier haben wir die schlichte lutherische Art, die mit der ruhigen We-

herrschung aller modern-menschlichen Hilfsmittel einfach aus der Schrift heraus zeigt, was Gott geredet und wie er es gemeint hat.

2. Dabei kommt des Verfassers „Inspirationstheorie“ zur Geltung. Es wird uns oft vorgeworfen, wir hätten eine mechanische Auffassung von der Eingebung des Heiligen Geistes, oder wir lehrten eine mechanische Inspiration, daß nämlich die Seelentätigkeit der heiligen Schreiber dabei gar nicht in Betracht käme. Der Vorwurf ist unberechtigt.

In den paar Abschnitten, die ich gelesen, findet sich, daß Stöckhardt nicht so hölzern von der Sache denkt. Ohne speziell von der Inspiration zu handeln, redet der Ausleger von dem Schreiben des Apostels, von der Veranlassung, von der Absicht, dem Ziele, der inneren seelischen Beteiligung, von dem inneren organischen Zusammenhang der Gedanken, des Ausdrucks, der Darstellung Pauli mit seinen Lebenserfahrungen so, daß man sieht, Paulus ist in bezug auf den menschlich-geistigen Apparat, den der Heilige Geist hier in seinen Dienst nimmt, ein Mensch wie andere Menschen auch. Dabei bleibt bestehen, was die Schrift bezeugt, daß der Geist Gottes ihm jedes Wort eingegeben hat; nicht so, daß er nur, wo das Menschliche nicht ausreichte, mit göttlicher Offenbarung oder mit unfehlbarer assistentia nachhalf, sondern so, daß jedes Wort so, wie es dasteht, Gottes unfehlbares Wort ist. Daraus folgt gar nicht, daß Paulus eine hölzerne Pfeife gewesen sein müsse, schon aus dem einfachen Grunde, daß diese von der Schrift bezeugte Tätigkeit ein Wunder der Offenbarung ist. Aber weil die Schrift doch auch das Schreiben der Apostel und Propheten wieder in unmittelbarem Zusammenhang mit ihrem ganzen menschlichen Denken und Sein darstellt, so ist es recht, wenn der Ausleger darauf Bezug nimmt.

Wir ist es nicht unwichtig, das einmal hier gegenüber den gegenteiligen unberechtigten Angriffen auszusprechen.

3. Ein drittes Charakteristikum dieser Auslegung ist eine gewisse Kühnheit der Auffassung. In der sogenannten positiven Theologie herrscht oft eine Zaghastigkeit vor Auffassungen, die einen extremen Eindruck machen könnten. Wenn man sich nicht geniert, die einfachsten Schriftwahrheiten zu leugnen, im Falle daß sie gegen die sogenannte Wissenschaft angehen, ist man auf der anderen Seite auch wieder ängstlich, den einen oder anderen Auspruch der Schrift stehen zu lassen, weil eine andere Schriftwahrheit dadurch berührt werden könnte. Dadurch gewinnt die Auslegung eine gewisse Farblosigkeit und macht den Eindruck der Leisterei. Es mutet an, als ob man Gott rechtfertigen und seiner unbedingten Ausdrucksweise auf die Sprünge helfen wollte.

Hier gilt das Wort so, wie es da steht, und dem Eryeten liegt nur daran, den Sinn herauszustellen. Jeder Leser unserer Zeit weiß sogleich, daß sich das zunächst auf die Auslegung der Gnadenwahlstellen, Kap. 8, 28—39 und Kap. 9—11 bezieht. Es findet sich aber auch sonst z. B. in der Auslegung von 8, 18—22, da von der Befreiung der schmerzenden Kreatur die Rede ist, oder Kap. 12, 6 bei der Analogiestelle. Solche Auslegung ist das Resultat fortwährender Beschäftigung mit der Schrift, da der Eryet überall in dem Worte zu Hause ist, ein feines Ohr für die Darstellungs-

weise bekommen hat und ganz in dem Vorstellungskreise der Bibel lebt. Der Neuling wäre in diesem Falle furchtsam und würde gerade dadurch der Schrift nicht genug tun. Das ist auch recht, daß man sich fürchtet. Wieserum soll man aber auch lernen, einem bewährten Lehrer in die großen Offenbarungen der Schrift nachzufolgen, wie wir es z. B. gern bei Luther tun. Selbstverständlich nicht, daß man das unverdaut wiederkaut, sondern daß man die Nachweise versteht und sich zu Fleisch und Blut werden läßt.

4. Der vorliegende Kommentar hat nicht den umständlichen Apparat von sprachlichen, lexikalischen, grammatischen Auseinandersetzungen, wie man ihn sonst findet. Das haben mir verschiedene Pastoren unserer Synode, die sich gleich beim Erscheinen des Werkes mit Begier in das Studium desselben geworfen und ihre herzliche Anerkennung über dasselbe ausgesprochen haben, mit einem leisen Bedauern ausgesprochen. Ich hatte da noch nicht Einsicht in die Arbeit nehmen können. Deshalb will ich hier darüber meine Meinung sagen. Man kann aus zwei verschiedenen Gründen diesen Apparat weglassen, entweder weil man damit nicht umgehen kann oder wenigstens nicht gewohnt ist, damit zu operieren, sondern lieber mit der Analogie arbeitet; oder aber, weil man den Apparat und sein Verständnis als etwas selbstverständliches voraussetzt. Und ebenso kann man aus zwei verschiedenen Gründen den Apparat anbringen, entweder weil man alles Gewicht darauf legt — das ist unter Umständen nicht unrecht — oder aber, weil man noch ein Neuling ist und deshalb mit dem Handwerk bei der Exegese noch etwas mehr Umstände machen muß, als der Meister, der damit schnell fertig ist. Das letztere, ich meine das Umständemachen, ist bei uns Jüngeren der Fall.

Stöckhardt schafft aus dem Vollen heraus. Er bleibt nie den Nachweis schuldig. Aber er macht nicht Umstände. Mit einem sicheren Hieb haut er die Eke vom Stein weg und dann ist die gewünschte Kontour da, besser, als wenn der Schüler lange daran herumgemeißelt hätte.

Mit e i n e m Pinselstrich setzt er ein Licht auf, das gleich das ganze Bild erhellt. Das hört sich manchmal im ersten Augenblick so an wie sic volo, sic jubeo, u. s. w.; aber so weit ich Einsicht genommen habe, ergiebt ein sorgfältiges sprachliches Untersuchen, daß der Nachweis oder die Behauptung begründet ist.

Das hat nach meiner Meinung einen doppelten Vorteil. Es fördert die selbständige Arbeit solcher Leute, wie die, die mich wegen der Sache interpelliert haben, die der Sache auf den Grund gehen. Man kann sich ja die entsprechenden Dinge aus dem Lexikon oder der Grammatik gelegentlich zusammensuchen. Ich muß sagen, mir sind in den exegetischen Werken diese ausgedehnten Untersuchungen oder diese knappen, in den Text eingefügten Anmerkungen und Zitate oft lästig gewesen. In beiden Fällen sieht man oft den Wald vor lauter Bäumen nicht. Der andere Vorteil besteht in einer Eigentümlichkeit des Kommentars, die ich als Fünftes bezeichnen will.

5. Stöckhardts Werk ist bei aller schweren Rüstung erbaulich geschrieben. Ueberall kommt's dem Verfasser auf die Sachen an, die Paulus

verkündet. Die großen Taten Gottes und was Paulus darüber sagt, will er klarlegen. Alles Andere ist Beiwerk und muß sich als solches mit entsprechender Behandlung und Stellung begnügen. Dagegen die Dinge selbst werden zwar auch kurz, wie es hier sein muß, aber doch mit der Darstellungsfülle, die man aus Stöckhardts Predigten kennt, und mit gläubiger Wärme ausgemalt, so daß hier etwas vorliegt, was mir bei anderen Kommentaren fehlt. Meher ist kühl in seinen sprachlichen Ausführungen, Garleb hat eine Masse gelehrten Materials, Hofmann brilliert als Meister der sprachlich-historischen Behandlung, Philippi ist zu sehr Dogmatiker. Alle haben auch den Zug, daß man ihnen die Freude an den Sachen abmerkt, und wissen Dem entsprechenden Ausdruck zu geben, aber die oben angegebenen Züge stehen hervor. Nach den Zitaten im vorliegenden Werke zu schließen, hat vielleicht Godet, den ich sonst nicht kenne, am meisten von dieser Art. Diese Zitate, die auch besonders Luther einführen, erhöhen noch den angegebenen Charakter der Schrift.

Deshalb ist sie auch wieder leicht zu lesen. Der ganze große Kommentar handelt, wie der Brief Pauli selbst, von den großen Taten Gottes. Die Auslegung ist eine weitere Entfaltung derselben zunächst unmittelbar aus dem Text heraus mit Zuhilfenahme dessen, was sonst in der Schrift gesagt ist. Das alles steht da in fließender Auseinandersetzung, so daß man selbst bei den sprachlichen, historischen, kritischen Bemerkungen den Eindruck hat, sie gehören mit in den göttlichen Heilsplan oder seine sprachliche Darstellung hinein.

6. Deshalb ist die äußere Ausstattung auch angenehmer, als bei den meisten anderen Kommentaren. Die deutschen Werke sind inbezug auf die Unordnung des Drucks durch das Zusammendrängen des Materials oft schwer zu lesen. Fast auf keiner Seite kann man beim einfachen Vorwärtslesen im Zusammenhang bleiben. Das fällt hier fort, und doch braucht man auch nicht das eine oder das andere aus Fußnoten nachzuholen. Ein Mangel liegt vor. Es hätten Kapitel und Verse auf jeder Seite oben über dem Texte angegeben werden sollen. Die sonstige Ausstattung, Papier, Druck, Einband, ist, wie man das bei dem Concordia Verlag nicht anders kennt, gut. Auf den ästhetischen Sinn derer, die die Bücher kaufen, könnte gelegentlich etwas mehr Rücksicht genommen werden. Die St. Louiser Einbände dieser und ähnlicher Werke sind, soweit ich es kenne, alle über einen Leisten geschlagen. Etwas Abwechslung, in der Farbe wenigstens, würde den Bibliotheken, die vorwiegend daraus bestehen, einen etwas freundlicheren Anstrich gewähren. Das ist etwas sehr Nebensächliches, aber für den, der seinen Bücherstich Lieb hat, doch angenehm, wenn er es haben kann.

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev. Luth. Synode von
Wisconsin, Minnesota, Michigan u. a. St.

Jahrgang 4.

Oktober 1907.

No. 4

Zeitgemäße Predigtweise.

(Eine Konferenzarbeit.)

Wenn es wahr ist, was die Apologie im 24. Artikel sagt: „Es ist kein Ding, das die Leute mehr bei der Kirchen behält denn die gute Predigt.“ so bestünde die Hauptarbeit eines Predigers darin, möglichst gute Predigten zu halten. Möglichst gute, sowohl hinsichtlich des Inhalts als der Form. Nun gehen ja die Ansichten darüber, was nach beiden Beziehungen eine gute Predigt bilde, weit auseinander. Aber darin werden doch alle übereinstimmen: Soll unser Predigen erfolgreich sein, so ist die Hauptbedingung dazu dies, daß es zeitgemäß sei.

„Zeitgemäß“ — das ist heutzutage ein besonders viel gebrauchtes — nur zu oft auch mißbrauchtes — Wort. Was soll nicht alles zeitgemäß sein? Nicht nur für die Kleidung, die Umgangsformen, nicht nur in bezug auf unsere Ansichten in Kunst und Wissenschaft, in Politik und Handel fordert man Zeitgemäßheit, selbst auf das Gebiet der Moral und Religion überträgt man diese Forderung. Da behauptet man denn öffentlich und sonderlich, daß so viele Predigten den Ansprüchen der Zeit nicht genügend Rechnung trügen: man klagt, daß die Prediger selbst den Geist der Zeit nicht begreifen könnten oder wollten. Und hierin sucht man die Erklärung der Tatsache, daß unsere Predigten so wenig Erfolg aufzuweisen haben. Und recht verstanden liegt diesen Forderungen wohl ein Stück Wahrheit zu grunde. Denn davon abgesehen, daß Gott allein es ist, der durchs Wort an den Herzen etwas ausrichtet, so läßt sich allerdings nicht leugnen, daß wir mit unserer Predigt mehr erreichen würden als geschieht, wenn dieselbe stets auf die jeweiligen wahren Bedürfnisse der Zuhörer in rechter Weise Bedacht hätte. Eine Predigt die unter gewissen Verhältnissen und Umständen sich als höchst wirkungsvoll und segensreich erwies, kann unter veränderten Umständen, eben weil sie diesen nicht Rechnung

trägt, fast völlig wirkungslos an den Zuhörern vorüberausgehen. Wollen wir, so viel an uns ist, unsern Zweck, die wahre Erbauung der Gemeinde, möglichst erreichen, so dürfen wir nie aus dem Auge verlieren: unsere Predigt muß zeitgemäß sein.

Was dazu gehöre, damit sie eine solche sei und werde, möchten nachfolgende Ausführungen mehr andeuten denn erschöpfend darlegen.

Wenn wir fragen, was ist unter zeitgemäßer Predigt zu verstehen, so hat die Antwort beides, Inhalt und Form zu berücksichtigen.

Was zunächst den Inhalt zeitgemäßer Predigt anlangt, so dürfte es hier angebracht sein, vor Allem die unberechtigten, ja schändlichen und gottlosen Forderungen welche unsere Zeit gerade nach dieser Richtung hin vielfach an uns stellt, mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen. Was heutzutage nämlich die große Menge meint, wenn sie von uns zeitgemäßes Predigen verlangt, ist kurz gesagt dieses: „Wir sollen die veralteten Dogmen, welche doch kein vernünftiger Mensch mehr glaube, beiseite lassen; die Wahrheiten der Bibel ihrer mythischen, nationalen und sonstigen Umhüllung entkleiden; der fortgeschrittenen Bildung und Aufklärung unserer Tage Rechnung tragen und von den Versuchen abstehen, den sittlichen und religiösen Standpunkt unseres Zeitalters auf den überwundenen Standpunkt früherer Jahrhunderte zurückzuschrauben.“ Das etwa ist die Redeweise, deren man sich bedient, wenn man uns seine Forderungen bezüglich unseres Predigens vorträgt. Auf gut Deutsch also: Wir sollen unsere Predigt dem herrschenden Unglauben und Fleischedienst anbequemen, sollen den Leuten anstatt der göttlichen, ihnen aber anstößigen Schrifwahrheiten eine leichte Moral oder wonach ihnen sonst die Ohren jucken, predigen. Und, Gott sei's geklagt, wenn man die Predigtankündigungen in der Zeitung liest und die Kirchen, zumal der Sekten, besucht, wie findet man, daß doch so gar viele sich christlich nennende Prediger dem Geschmack der Zeit huldigen. Über was für Gegenstände wird nicht von solchen Kanzeln gepredigt! Künste und Wissenschaften, Politik und Temperenz behandelt man eingehend. Und wenn man schandehalber auch mal einen Bibeltext auslegen muß, so entleert man das Gotteswort seines wirklichen, lebenspendenden Inhalts und substituiert dafür eigne Weisheit und eine leichte Tugendlehre. Heilige Pflicht und Aufgabe eines evangelischen Predigers ist's ja.

Gottes Wort lauter und unverstümmelt den Zuhörern zum Heile zu verkündigen. Grobe Pflichtvergessenheit wäre es demnach, unsere Predigt den Forderungen der glaublosen, gottentfremdeten Menge anzubequemen. Dieser zu Gefallen die Lehren göttlichen Wortes verschweigen, verhüllen oder umdeuten, wäre ein tatsächliches Verzichten auf das Amt eines evangelischen Predigers. „Predige ich denn jetzt Menschen oder Gott zum Dienst? oder gedenke ich Menschen gefällig zu sein? Wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht,“ spricht Paulus (Gal. 1 10). Und weit davon entfernt, durch solche falsche Friedensliebe Gottes Beifall zu erwerben, zieht man sich vielmehr den Fluch zu, den er durch Jeremias solchen droht, die da predigen: „Friede, Friede, und ist doch kein Friede.“ (Jer. 6, 14 f.) Zu dem allen kommt aber noch hinzu, daß man tatsächlich durch Nachgiebigkeit obiger Art auch nicht im Entferntesten sein Ziel, die Erbauung der Gemeinde, die Gewinnung von Seelen für Christum und die Seligkeit, erreicht. Es ist eitel verlorene Mühe und Arbeit (Jer. 23 31). Mag also der Zeitgeist drängen, wie er will, wir können seinen Forderungen nicht nachgeben. Wer ihnen nachgeben wollte, würde dennoch niemals wahrhaft zeitgemäß predigen.

Nur das ist recht zeitgemäß, was den wahren Bedürfnissen der Zeit entspricht. Jenes dagegen, wonach die große Menge schreit, was der sogenannte Zeitgeist mit Ungestüm von uns fordert, ist kaum jemals was der Zeit not tut. Darum gilt's vor allem, der Mahnung Christi gemäß offenen Auges die Zeit zu prüfen, ihre Schäden erkennen und für dieselben Heilung suchen. Nur so werden wir ersprießlich und mit Segen unser Werk an den uns anvertrauten Seelen ausrichten. Und weil die Negation, der Kritizismus, der Zweifel, der Unglaube, der wüste Tanz um das goldene Kalb die Signatur unserer Zeit bilden, so müssen wir es als unsere Hauptaufgabe ansehen, gerade diesen verderblichen Richtungen mit allem Ernste beharrlich entgegenzutreten. Und je mehr unsere Zeit es fordert, „die überlebten Glaubenssätze und einen veralteten Idealismus in die Rumpelkammer zu verweisen,“ desto nachdrücklicher gilt's, unentwegt von Dem Zeugnis abzulegen, der heute wie ehemals den Weltweisen eine Torheit, den Selbstgerechten ein Argernis und den Sklaven Mammons und der Lust ein Abscheu ist: Christus, göttliche Weisheit und göttliche Kraft (1. Kor. 1,

24; 2. 6 f.). Dem Zeitgeiste nachgeben wäre für einen Prediger ein Verbrechen, Schweigen wäre Fahrenflucht. Dagegen hat auch heute entschiedenes Zeugnis — und nur dieses — Aussicht auf bleibenden, wahren Erfolg. In hoc signo vinces! heißt's hier noch immer.

Wer darum zeitgemäß predigen will, der hat die ganze Heilslehre, und diese mit aller Entschiedenheit und Klarheit, zu predigen. Er darf sich durch nichts bestimmen lassen irgendwelche Punkte, die heute besonders anstößig sind, zu verschweigen, sondern muß ihnen nach Zeitbedürfnis und Text gerecht werden. Ein Prediger, der einige Zeit an einer Gemeinde gestanden hat, muß mit Paulo sprechen können: „Darum zeuge ich euch, . . . daß ich rein bin von aller Blut; denn ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündigt hätte alle den Rat Gottes.“ (Apostg. 20, 26. 27.) Das ist unsere Pflicht und der Gemeinde Recht: den ganzen Heilsrat, unverfälscht und unverstümmelt, hat sie von uns zu fordern.

Und not tut's wahrlich, daß wir dieser Pflicht fleißig nachkommen. Denn die Unwissenheit in geistlichen Dingen ist unter Gebildeten und Ungebildeten erschrecklich und unglaublich groß. Selbst die einfachsten Katechismuslehren sind unter dem Volk — hohem wie niederem — vielfach in Vergessenheit geraten. Es ist schier wieder dahin gekommen, wie Luther es bei seiner Kirchenvisitation fand: „daß der gemeine Mann doch so gar nichts weiß von der christlichen Lehre, und leider viel Pfarrherren fast ungeschickt und untüchtig sind zu lehren, und sollten doch alle Christen heißen, getauft sein und der heiligen Sakramente genießen, können weder Vater Unser noch den Glauben oder Zehn Gebote; leben dahin wie Säue, und nun das Evangelium kommen ist, dennoch sein gelernet haben, aller Freiheit meisterlich zu mißbrauchen.“ (Vorrede zum kleinen Katechismus.) Unter ähnlichen Verhältnissen muß es denn gerade auch in unserer Zeit unsere Aufgabe sein, immer wieder und wieder „die Anfänge christlicher Lehre“ (Ebr. 6, 1. 2) vorzutragen: von Sünde und Erlösung, vom Segen der Gnadenmittel, von der Notwendigkeit der Heiligung. Und zwar hat solches nicht bloß positiv, sondern auch negativ zu geschehen. Nicht nur soll eine reine Lehre herausgestellt werden, sondern die Angriffe auf dieselbe seitens allerlei falscher Lehre müssen die gebührende Abweisung und Widerlegung finden. Mit Recht sagt Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also daß er die Schafe unterweise, wie sie

rechte Christen sollen sein; sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrtum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jetzt viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreit und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie verwahrt, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davon führen. Denn was ist gebauet, wenn ich Steine aufwerfe und sehe einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben; er hat sie desto lieber, daß sie feist sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen."

„Darum gilt's nicht, daß jetzt etliche klügeln, daß ein Prediger jedermann sage, was recht ist, und könne wohl das Evangelium predigen, daß man nicht dürfe Papst, Bischöfe oder andere Stände oder Personen antasten, dadurch viel Unfriede und Hader entsteht. . . . Doch bin ich gleichwohl ein dumm Salz worden. Denn damit lasse ich die Leute stecken in ihrem eigenen alten Wahn und fleischlichen Sinn, daß sie zum Teufel gehen und ich vorne an."

(E. 43, 69. 71.) Zeitgemäßes Predigen erfordert also, daß man die offenen und versteckten Angriffe des Zeitgeistes auf das Evangelium berücksichtigt, resp. aufdeckt und zurückweist, mögen dieselben von innerhalb oder außerhalb christlicher Kreise kommen. Welcher Art diese Angriffe sind, sei nur angedeutet durch die Worte Mamonismus, Rationalismus, Ritichianismus, Indifferentismus und Unionismus, Pelagianismus im Papsttum und Semipelagianismus unter Reformierten und „Lutheranern.“ Wider die Angriffe aller dieser und vieler anderer Feinde des lautereren Evangeliums hat die zeitgemäße Predigt ihre Zuhörer zu wappnen und zu warnen.

Während man auf gewisser Seite so „liberal“ ist, uns zu erlauben, „die Lehren der Kirche, deren Brot wir ja essen,“ zu predigen, verdankt man gerade dort es uns ungemein, wenn wir uns unterstehen, auch die Sünde mit Ernst und Nachdruck zu strafen. Das hält man im höchsten Grade für unzeitgemäß. Der Pastor soll das Evangelium predigen, unser Leben geht ihn nichts an, spricht man. Darum tadelst man es hart, wenn wir Gebildeten und Ungebildeten Buße predigen. Ist zum Beispiel sehr empfindsam, wenn der Prediger, sei es auch in noch so zarter und keuscher Weise

der Sünden wider das sechste Gebot gedenkt; spricht von pfäffischer Annahmung, Intoleranz u. dergl. Aus dem gleichen Grunde ist derzeit auch kaum etwas so unpopulär, als der Versuch, rechte, gottgefällige Kirchenzucht einzuführen und aufrecht zu erhalten. Aber es handelt sich hier in allen diesen Stücken weder um das eigene noch anderer Leute Belieben. Wir haben keine Wahl. Gott der Herr macht es seinen Predigern zur Pflicht, die Zeitünden mit allem Ernste zu strafen. Er droht, von unsern Sünden das Blut der Ungewarnten zu fordern (Hes. 3, 18).

Wie es unsere Aufgabe ist, in Lehre und Wehre das Evangelium unverfälscht und unverfälscht zu verkündigen, so haben wir dem Gesetze gegenüber die gleiche Verpflichtung. Darum darf man dem Letzteren nichts von seiner Schärfe nehmen, ihm die verwundende Spitze nicht abbrechen. Es darf aus falscher Friedensliebe, „um einer Sandvöll Gersten und Bissen Brots willen“ oder aus irgendwelchen sonstigen Gründen kein Beschönigen der Zeit- und Modesünden stattfinden. Beim rechten Namen ist das Kind zu nennen. Die sogenannte Aufklärung unserer Zeit, z. B., wie sie sich im modernen Turnwesen breitmacht, ist als eine tatsächliche Feindschaft gegen Gottes Wort zu kennzeichnen. Das Alles überwuchernde Lügenwesen unseres Landes insonderheit ist als offenbare Christusfeindschaft zu bekämpfen. Die Vergnüungssucht und Völlerei unserer Tage sind als Sünden gegen das sechste Gebot zu strafen. Es gilt, nachzuweisen, wie die Arbeiterunruhen heutiges Tages größtenteils nur die Folge sind nackter Habsucht und Geizes seitens der Arbeit wie des Kapitals. In das Kapitel der Zeitünden gehören auch noch eine große Reihe anderer Strömungen, die alle zu nennen wohl zu weit führen dürfte. Nur etliche weitere seien mit bloßer Nennung abgetan: Die Emanzipierung der Jugend von elterlicher Autorität und die Auflehnung der Untertanen wider die Obrigkeiten mit Wort und Tat, die Jagd nach dem Erwerb und die Feilheit schier aller Stände, die Rücksichtslosigkeit und Brutalität, mit denen sich der Stärkere vorwärts drängt. Wider alle diese genannten und die vielen ungenannten gesetzwidrigen, sündigen Zeitströmungen heißt es für den Zionswächter auf dem Plan sein.

Treffend schreibt über diesen Punkt Waltherr in seiner Pastoreale (S. 106 f.): „Einen zeitgemäheren Prediger hat es wohl nicht gegeben als unsern Luther. Die fortwährende Rücksichtnahme

auf den Papst, die Möncherei und Nonnerei, auf die selbstergählten Werke u. dergl. in seinen Predigten mag jetzt auf manchen den Eindruck machen, als habe Luther darin der Sache zuviel getan; aber sie ist gerade ein Zeugnis dafür, wie ernstlich Luther darauf bedacht war, nicht nur Gottes Wort rein zu predigen, sondern damit gerade dem Verderben seiner Zeit entgegenzuarbeiten. Luthern folgt daher ein Prediger in der unserer Zeit nur dann, wenn er es ihm ablernt, so auf die gegenwärtige Zeit eine besondere Rücksicht zu nehmen, wie Luther auf die seinige einst. An die Stelle des Papsts ist jetzt die Vernunft getreten; an die der Möncherei und Nonnerei die Tugend mit ihren geheimen Gesellschaften; an die Stelle der selbstergählten Werke des Fastens, Rauteiens, der Abblöfung, der Wallfahrten, der Messen u. s. w. die Werke des Humanismus und der Philanthropisterei, der Temperenz und Abstinenz; an die Stelle des Aberglaubens der Unglaube, die Religionspötereie, der Rationalismus, der Atheismus und Materialismus; an die Stelle der Menschenautorität und Vergötterung der sogenannten Heiligen der Freiheitschwandel, die Selbstvergötterung und Vergötterung des Genies. Wollen wir daher Luthers treue Schüler sein, so müssen wir in unsern Predigten, Schriften und Zeitblättern ebenso immer und immer usque ad nauseam auf die jetzigen Schäden und Gefahren, auf den jetzt herrschenden Geist der Zeit Rücksicht nehmen, wie Luther dies in Absicht auf den eigentümlichen geistigen Zustand seiner Mitwelt getan hat. Wir Prediger sind vor allen für das unangefochtene Verderben unserer Zeit verantwortlich.“

Die zeitgemäße Predigt nimmt nicht auf die Zeit und ihre Gefahren im allgemeinen Rücksicht, sie trägt ebenso den besonderen Umständen und Verhältnissen des Ortes und der Zuhörer Rechnung. Zwar besteht die ganze Aufgabe eines Predigers darin, Gesetz und Evangelium zu verkündigen, aber doch wäre der in seinem Amte untreu, der nicht dabei stets die jeweiligen Bedürfnisse gerade seiner Zuhörer im Auge behielte, der nicht eben diesen besonderen Verhältnissen in der Verkündigung des Gesetzes oder Evangeliums entspräche. Christus selbst fordert seine Diener am Worte hierzu auf, wenn er spricht: „Welches ist ein treuer und kluger Knecht, den sein Herr gesetzt hat über sein Gesinde, daß er ihnen zu rechter Zeit Speise gäbe? Selig ist der Knecht, wenn sein Herr kommt und findet ihn also tun (Matth. 24, 45 f.).“ Soll der

Recht dem Gesinde seine Speise und Gebühr geben zu seiner Zeit, sie stets mit dem Nötigen versorgen, so muß er mit Fleiß nachsehen, was sie jederzeit bedürfen. Ob man wohl zu aller Zeit Nahrung und Kleidung bedarf, so braucht man doch im Sommer und Winter, in gesunden und kranken Tagen nicht stets die gleiche Nahrung und Kleidung. Ebenso hat eine jede christliche Gemeinde ihre besonderen Bedürfnisse, die ein treuer Haushalter wohl berücksichtigen muß. Jetzt kann das Gesetz, jetzt das Evangelium vorwalten müssen. Und wo besondere Sünden in einer Gemeinde vorherrschend sind, wo besondere Gefahren und Versuchungen ihr drohen, da wird die zeitgemäße Predigt auch besonders darauf Bedacht nehmen. So ist in unserer traurigen Zeit vor Allem der Grund zu legen mit klarer, kräftiger Predigt des Gesetzes und des Evangeliums nach sämtlichen Hauptstücken des Katechismus, denn die wenigsten — auch in den alten Gemeinden — wissen hierin etwas R e c h t e s. Danach ist zu ermahnen zur Heiligung, zu warnen vor der Vergnüungssucht, dem Weltwesen, Zauberei und Sympathie, Wirtschaften, Geiz und unlauteren Geschäftsmethoden, vor Überverteilung, schlechten Zeitungen, Unbarmherzigkeit, der Lüge, dem Fluchen, der Verleumdungssucht und was sonst für Sünden in der Gemeinde sich zeigen mögen. Wer auf das Alles gar nicht Bezug nimmt oder doch nur mit leisen, scheuen Andeutungen, wer sich auf die Predigt allgemeiner Wahrheiten beschränkt, ob diese gleich richtig sind, der ist kein treuer Haushalter, der dem Gesinde seine Gebühr gibt zu seiner Zeit; ein solcher ist ein Mietling, ein Seelendieb und Mörder. Christus, seine Propheten und Apostel haben sich nicht gescheut, wo es not tat, auch das Messer anzusetzen, sie haben auch nicht bloß allgemeine Wahrheiten gepredigt, sondern stets dieselben angewandt auf das jeweilige besondere Bedürfnis der Zuhörer: trösteten jetzt die Kleinmütigen und Verzagten, strafte jetzt die Selbstgerechtigkeit, die falsche Lehre, jetzt ungöttliches Leben.

Es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, eben das sei eine Hauptabsicht Gottes gewesen bei der Stiftung eines persönlichen, öffentlichen Predigtamtes, daß je nach der Verschiedenheit der Zuhörer das Wort Gottes verschiedenlich und entsprechend könnte angewendet werden. Ein treuer Prediger wird darum bei der Ausarbeitung seiner Predigt sich die besonderen Bedürfnisse seiner Gemeinde vergegenwärtigen und durch dieselben sich nicht nur in der Wahl seines Themas sondern auch in der ganzen Behand-

lung seines Textes bestimmen lassen. Wie töricht ein solcher handelt, der in seiner Predigt keine Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse seiner Zuhörer nimmt, veranschaulicht Luther durch einige Beispiele in seinen Tischreden (Hörstemanns Ausg., Abtl. II, S. 429): „Was sich schickt und bequem ist, nach Gelegenheit der Zeit, Orts und Personen, soll man lehren und predigen. Nicht, wie ein Pfarrherr einmal geprediget hat, es wär unrecht und wider Gott, daß ein Weib ihrem Kinde eine Amme hielte; und damit hatte er die ganze Predigt zubracht, da er doch eitel arme Nadespinnerinnen in seiner Pfarre hatte, welche diese Vermahnung nichts nicht anging. Wie auch der gewesen ist, der in einem Hospital unter alten Weibern viel vom Ehestande sagte, lobte denselben und vermahnete sie dazu.“

Die zeitgemäße Predigt berücksichtigt jedoch auch in ihrer Form die Umstände ihrer Zuhörer und zwar sowohl hinsichtlich deren Bildungs- als auch Erkenntnißstandes und sucht mit dem rechten Tone jene zu erbauen und zu fördern im Glauben und in der Seiligung.

Auf dem Lande dürfte wohl kaum jemals dem Prediger der Vorwurf gemacht werden, er predige nicht gelehrt genug. Wohl aber hört man in den Städten — zumal in größeren — die Klage, daß die Predigten so vieler nach ihrer formellen Seite kaum dem verfeinerten Geschmack unserer Zeit Rechnung trügen. Man sagt da wohl: „Wir würden in die Kirche kommen, wenn wir dort etwas zu hören bekämen, was unsere Ansprüche befriedigte. Wir verlangen eine geistreiche Predigt in schöner Form. Derartiges finden wir nicht, darum kommen wir nicht.“ Geistreich und in schöner Form predigen ist freilich eine herrliche Sache, wenn gleich nicht die Hauptsache, wie der Predigtinhalt. Aber Geistreichthum und Formvollendung in der Sprache sind Gaben, die Gott nur wenigen verleiht. Immerhin aber dürfte obigen Ansprüchen hinsichtlich der äußeren Form der Predigt etwas mehr Entgegenkommen gezeigt werden als vielfach unsererseits geschieht. So zwar, daß man den Gedankenreichtum des Textes möglichst zu erschöpfen sucht und denselben in würdiger, edler Sprache, die sich frei von allen Vulgarismen hält, wohlgeordnet wiedergibt.

Da jedoch auch in den größten Städten, von den kleineren und dem platten Lande ganz zu geschweigen, die Zahl der Gebildeten

bei uns nur einen kleinen Bruchteil der Zuhörer ausmacht, so wäre es wohl verfehlt, wenn man um der wenigen Gebildeten willen die große Mehrheit in seiner Redeweise hintanzusetzen und dieser über die Köpfe hinwegpredigen wollte. Vielmehr wird der zeitgemäße Prediger bei seinen Vorträgen vorzugsweise das Volk im Auge haben. „Doktor Erasmus Alberus, da er in die Mark ziehen wollte, bat er D. M. Luther, er wollte ihm eine Form und Art stellen zu predigen fürm Fürsten. Der Doktor sprach: „Alle deine Predigten sollen aufs einfältigst sein, und siehe nicht auf den Fürsten (Kurf. Joachim II.), sondern auf die einfältigen, albern, groben und ungelehrten Leute, welchs Luchs auch der Fürst sein wird. Wenn ich in meiner Predigt sollte Philippum Melancthonon und andere Doctores ansehen, so machte ich nichts Gutes; sondern ich predige aufs einfältigst den Ungelehrten und es gefällt allen. Kann ich denn Griechisch, Hebräisch und Lateinisch, das spare ich, wenn wir Gelehrten zusammen kommen; da machen wir's so krause, daß sich unser Herr Gott drüber verwundert (a. a. D., S. 384).“ Bekannt ist jenes Wort Luthers: „Den gemeinen Mann muß man nicht mit hohen, schweren und verdeckten Worten lehren, denn er kann's nicht fassen. Es kommen in die Kirche kleine Kinder, Mägde, alte Frauen und Männer. Denen ist hohe Lehre nichts nütze, fassen auch nichts davon, und wenn sie auch sagen: Ei, er hat köstliche Dinge gesagt — wenn man sie fragt, was war es denn? so sagen sie: ich weiß nicht. Ach, wie hat unser Herr Christus Fleiß gehabt, daß er einfältig lehrete! Braucht Gleichnisse vom Ackerbau, von der Ernte, vom Weinstock, vom Schäflein, alles darum, daß es die Leute verstehen, fassen und behalten können. Ihr habt bei euch volkreiche Gemeinden, dafür ihr unserm Gott müßt Antwort geben; darum fleißiget euch, sie einfältig, treulich und deutlich zu lehren (a. a. D., S. 424).“

Wie auf den Bildungsgrad, so heißt es auf den Erkenntniszustand der Zuhörer Bedacht haben. Ist letzterer, wie so häufig, zumal in Missionsgemeinden, ein sehr niedriger, so muß erst Grund gelegt werden durch Unterricht von „Buße der toten Werke, vom Glauben an Gott, von der Taufe, . . . von der Toten Auferstehung und vom ewigen Gericht (Hebr. 6, 1. 2). Den Geförderten jedoch sollte zu weiterer Förderung auch starke Speise verabreicht werden, damit sie je länger je mehr Männer in Christo werden und „nicht mehr Kinder seien, die sich wägen und wiegen lassen

von allerlei Wind der Lehre (Eph. 4, 14).“ Einer noch sehr erkenntnislosen Gemeinde über die schweren Punkte unsers Glaubens (Gnadwahl, Mitteilung der Eigenschaften u. dergl.) vortragen, ehe man guten Grund mit den einfachen Katechismuslehren gelegt hat, hieße ein Dach ohne Unterlage errichten wollen. Wie oft läßt doch in der Schrift der Heilige Geist sich herbei, „menschlich davon zu reden um der Schwachheit willen unsers Fleisches.“ Und wenn auch einer älteren und erkenntnisreicheren Gemeinde schwerere Speise dargereicht werden kann und soll, so heißt es doch, stets dessen eingedenk bleiben, daß selbst die erkenntnisreichste Gemeinde — auch von den Kindern abgesehen — eine große Anzahl solcher ist, denen noch Milch gereicht werden muß.

Wie das Ebenge sagte bezug hat auf die Verkündigung rechter Lehre, so trifft es zu hinsichtlich der Widerlegung falscher Lehre. Auch hierin muß der spezielle Zustand der Gemeinde berücksichtigt werden. In einer Gemeinde, die in der rechten Lehre noch gar nicht gegründet, also auch nicht bewußt lutherisch ist, viel gegen falsche Kirchen und falsche Lehren polemisieren würde in den wenigsten Fällen gut tun. Das wahrscheinlichste Resultat bei den meisten Zuhörern dürfte sein, daß sie sich von einem solchen „unleidlichen Zänker“ mit Widerwillen abwenden. Einzelne wenige aber möchten durch solch unzeitiges Eifern gegen falsche Lehre dahingebrecht werden, daß sie das wahre Luthertum in die Aneignung gewisser rechthgläubiger Phrasen setzen, — ein Resultat, das wahrlich auf Abwegen liegt. Völlig überflüssig wäre es, gegen solche Irrlehren zu Felde ziehen, von welchen den Zuhörern überhaupt keine Gefahr droht, sei es weil sie einer längst vergessenen Zeit angehören, sei es weil sie völlig unbekannt und außerhalb des Berührungskreises der Zuhörer liegen. Ja, es könnte sogar geschehen, daß ein Erörtern derartiger Irrlehren anstatt abzuschrecken das Gegenteil bewirkte.

Als ein weiteres Stück ist für die zeitgemäße Predigt zu beachten die nötige Weisheit in Bestrafung von Sünden. Wohl sind alle Sünden zu strafen, doch insonderheit diejenigen, welche gerade in der betreffenden Gemeinde vor andern herrschen. Diesbezüglich schreibt Luther in seiner Vorrede zum kleinen Katechismus: „Insonderheit treibe das Gebot und Stücke am meisten, das bei deinem Volke am meisten Not leidet, als das siebente Gebot vom Stehlen mußst du bei Handwerkern, Händlern, ja auch bei

Bauern und Gefinde heftig treiben. Denn bei solchen Leuten ist allerlei Untreue und Dieberei groß. Item, das vierte Gebot muß du bei Kindern und gemeinem Manne wohl treiben, daß sie stille, treu, gehorsam, friedsam seien.“

Wenn aber der Prediger die Sünden straft, so geschehe es mit heiligem Ernste und doch in gewinnender, liebevoller Weise, wobei man nie die Heiligkeit des Ortes vergessen darf. (Schimpfworte, Spott u. dergl.) Übrigens wird die rechte pastorale Weisheit von selbst verbieten, in seinem Strafen den Erkenntnisstand der Gemeinde außer acht zu setzen, was z. B. dann geschehen würde, wenn man vor noch rohen und erkenntnislosen Zuhörern in einer solchen Weise gegen Tanz, Theater und Kartenspielen und ähnliche Dinge eiferte, als ob die Beteiligung an solchen die allerjähmteste Sünde sei und den Betreffenden unbedingt aus dem Glauben ausstoße und vom Himmel ausschließe. Durch ein derartiges unverständiges Eifern erzieht man einerseits leicht Heuchler und Pharisäer, andererseits entfremdet man dadurch gar manchen, der durch maßvolles und weises Vorgehen hätte gewonnen werden können. Es bedarf wohl nicht eines Beweises, daß auch in seinem Strafen der Prediger die strengste Unparteilichkeit zu wahren hat; nicht etwa die höheren oder reicheren Stände über den Rest ziehen darf, um dem Böbel zu schmeicheln, ebensowenig aber auch den gemeinen Mann als einen Ausbund von Schlechtigkeit vornehmen, etwa um bei den Einflußreichen in Gunst zu setzen. Die rechte Weise ist sicherlich die des Paulus (Röm. 1, 23): „Es ist hier kein Unterschied; sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten.“ Demgemäß schreibt auch Luther in seiner kernigen Weise (zu Psalm 82, 2): „Das sind giftige und fährliche Prediger, die einen Teil allein für sich nehmen, schelten die Herren, auf daß sie den Böbel figeln und den Bauern hoffieren, wie der Münzer, Carlstadt und andere Schwärmer, oder wiederum, den Böbel allein schelten, daß sie den Herren heucheln und wohl dienen, wie unsere Widersacher; sondern es heißt, alle beide Teile in einen Topf gehauen und ein Gereicht daraus gemacht, einem wie dem andern. Denn das Predigtamt ist nicht ein Hofdiener oder Bauernknecht, es ist Gottes Diener und Knecht und sein Befehl gehet über Herrn und Knecht.“ Als höchst ungeziemend ist es zu bezeichnen, daß ein Pastor den Klatsch, den er etwa in der Woche zusammengetragen, am Sonntag von der Kanzel zu beleuchten oder zu strafen sich be-

müßigt findet. Daß man beim öffentlichen Strafen keine Namen zu nennen oder eine fast dahingehende Beschreibung bestimmter Sünden nicht zu geben hat, versteht sich von selbst. Man würde durch gegenteiliges Handeln in den meisten Fällen nur übel ärger machen, ja wohl häufig ein ferneres gesegnetes Wirken unsererseits an dem Orte gänzlich vereiteln.

Es dürfte sich fragen, ob und in welcher Weise die allgemeine Regel, in der Predigt das Persönliche möglichst zu vermeiden, in der Leichenpredigt ihre Anwendung habe. Soll man, oder soll man nicht, nur allgemein reden und des Verstorbenen gar nicht Erwähnung tun, oder doch nur so, daß man höchstens der äußerlichen Umstände (Krankheitsverlauf u. dergl.) gedenkt? Letzteres ist bei manchen eine beliebte Weise, besonders dort, wo sie über des Toten Glaubensleben nichts zu sagen haben. Ohne mich in Diskussion einzelner Fälle zu verlieren, möchte ich doch folgendes im allgemeinen hervorheben. Erstens, die Gewährung eines christlichen Begräbnisses ist an und für sich schon ein Zeugnis, das man dem Verstorbenen gibt. Darum wäre es ein Selbstwiderspruch, bei der Beerdigung von offenbaren Gottlosen oder Unchristen zu amtieren. Zweitens, Leichenpredigten dürfen weder Lobhudeleien noch Schimpfreden sein. Was etwa zu loben ist, werde mit *Mäßigung* — das gebietet schon die *Vorsicht* — und Zurückhaltung gesagt, und zwar so, daß es nicht sowohl dem Verstorbenen als vielmehr Gott, der allein das Gute in uns wirkt, zur Ehre gereiche. Ebenso, ja noch vorsichtiger sei der Prediger mit seinem Tadel. Er tadele z. B. nie auf bloßes Hörensagen hin, sondern nur, wenn er durch persönliche Kenntnis das Tadelnswerte weiß. Und auch dann übergehe er dieses mit Stillschweigen, wenn es nicht allgemein bekannt war. Die Leichenpredigt hat weder Pflicht noch Recht, Fehler, deren sich der Verstorbene schuldig gemacht hatte und die dem Seelsorger allein bekannt waren, nach seinem Tode öffentlich zu machen. Es bedarf ja keiner weiteren Ausführung, daß der Prediger durch persönliche Gereiztheit gegen den Verstorbenen sich zu beißendem und ungerechtem Tadel nicht hinreißen lassen darf. Tut er es, so geschieht ihm recht, wenn er dafür zu leiden hat. Was zu sagen ist, sage er mit ruhigem Ernste, nicht in dem Sinne, als ob er richten und verdammen wolle, sondern im Sinne erbarrender Liebe. In dieser Weise kann man viele und selbst starke Dinge sagen, ohne zu erbittern; sehr oft dagegen findet man, wenn

eine Leichenpredigt Erbitterung erregt hat, so war nicht eigentlich das daran schuld, was gesagt wurde, sondern vielmehr die Art, wie es gesagt worden war. Aus dem allen ergäbe sich denn als Regel für Leichenpredigten: Der Prediger sage die Wahrheit in einer angemessenen Form.

Was aber bezüglich der Form der Leichenpredigt ausgeführt wurde, findet natürlich auch seine Anwendung auf die Predigt ganz im allgemeinen. Sie muß demnach von dem Geist der Liebe und Wahrheit getragen sein, darf also nicht in wüstes Poltern ausarten, noch auf Lobhudelei der Zuhörer hinauslaufen; weder pessimistisch vorhandenes Gute verkennen, noch kleinmütig aller Hoffnung auf Besserung gegenwärtiger Übelstände entsagen.

Ein zeitgemäßes Predigen in angegebener Weise setzt bei dem betreffenden Prediger verschiedene Stücke: Eigenschaften und Kenntnisse voraus.

Vor Allem muß derselbe durchdrungen sein von der Heiligkeit seines Amtes. Für dessen Verwaltung muß er sich allezeit Gott verantwortlich fühlen. Das lebendige Bewußtsein, ein Diener Gottes zu sein, wird ihm Freudigkeit und Mut verleihen, auch etwaigen Hindernissen entgegenzutreten, die ihm von innen oder außen sich in den Weg stellen. Man denke daran, wie Luther in Widerwärtigkeiten sich seines Amtes tröstete. „Ich bin dazu berufen und gezwungen worden,“ schreibt er, „daß ich mußte Doktor werden, ohne meinen Dank, aus lauter Gehorsam. Da habe ich das Doktorat müssen annehmen und meiner allerliebsten Heiligen Schrift schwören und geloben, sie treulich und lauter zu predigen. Unter solchem Lehren ist mir das Papsttum in den Weg gefallen und hat mir's wollen wehren; darüber aber ist es ihm auch ergangen, wie vor Augen, und soll ihm immer ärger gehen und sollen sich meiner nicht erwehren (Erl. XXV, 87).“ Wer dagegen sein Amt nur als ein Geschäft und die Gemeinde „als eine Kuh, die ihm Milch und Butter gibt,“ ansieht, der wird aus Bequemlichkeit, Menschenfurcht, Gewinnsucht u. dergl. träge und untreu bald hier, bald dort die wahren Bedürfnisse der ihm anvertrauten Seelen hinter die eigene Person hintansetzen und sich zu allerlei KonzeSSIONen an den Zeitgeist herbeilassen, wenn ihm solches materielle Vorteile verheißt.

Ebenso wird nur der Prediger das wahre Wohl seiner Gemeinde zu fördern suchen, den in allen seinen amtlichen Handlungen und Ermägungen eine brünstige Liebe zu seinen mitsündigen und

miterlösten Brüdern treibt. Wozu eine derartige Liebe einen Menschen vermag, erkennen wir an Paulo, der gewünscht, selbst verbannet zu sein für seine Brüder. Solche Liebe, gepaart mit lebendigem Pflichtbewußtsein, ergäbe den idealen Sinn, aus dem heraus ein Diener am Wort seiner Aufgabe nachkäme. Das wäre „ein ganzer Mann, ein ganzer Christ,“ auch nach dieser Hinsicht.

Ist nun ein solcher Sinn zu erspriesslicher Arbeit im Weinberge Gottes auch ein Haupterfordernis, so ist er doch nicht das einzige. An Wichtigkeit steht jenem Sinn kaum nach die feste Überzeugung, daß nur durch Gottes Wort, Gesetz und Evangelium an den Seelen etwas Gutes ausgerichtet werden kann. Wer dagegen meint, mit allerhand menschlichen Mitteln und Veranstaltungen dem Heiligen Geist zu Hilfe kommen zu müssen, welcher ja durchs Wort wirkt, ein solcher wird wenig mehr als Scheinerfolge in seiner Arbeit aufzuweisen haben.

Weil aber die Schrift das einzige Mittel in der Hand des Predigers ist, weil er nur durch sie hoffen darf, vorhandene Schäden zu beseitigen, Irrende zurechtzubringen, Verlorene zu retten, so versteht es sich, daß ein Prediger in Gottes Wort zu Hause sein muß. Und daraus wieder erwächst ihm die Pflicht, sich immer mehr in das Studium der Schrift hinein zu vertiefen, damit er gegebenen Falles aus dem Arzneischrank göttlichen Wortes mit sicherem Griff das nötige Mittel herausgreifen und anwenden könne, sei es als Trost, als Mahnung, als Warnung, sei es sonstwie. Aus obigem ergibt sich weiter, daß dem gewissenhaften Prediger das Schriftstudium nicht ein Neben-, sondern ein Hauptstudium sein muß. In das Verständnis der Schrift selbst immer tiefer hinein zu führen, das dürfte darum auch wohl die Hauptaufgabe unserer pastoralen Konferenzen sein. Sehr zu beherzigen ist, was Luther über das Studium der Schrift seitens eines Predigers sagt: „Wer mit dem Text wohl gefasset, der ist ein rechter Pastor. Und das ist auch mein bester und christlichster Rat, daß man aus dem Brunnen oder Quelle Wasser schöpfe, d. i. die Bibel fleißig lese. Denn wer im Text wohlgegründet und geübet ist, der wird ein guter und vortrefflicher Theologus, sintemal ein Spruch und Text aus der Bibel mehr gilt, denn viel Skribenten und Glossen, welche nicht stark und rund sind, und sie halten doch den Stich auch nicht. . . . Da ich jung war, gewöhnet ich mich zu der Biblia, lasse dieselbe oftmals und machete mir den Text gemein. Da ward ich darinnen also

bekannt, daß ich wußte, wo ein jeglicher Spruch stünde und zu finden war, wenn davon geredet ward; also ward ich ein guter Textualis. Danach erst las ich die Skribenten. Aber ich mußte sie zuletzt alle aus den Augen stellen und wegtun, dieweil ich in meinem Gewissen damit nicht konnte zufrieden sein, und mußte mich also wieder mit der Bibel verwahren. Denn es ist ja viel besser, mit eigenen Augen sehen, denn mit fremden. Darum wollt ich auch wünschen, daß alle meine Bücher neun Ellen in die Erde begraben würden um des bösen Exempels willen, daß mir sonst ein jeglicher will nachfolgen mit viel Bücher schreiben, dadurch denn einer will berühmt sein (a. a. O., Abt. I, S. 68 f.).“ Alles, was dazu angetan ist, uns dem Studium der Schrift zu entfremden, sind zu meidende Alotria.

Ein gewissenhafter Arzt wird nicht aufs Geratewohl hin Medikamente verschreiben. Vielmehr sucht er, ehe er an die Behandlung selbst geht, durch eine möglichst gründliche Diagnose die Natur der Krankheit festzustellen. Unverantwortlicher Leichtsinns aber wäre es auf seiten eines Seelenarztes, eines Predigers, wenn er unterschiedslos und ohne den Seelenzustand seiner Gemeinde zu kennen, darauf losfuhrwerken wollte. Da nun aber nur ausnahmsweise die Gemeindeglieder zum Pastor kommen und ihm Aufschluß geben über ihren Herzenszustand, so bleibt jenem nichts anderes übrig, als die Gemeindeglieder aufzusuchen, damit er mit ihren geistlichen Bedürfnissen vertraut werde.

Freilich wird man bei Hausbesuchen nur dann das Ziel erreichen, wenn dieselben in der rechten Weise angestellt werden. Dazu gehört wohl zuerst, daß sie überhaupt angestellt werden. Schlimm genug ist's, wenn ein Pastor an einer großen Gemeinde oder durch Schulehalten hieran vielfach wegen Zeitmangels behindert wird. Geradezu schrecklich aber ist's, wenn ein Pastor „grundsätzlich keine Hausbesuche macht und nur die Glieder besucht, wenn er direkt gerufen wird,“ was ein mir bekannter Pastor einst als besonders nachahmenswert von sich rühmte. Nein, das ist gerade häufig eine der Ursachen, warum unsere Predigten verhältnismäßig so wenig wirken, daß kein persönliches Band zwischen Hirte und Herde vorhanden ist. Der Prediger bekommt einen großen Teil seiner Glieder das ganze Jahr nicht anders zu Gesicht als von der Kanzel aus. Und wiederum sieht ein großer Teil der

Gemeinde ihren Pastor als einen Fremden an, der alle acht Tage aus seiner Verborgenheit auftaucht, um nach einer Stunde wieder auf gleich lange Zeit zu verschwinden.

Es gibt nur ein Mittel, diesem Übel zu begegnen und die jeweiligen Bedürfnisse der Verschiedenen im Geistlichen kennen zu lernen, das sind fleißige Hausbesuche und zwar in des Wortes voller Bedeutung. Also nicht sogenannte calls, von denen manche Pastoren bis zu zwanzig oder gar mehr in einem Nachmittag zu erledigen vermögen, wie sie selbst gelegentlich mit großer Genugthuung verraten. Unter Hausbesuchen will ich auch nicht die gewöhnlichen, länger ausgedehnten gesellschaftlichen Besuche, die nur einer weltlichen Unterhaltung dienen, verstanden haben. Nein, der Pastor muß als *Seeljorger* kommen, der nach seinen Schafen und Lämmern sieht im Dienste des treuen Erzhirten. Durch weltliche „Visiten“ wird der Prediger für sein Amt nicht bereichert, im Gegenteil eher verflacht. Doch soll er bei seinen seelsorgerlichen Besuchen auch nicht eine strenge Amtsmiene aufsetzen, noch mit der Tür ins Haus fallen. Wirken weltliche „Visiten“ zerstreuend, so dürfte letztere Art eher dem Prediger die Herzen verschließen, statt sie zu öffnen. Dort war der Besuch rechter Art, wo er den Besuchten die Empfindung hinterließ: heute ist diesem Hause das Reich Gottes nahe gewesen.

Bei solcher Art des Hausbesuches wird der Pastor selbst für seine Predigt großen Gewinn ziehen. Wie er mit der Not der Einzelnen und den Bedürfnissen der Gesamtgemeinde immer mehr vertraut wird, so lernt er immer besser das rechte Wort finden. Was ihm der händereichste Kommentar nicht zu sagen vermag, wird er aus den Seelen herauslesen, mit welchen er verkehrt. Und trägt er sie dabei auf priesterlich betendem Herzen, so schenkt ihm der Herr nach seiner Verheißung auch, was er reden soll diesen Seelen zum Heile. Nicht leicht wird dabei ein Prediger in Gefahr kommen, überflüssiges zu reden, z. B. eifrig vor dem Pietismus zu warnen, während weit und breit kein Pietist zu entdecken ist. Andererseits wird er nicht allerlei vermeintliche Tugenden an seiner Gemeinde loben, von denen eine genaue Kenntnis der Verhältnisse ihm gesagt hätte, daß sie nicht vorhanden. Aus persönlicher Bekanntschaft heraus wird er wissen, welcherlei geistliche Nahrung seiner Heerde frommt, und vor Fehlgriffen nach dieser Richtung hin bewahrt bleiben. Wie hat doch Paulus seine verschiedenen Ge-

meinden verschieden gespeist; allenthalben zwar mit demselben Christus, und doch nach Bedürfnis eine andere Seite, eine andere Gnade dieses Einen hervorkehend. Das hat er auf seinen vielen und weiten Reisen zu ihnen „in Frost und Hitze“ gelernt. Der Prediger reise ebenfalls, aber nur von Haus zu Haus und in der Liebe zu Christo und den anvertrauten Seelen, so wird er's auch lernen. Er wird dann je nach dem Bedürfnis dieser den Stab Sanft oder den Stab Wehe rechtzeitig anwenden, da Buße, dort Glauben predigen und dort auf die Heiligung dringen, ohne welche der Glaube tot und „ohne welche niemand wird Gott schauen.“ Andererseits wird auch die Gemeinde nicht bloß mit größerem Interesse, sondern auch mit um so größerem Segen einer Predigt folgen, der sie abfühlt, daß für sie gepredigt wurde. Das „Du bist der Mann“ aus dem Munde dessen, der sein Vertrauter und Hausfreund war, mußte auf David viel erschütternder einwirken als aus dem Munde eines Unbekannten oder doch nur flüchtig ihm Bekannten. Wo ein Prediger sich Jahr aus Jahr ein nur in allgemeinen Beweisführungen und Schilderungen ergeht, die vor beliebiger Zuhörerschaft mit gleichem Recht oder Unrecht gehalten werden könnten, so darf man einerseits sicher sein, daß ein solcher in seiner Gemeinde fremd ist, daß er keine seelsorgerlichen Hausbesuche macht. Andererseits steht fest, daß durch derartige allgemeine Predigten nicht in wünschenswertem Maße auf die Zuhörer eingewirkt wird. In gemüthlicher Passivität hören sie das an, was der „Fremde“ auf der Kanzel zu sagen hat und gehen heim, ebenso klug und fromm oder gottlos wie sie kamen.

Darum, wer ein rechter zeitgemäßer Prediger werden will, der mache fleißig Hausbesuche rechter Art. Die drei Stücke, „*quae faciunt theologum*,” werden dadurch bei ihm gleich reiche Förderung finden. In der oratio wird er innerlicher und priesterlicher; in der meditatio gründlicher und praktischer; in der tentatio wird er ein gut Teil selbst finden auf den Wegen, die er in Treue und Selbstentfagung wandelt als ein wachsender Arzt unter Kranken und Sterbenden.

Daß ein Prediger auch in seiner Lektüre mit offenem Auge die Strömungen der Zeit mit Gewinn für seine Predigt beachten solle, braucht nach allem Gesagten nur eben angedeutet zu werden.

Was Luther am Schluß seiner Vorrede zum kleinen Katechismus schreibt, hat mutatis mutandis auf vorliegenden Gegenstand

seine volle Anwendung: „Wenn du aber solches nicht mit Ernst treibest, so ist es deine Schuld, wenn sie es verachten. Wie sollten sie nicht faul sein, wenn du schläfst und schweigst? Unser Amt ist nu ein ander Ding worden, denn es unter dem Papsst war. Es ist nun ernst und heilsam worden. Darum hat es nun viel mehr Mühe und Arbeit, Fahr und Anfechtung, darzu wenig Dank und Lohn in der Welt. Christus aber will selbst unser Lohn sein, so wir treulich arbeiten. Das helfe uns der Vater aller Gnaden, dem sei Lob und Dank in Ewigkeit durch Christum, unsern Herrn. Amen.“

L h. S a r t w i g.

— 0 —

Über den Gebrauch der Vernunft in der Theologie.

Welcher vernünftige Mensch würde wohl das Kind mit dem Bade ausschütten! Doch begehen selbst kluge Leute, allerdings unbewußter Weise, manchmal eine solche Torheit, sogar in den wichtigsten Dingen. Es ist ja wahr, daß man nie aus sich selbst, sondern nur durch die Offenbarung über Gott etwas Gewisses wissen kann. Es ist wahrlich schon große Klugheit, wenn ein Mensch mit Sokrates bekennen lernt, er wisse, daß er nichts über Gott und göttliche Dinge wisse. Die größte Torheit aber wäre es, dabei stehen bleiben zu wollen. Hat sich doch Gott geoffenbart! Da schüttet man aber schon gerne das Kind mit dem Bade aus. Ferner, das Mittel, seine Gedanken zu offenbaren, ist bei uns Menschen die Sprache, und die Vernunft ist das geistige Organ, womit wir sie aus den Worten in uns aufnehmen. Wer da seine Vernunft fleißig gebraucht, so gut er kann, handelt gewiß allein weise. Gott hat nun auch wenigstens etliche seiner Gedanken in menschlicher Sprache sogar durch Inspiration auch der einzelnen Worte geoffenbart. Wie, dürften wir da jemand wehren, der sich alle ihm nur mögliche Mühe gibt, aus den einzelnen Worten die Gedanken Gottes zu ergründen und ferner allein aus den geoffen-

barten Wahrheiten sich ein Bild von Gottes Wesen zu machen, allein auf Grund derselben über seinen Schöpfer richtig zu denken und ihn recht zu erkennen? Doch wahrlich nicht! Dennoch redet oder handelt man unbewußter Weise manchmal dagegen und schüttet auch das Kind mit dem Bade aus, nennt Philosophie, was doch nur rechte Theologie, nennt Vernünftelei, was doch nur keusche Logik ist. In welcher Weise man nun hier seine Vernunft gebrauchen muß und wie weit man in seinem Denken hier gehen darf, dazu dürften folgende Erörterungen wenigstens der rechte Fingerzeig sein.

Wo es sich beim Übersetzen aus fremden Sprachen um mehrdeutige Worte handelt, muß man immer von der Grundbedeutung derselben (ihrem Umfang) ausgehen und die spezielle Bedeutung (ihren Inhalt) aus dem Kontext suchen. Das ist allen Sprachkundigen ein wohlbekannter Grundsatz. Wer ein rechter Theologe sein, wer genau wissen will, was Gott eigentlich geredet und wie er es gemeint hat, muß auch übersetzen. Gilt für ihn da nun auch diese Regel? Man hört manchmal so reden, als wenn der Heilige Geist seine Worte in einer andern, außergewöhnlichen Bedeutung gebrauchte, und manch ein Wort in der Bibel eine andere Grundbedeutung habe als in der betreffenden Volkssprache. Dann müßte man freilich beim Übersetzen aus unsern heiligen Schriften von jenem Grundsatz absehen. Da aber müßte der Heilige Geist in einer Volkssprache uns die Meinung der betreffenden geheimnisvollen Worte gesagt haben, sonst wäre und bliebe uns die Schrift völlig ungewiß und ein Buch von Götterprüchen nach Art der delphischen Orakel. Dann wäre es auch wohl besser, wir hätten gar keine Bibel. Denn was sollten wir mit einer Offenbarung, die eigentlich nur Verschleierung, ein — sit venia verbo — Mummumsagen wäre! Aber — und das ist hier das Entscheidende — sagt denn der Heilige Geist, daß er eine besondere Sprache habe? Das müßte er gewißlich getan haben. Ist er doch der Geist der Wahrheit und der getreue Gott! Der Teufel freilich, der unreine und böse Geist der Lüge, der in Delphi regierte und redete, ist ein Betrüger und falscher Geist und redet absichtlich zweideutig. Nun aber sagt der Heilige Geist nirgends in der Schrift, daß er seine Worte in anderem Sinne als die Menschen gebrauchte, vielmehr wird immer und immer wieder grade das Gegenteil bezeugt. Er hat zwar Menschen, zuweilen sogar Gottlose (z. B. Kaiphas), ganze Sätze reden lassen, die einen andern Sinn haben als die Redner

es meinten, aber er hat die einzelnen Worte ihrer eigentlichen Bedeutung auch da nicht beraubt, nicht zweideutig geredet. In der ganzen Schrift bezeugt er vielmehr stets, daß er sich immer nur derselben Worte und dieser in demselben Sinne wie sonst Menschen bediene. Moses sagt z. B.: „Das Wort ist dir fast nahe in deinem Munde und in deinem Herzen“ (5. Moj. 30, 11. 14), d. i., der Heilige Geist lehrt in deiner Muttersprache, gebraucht deine Worte und diese auch in demselben Sinne, derselben Grundbedeutung wie du. Paulus nennt in den Briefen an Timotheus (1. Tim. 6, 3; 2. Tim. 1, 13) die Worte der Schrift gesund, und im Titusbrief bezeugt er sie als zuverlässig zum Lehren (*κατὰ τὴν διδαχὴν πιστός*, Tit. 1, 9). Petrus lehrt, daß das Schriftwort so fest sei (eigentlich „fester,“ als nämlich das gesprochene. Für uns Menschen ist's ja immer fester und gewisser, wenn wir etwas schriftlich haben), daß man nur wohl tut, wenn man darauf achtet als auf ein Licht, wie etwa die Küstenfahrer in dunkler Nacht auf das der Leuchttürme. Derartiges könnte doch der getreue Geist der Wahrheit nimmer sagen, wenn auch nur eins seiner Worte für uns ungewiß oder so geredet wäre, daß es uns irre führen könnte. Es ist daher nach des Heiligen Geistes eigenen Worten jener Grundsatz auch beim Lesen seiner Schriften anzuwenden, und nur durch getreue Beobachtung desselben kann man zu dem von dem Heiligen Geiste intendierten Sinn seiner Worte kommen.

Wenn man sich nicht stets und streng nach dieser Regel für jedes Übersetzen aus fremden Sprachen richtet, so steht man also auch bei den Schriftworten in der Gefahr, sie falsch zu deuten, ja sich zu verwirren zu seinem eignen Verderben und zu entfallen aus seiner eignen Festung, wie uns Petrus am Schluß seines zweiten Briefes bezeugt. Der Teufel, der Verderber, sucht und kann Liebhaber der göttlichen Wahrheit eigentlich nur so verführen und verschlingen. Die bloßen Worte läßt er stehen. Insofern kommt er auch mit dem: Es stehet geschrieben, wie ein Engel des Lichts, aber schiebt ihnen einen andern Sinn unter. Auf solche Weise schmuggelt er ja immer gerne allen Irrtum und alle Irrlehre in die Kirche hinein. Gerade durch Verdrehung der Bedeutung der Wörter ändert er den vom Heiligen Geiste intendierten Sinn und verwandelt so die Wahrheit in Lüge. Man denke z. B. nur an die greuliche Fälschung der Worte Pauli: „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig!“

Das heißt also, sich die Schrift verwirren und sogar dem Teufel zu seinem schändlichen und so gar gefährlichen Lügen und Trügen bei Gottes Namen Gelegenheit geben, wenn man in der Meinung an sie herangeht, daß darin dies oder jenes mehrdeutige Wort überall ein und dieselbe Meinung habe. Den Fehler kann man leicht begehen. Davor darf sich niemand sicher dünken, auch kein Lutheraner. Selbst Luther, obwohl er einer der demütigsten und treuesten Schüler des Heiligen Geistes war (wie selten einer), selbst ihm ist es zuweilen so ergangen; so z. B. mit dem Wort *μετάνοια* in Ebr. 12, 17 *Μετανοεῖν* heißt in seiner Grundbedeutung: umdenken, sich anders bedenken, seinen Sinn (Entschluß, Meinung) ändern. Welch ein „Umdenken“ aber Esau suchte betreffs der Erstgeburt, zeigt klar die Geschichte davon im Mose. Sein Vater sollte sich anders bedenken. Er sollte ihm nämlich auch einen Erstgeburtssiegen geben, wie ihn Jakob schon hinweg hatte. Aber obwohl Esau „laut schrie, über die Maße sehr betrübt ward“ (1. Mos. 27, 34), „seine Stimme aufhob und weinete“ (v. 38), Jaak konnte seinen Sinn nicht mehr ändern, sondern mußte dabei bleiben: „Du wirst deinem Bruder dienen.“ Luther aber verstand unter *μετάνοια* auch hier das Umdenken, welches der Heilige Geist durch Erleuchten mit dem Worte bewirkt.

Wie übel würde es uns ergehen, wenn wir z. B. die Wörter *παλιγενεσία*, *βαπτισμός*, *βάπτισμα*, *βαπτίζειν*, *σάρξ*, *κόσμος*, *νόμος* im Neuen Testamente überall in ein und derselben Bedeutung nehmen würden! Wahrscheinlich, wer mit einer solchen Voraussetzung an die Schrift geht, verschließt sich insofern gegen das Lehren des Heiligen Geistes, hindert an seinem Teil, daß er zur rechten Erkenntnis kommt oder doch wenigstens daran wächst, und ein Kirchenlehrer kommt in dem Falle in Gefahr, daß er verwirrt. Man muß sich also gar sehr hüten, daß man an und für sich mehrdeutige Worte nicht zu eindeutigen macht und natürlich auch umgekehrt, eindeutige zu zweideutigen, wie die Reformierten z. B. mit dem Wörtlein „ist“ in den Einsetzungsworten des heiligen Abendmahls tun. Diese Vorsicht darf man sogar selbst da nicht außer acht lassen, wo man seiner Sache ganz gewiß zu sein meint. Die Baptisten meinen z. B. gewiß, daß *βαπτίζειν* in der Schrift immer nur „untertauchen“ bedeute. Wie bald würden sie aber ihren Irrtum erfäufen, wenn sie erst einmal die Grundbedeutung dieses Wortes ernstlich suchen und beherzigen würden.

Die vom Heiligen Geist autorisierte Regel für jeden, der die heiligen Schriften im Grundtext liest, ist also die: Man gehe von der Grundbedeutung des Wortes in der Volkssprache aus und suche erst aus dem Kontext dessen eigentliche Bedeutung an der Stelle. So mache man es jedes Mal mit demselben Wort überall.

Dieser Grundsatz darf nicht nur im großen und ganzen zugegeben werden. Nein, hier gibt es keine Ausnahme, kein Wenn und Aber mehr. Zuweilen hört man wohl den Einwurf, unsere Sprache sei nicht fähig zur rechten Beschreibung des Wesens Gottes. Gott nehme nur die Worte aus der menschlichen Sprache, gieße ihnen aber dann ihre besondere Bedeutung ein. Dies kann ja richtig verstanden werden, ist aber in den meisten Fällen falsch gemeint. Man will nämlich mit dieser Behauptung obiger Regel begegnen und den Grundsatz obenan stellen, Schrift müsse durch Schrift ausgelegt werden. Man will dann nicht so sehr aus der Grundbedeutung des Wortes und seinem Kontext, als vielmehr aus dem Schriftganzen (wie man zu sagen pflegt) die rechte Bedeutung suchen. Was von dem Grundsatz, Schrift durch Schrift, zu halten ist, möge in einer Fußnote* gesagt und hier nur dem Einwurf begegnet werden.

Es ist ja gewiß wahr, daß keine Sprache der Welt geeignet wäre, Gott ganz zu beschreiben. Die Sprache ist nur der Ausdruck der Gedanken und Vorstellungen. Erst Gedanke, erst Vorstellung, dann Worte, nicht umgekehrt. Was der Mensch nicht mehr verstehen kann, da kann er auch nicht mehr mitreden. Wo also Begriffe fehlen, hat man auch keine Worte mehr. Und so gibt es denn eine gewisse Grenze für den Menschen, über welche hinaus

*Allerdings ist die Auslegung falsch, wenn anderen klaren Stellen der heiligen Schrift widersprochen wird. Da liegt ein Firtum in der Bedeutung der Worte vor. Denn der Heilige Geist widerspricht sich nie. Insofern ist jene Regel ganz berechtigt. Sie ist aber nur ein Damm gegen die Fälschung der Schriftlehre. Doch darf man sie nicht weiter ausdehnen. Luther, XX, 327: „Denn diese Regel: Eine Stelle muß durch die andere ausgelegt werden, ist ohne Zweifel nur etwas Besonderes, nämlich eine zweifelhafte und dunkle Stelle muß durch eine klare und gewisse ausgelegt werden. Denn klare und gewisse Stellen durch Vergleichen mit anderen auslegen wollen, das heißt die Wahrheit nichtswürdigerweise verspotten und Wolken ins Licht bringen. Gleichermäße, wenn man andere Stellen durch Vergleichung mit andern auslegen wollte, so hieße das die ganze Schrift in einen unendlichen und ungewissen, wüsten Haufen zusammenwerfen. Ist dies nicht klar genug? Ohne Zweifel erkennst du sehr wohl, daß es sich so verhält.“ Diese Regel ist also nur da anzuwenden, wo man die Bedeutung der einzelnen Wörter zur Zeit nicht genau finden kann, und die Stelle uns daher noch dunkel ist.

er göttliche Offenbarungen, weil er sie nicht mehr verstehen, auch in Worten nicht mehr ausdrücken könnte. Als Paulus bis ins Paradies entzückt war, hörte er unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann (2. Kor. 12, 4). Er hatte wohl Offenbarung, aber es fehlte an Worten in der menschlichen Sprache, weil es nichts Ähnliches hier auf Erden gibt. Der Gedankenkreis der durch die Erbsünde verderbten Menschheit ist viel zu klein, und daher ist es unmöglich, Gott und himmlische Dinge mit menschlichen Worten ganz zu beschreiben. Darum sagt auch die Schrift, unser Wissen sei Stückwerk und wir sähen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort (dem Sinne nach eigentlich ähnlich wie beim Rätsel), und Fleisch und Blut könnten das Reich Gottes nicht ererben (d. i., der durch die Erbsünde verderbte Mensch kann Gott nicht sehen, wie er ist, nicht schauen von Angesicht zu Angesicht. Dazu muß man vollkommen sein, welche Verwandlung bei den Seligen in der Auferstehung geschieht.). Das ist zwar alles wahr, doch darf man damit nicht die Worte der göttlichen Offenbarung als ungenau oder dergleichen bezeichnen, darf nicht behaupten, daß sie nicht hinreichend seien, das zu sagen, was sie eigentlich sagen sollen. Nein, so ist Gott, genau so, wie geschrieben steht. Die Schriftworte sollen nur das und nicht mehr besagen, was ihr Wortlaut ergibt und erlaubt. Wie könnte Gott sonst sagen, das Wort sei uns fast nahe im Munde und wir täten nur wohl daran, daß wir auf die Worte achten als auf ein Licht, das da scheint an einen dunkeln Ort, das Wort sei zuverlässig, u. s. w.! Wer da mehr hineinlegt, phantasiert und gebärdet sich so, als wenn er über Gott mehr denken, als dieser in menschlichen Worten sagen könne, ein solcher leidet doch wahrhaftig an geistlichem Hochmut! Wenn wir von Gott auch nur denken und reden können wie ein Kind von Dingen, die es erkennt, so ist doch, was wir aus der Schrift über Gott denken und reden in unsern Worten, ganz richtig und auch zutreffend wie beim Kinde, wenn es über jene Dinge nach seiner Weise richtig redet. Gewiß, menschliche Sprache reicht nicht aus, wenn Gott sich noch weiter offenbaren wollte, aber soweit, als er es getan hat, reicht sie völlig aus. Man hüte sich ja, mehr in die Worte hineinlegen zu wollen, als sie besagen, man würde sie sonst ungewiß machen und wohl bald mitten im Lager der Schwärmer stehen. Nein, man bleibe voll und ganz bei der obenaufgestellten Regel über die Erkennung Gottes in den Schriftworten, so wird man nie irren,

sonst aber gewiß. Hier ist und bleibt unser Wissen nur Stückwerk, aber dies Stückwerk kann ich nicht durch Phantasieren, sondern allein durch gesunde Vernunft aus den Schriftworten erkennen.

Vernunft, gesunde Vernunft ist daher auch zum Übersetzen aus den heiligen Schriften unbedingt nötig. Wenn die Schwärmer nur mit gesunder Vernunft in der Schrift arbeiteten, sie würden bald Lutheraner werden. Selbst die Katholiken würden erkennen müssen, wie töricht es ist, wenn man es nicht tut, und wie lästerlich, wenn man das Wort des wahrhaftigen und getreuen Gottes in bezug auf dessen Sinn einer wächsernen Nase vergleicht. Sie alle würden sich über die Zuverlässigkeit des Worts zum Lehren wundern und mit uns von Herzen singen lernen:

Dein Wort steht wie ein Mauer fest,
Welch's sich niemand verkehren läßt,
Er sei so klug er wolle.

Zwar fürchten manche Rationalismus, und diese Furcht hat ja auch ihre Berechtigung, aber nicht hier beim Übersetzen und Exegesieren, sondern nur beim Meditieren und Lehren. Gewiß, da darf man nicht über die Schrift hinausdenken und durch Philosophieren zu erkennen suchen. Die Gedanken des Geistes aber muß man logisch ordnen (*ὁρθοτομεῖν* 2. Tim. 2, 15), sonst kann man nicht lehren, und wer nicht dazu fähig ist, ist nicht lehrhaftig. Erkenntnis ist ja das Leben. Niemand kann aber erkennen, wenn er nicht belehrt wird, und zum Erkennen hat Gott uns die Vernunft gegeben, die Fähigkeit, logisch zu denken und logisch geordnete Gedanken in uns aufzunehmen. Konfuse Vorträge verwirren. Auch in der Theologie muß man gut scheiden, sonst macht man sich und andere verwirrt. Allerdings, Gott wohnt in einem Lichte, da niemand zukommen kann (1. Tim. 6, 16). Seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken, sondern so viel höher, als der Himmel über der Erde ist (Jes. 55, 8. 9). Daher ist es verkehrt, wenn man auch die Vernunft zum Prinzip der Theologie machen will. Hier muß man vielmehr alles Denken gefangen nehmen zum Aufmerken allein auf Jesu Wort (2. Kor. 10, 5). Logisch denken und seine Gedanken in für die Vernunft leicht faßlicher Weise wiedergeben, sie gut logisch ordnen muß man auch als Theologe immer. Das ist nie verkehrt, und dadurch wird man nie ein Rationalist werden. Aber vor dem Fehler muß man sich hüten wie

vor dem Teufel selber, daß man nicht auch nach den Grundsätzen seiner von Natur blinden und verblendeten Vernunft urteilt.

Vorausgesetzt, daß man sonst alle Regeln der Logik beachtet, so wird niemand irren, der nur nach den Grundsätzen des Heiligen Geistes urteilt. Der Herr, unser Gott, ist ein einziger Gott und ist kein Widerspruch in ihm. Zu jedem Syllogismus müssen eben beide Prämissen aus derselben Schrift genommen sein. Beide müssen natürlich auch die zu einem richtigen Schluß notwendige Bedingung haben, müssen z. B. auch von demselben Gegenstand handeln. Dann ist jeder Syllogismus schriftgemäß. Das kann jeder an unser aller Vorbild im Lehren, Jesu selber, erkennen. Die Sadduzäer leugneten die Auferstehung des Fleisches. Ihre Prämissen nahmen sie aus der Vernunft. Sie wollten Jesum, den so Lehrenden, ad absurdum führen. Dieser aber sagte ihnen, daß sie irreten, da sie nichts von der Schrift, noch von der Kraft Gottes wußten, und dann bewies er ihnen die Auferstehung des Leichnams aus der Schrift so: Gott hat zu Mose gesagt, also auch noch da, wo Abraham u. s. w. schon gestorben und ihre Leiber längst wieder zur Erde geworden waren: Ich bin — nicht ich war — der Gott Abrahams . . . Nun aber ist Gott nicht der Toten, sondern der Lebendigen Gott. (Wenn Gott, die Liebe, zu jemand sagt: Ich bin dein Gott, so verheißt er ihm damit alles Gute, was er ihm nur geben kann für Seele und Leib — das Leben in seinem ganzen Umfange, also auch die Auferstehung seines Leichnams.) Darum, schließt Jesus, irret ihr sehr, d. i. Abraham . . . werden daher auferstehen, und es gibt eine Auferstehung des Leichnams, Da redet doch Jesus in Syllogismen! Zwar pflegt man hier gerne zu entgegnen, Jesus habe wohl so geschlossen, wir aber dürften nicht so tun. Aber Jesus will hier belehren und zeigen, daß die Sadduzäer die Schrift nicht wußten. Er will offenbar sagen, schon dies doch auch ihnen bekannte Schriftwort hätte sie können eines Besseren belehren, und sagt damit daher auch, daß solche Schlüsse, die allein auf Grundsätzen des Heiligen Geistes beruhen, ganz richtig sind, und jeder die Schrift recht gebraucht, wenn er seinem Beispiel folgt. So machen es z. B. auch alle Apostel, und wie fein folgert besonders Paulus doch auch immer!

Doch wohlgemerkt, beide Prämissen müssen aus der Schrift sein. Das ist ein Hauptgrundsatz für christliche und gesunde Logik. Dagegen fehlen z. B. alle diejenigen, welche so schließen: Wenn

Gott zur Seligkeit erwählt, so gehen die Nichterwählten verloren, weil Gott sie nicht selig machen will. Da fehlt nämlich eine Prämisse, und die Schrift müßte unbedingt noch lehren, daß Gott an der Verdammnis des Menschen die Schuld trage. Das aber tut sie ganz und garnicht, sondern sagt ganz unmißverständlich, daß Gott keines Verderben will, sondern Jeder allein nur durch eigne Schuld verloren geht. Nein und abermal nein, Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und das ist ohne allen Zweifel gewiß, weil der Wahrhaftige es sagt, und dazu seine erbarmende Liebe sich auf alle erstreckt. Jener horrende Schluß hätte nur dann seine Berechtigung, wenn Gott sagte, daß das Verlorengehen ursächlich auch von ihm, Gott, abhinge. Die Prämissen müßten dann so sein:

In Gott liegt die Schuld, wenn ein Mensch verloren geht. Nun sagt die Schrift, daß Gott nicht alle erwählt hat. Also wollte er nicht alle ernstlich selig machen. Aber gelobt sei Gott, daß er die Person nicht ansiehet, sich aller erbarmet und nicht will, daß auch nur etliche verloren werden, sondern daß jedermann zur Erkenntnis der Wahrheit komme (2. Petri 3, 9; 1. Tim. 2, 4). Ausdrücklich sagt die Schrift dazu auch noch, daß die Schuld des Verlorengehens an dem Menschen allein liegt. Allerdings bleibt hier die Frage offen: Cur alii prae aliis? Darüber hat Gott jedoch nichts geoffenbart. Es wäre daher Torheit, ja Wahnsinn, hier durch philosophisches Denken etwas erkennen zu wollen. Da ehren wir nur Gott als den, dessen Gedanken über unsere um so viel höher sind als der Himmel über der Erde, wenn wir hier mit Paulo die Hand demüthig auf den Mund legen und mit ihm die Tiefe des Reichthums der göttlichen Weisheit bewundernd ausrufen: Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!

Logik selbst ist also nie schädlich, sondern nützlich und nötig auch in der Theologie, nur muß man sich hüten, daß man nicht dagegen fehlet. Beim Übersetzen der heiligen Schriften gehe man, wie auch sonst, von der Grundbedeutung mehrdeutiger Worte aus und suche aus dem Kontext die eigentliche. Beim Meditieren sehe man ganz ab von den Grundsätzen seiner Vernunft und operiere allein mit denen des Heiligen Geistes.

Vernunft und die Fähigkeit, sie recht zu gebrauchen, sind gute Gaben Gottes. Ihr Hauptzweck ist, daß wir Gott recht erkennen

und ihn von Herzen ehren können. Ein Stück des Ebenbildes Gottes am Menschen war ohne allen Zweifel auch die Fähigkeit, seine Vernunft stets richtig zu gebrauchen. Ein Mangel daran involvierte ja Irrtum, und Gott hätte dann den Menschen so geschaffen, daß er irren mußte. Ja, worin besteht die Weisheit Gottes selbst? Doch nicht nur darin, daß er alle Dinge weiß, sondern auch nie irren kann. Da nun der Mensch nach Gott geschaffen war, so hatte auch er vollkommene Logik, und seine Theologie bestand darin, daß er Gott nicht nur ohne Irrtum kannte, sondern auch dieses Wissen in ganz klarer, logischer Ordnung hatte, auch ohne logischen Irrtum war und stets nur logisch richtig dachte und redete. Wenn man im Wortspiel reden wollte, könnte man sonach sagen, Theologie ist Theologik. Es ist also dem logischen Denken an und für sich keine Schranke zu setzen, sondern dasselbe vielmehr nur zu loben. Wie schön ist doch z. B. eine Abhandlung, wo alle Gedanken schön logisch geordnet sind, wo das Ganze ein Guß ist, und, was die Hauptsache ist, welcher einen Eindruck macht sie auf das Herz und Gemüt! Wer aber hört und liest gerne 'verworrenes Zeug!' Und wie wenig spricht das an!

Allerdings muß man sich jetzt nach dem Sündenfall vor dem Mißbrauch der Logik stetig hüten. Diese Gefahr ist immer vorhanden. Denn die Vernunft des Menschen ist verderbt. Ihm ist es nun angeboren, lauter falsche Meinungen über Gott zu haben, und die Fähigkeit zum richtigen Schließen ist auch nur unvollkommen. Der natürliche Mensch hat, ohne es auch nur zu ahnen, den Irrtum lieb. Ihm jucken die Ohren nach loser Lehre. Die Wahrheit über Gott aber ist ihm Torheit. Demnach denkt und urteilt er nach lauter falschen Grundsätzen über Gott, ist ψυχικός, 1 Kor. 2, 14. Erst durch Erleuchtung des Heiligen Geistes lernt er die göttlichen Wahrheiten kennen und über Gott recht denken, glauben und reden, wird πνευματικός und kann πνευματικῶς κρίνειν. Aber auch der erleuchtetste Christ ist in steter Gefahr, wieder zu verirren. Der alte Adam, viel Irrtum und der Hang dazu, bleibt in diesem Leben. Daher muß jeder wahre Christ auch sich mitverstehen, wo die Christenheit singt: „Vernunft kann hier nichts sagen, sie sei auch noch so klug. Wer Fleisch und Blut will fragen, der fällt in Selbstbetrug.“ „Unser Wissen und Verstand ist mit Finsternis umhüllt, wo nicht deines Geistes Hand uns mit hellem Licht erfüllet.“ Zwar ehrt ein jeder Wiedergeborene die Schrift als die

alleinige Quelle aller und jeder Erkenntnis Gottes. Er ist *πνευματικός* und *πνευματικῶς κρίνειν* ist seines Herzens Wunsch und Begehrt. Demnach kann auch der in göttlichen Dingen Weiseste gar leicht irren, kann infolge seines erbündlichen Verderbens unwissentlich doch nach den Grundsätzen seiner Vernunft, nicht des Heiligen Geistes, urteilen und, wenn er nicht ernstlich und stetig die göttlichen Lehren zu lernen sucht, sogar noch in Mißglauben geraten. Hier darf man aber wahrlich nicht vor logischem Denken warnen. Man würde ja das Kind mit dem Bade ausschütten. Nein, hier ist zu fleißigem und stetem Merken auf Jesu Worte und — fleißigem Unterscheiden sogar sehr zu mahnen.

Ferner, was die Fähigkeit anbetrifft, richtig zu denken, so ist sie bei den Menschen verschieden, bei dem einen mehr als bei dem andern verderbt. Da bleibt manch einer ein schlechter Logiker sein Leben lang. Bei dem muß man natürlich immer auf der Hut sein, daß er uns nicht zu Irrtümern beredet, möge er es sonst auch noch so gut und treu meinen, auch mit noch so herzlicher Überzeugung reden. Aber da darf man doch darum nicht vor Logik warnen, sondern muß sie vielmehr empfehlen. Stets muß man aber auch vor sich selber auf der Hut sein vor Trugschlüssen, selbst wenn man sieht, daß man im logischen Denken manchem überlegen ist, muß fleißig prüfen, ob man richtig geurteilt hat, und auch hier immer tüchtiger zu werden suchen. Insofern dürfte hier wahrlich niemand sagen: „Vernunft darf hier nichts sagen, sie sei auch noch so klug.“ *Qui bene distinguit, bene docet* — der Satz gilt voll und ganz auch in der Theologie. Es kann nur dann jemand ein guter, tüchtiger Lehrer sein, wenn er sich stets des logischen Denkens und Redens ernstlich befleißigt. Logik ist nötiger und nützlicher als ein gutes Gedächtnis, obwohl auch dies durchaus nicht zu unterschätzen ist. Denn, wenn man auch nicht gut behalten kann, so kann bei guter Logik doch noch immer etwas Tüchtiges geleistet werden, was aber im andern Falle wohl gewiß nicht so sehr der Fall sein dürfte. Kurz, wohl dem, der mit Salomo um ein weises und verständiges Herz bitten gelernt hat. Ulrich.

Was ist Sozialismus?

(Teil einer Konferenzarbeit)

(Schluß.)

Auch die in der sozialistischen Plattform aufgeführten unmittelbaren Forderungen haben zum Teil nur den Zweck, die Lage des Arbeiters unter dem bestehenden System zu verbessern, z. B. Verkürzung der Arbeitszeit, Erhöhung der Löhne, staatliche Unfallversicherung, Verbot der Benutzung des Militärs zur Unterdrückung von Streiks, Einkommen- und Erbschaftssteuer, u. s. w. Die Gewährung dieser Forderungen würde unsere politischen und industriellen Einrichtungen nicht wesentlich affizieren. Wichtiger ist die Forderung einer Volksregierung. Der Sozialismus will dem Volke die Macht geben, direkt in die Gesetzgebung einzugreifen, indem es durch Volksabstimmung selber Gesetze erläßt (Initiative), oder von der Legislatur erlassene Gesetze vetiert (Referendum), oder unbotmäßige Gesetzgeber abberuft (Recall). Damit wären wir so ziemlich bei einer absoluten Demokratie angelangt. Praktisch würde freilich, wie der Sozialismus hofft, die als Damoklesschwert allezeit über den Gesetzgebern schwebende Möglichkeit einer Volksabstimmung sich als ein so kräftiges Einschüchterungsmittel erweisen, daß das Volk nur selten in die Lage käme, von seinem souveränen Rechte Gebrauch machen zu müssen. Immerhin ist in dieser Forderung das sozialistische Prinzip zum Ausdruck gebracht, daß das Volk die Aufgabe hat, sich selber zu regieren, nicht sich von Individuen regieren zu lassen, und daß es jedesmal seine eigene Schuld ist, wenn das Regieren nicht ordentlich besorgt wird.

Das große Ziel des Sozialismus ist aber das kooperative Gemeinwesen. Dies wird in der Nationalplattform nicht nur nachdrücklich erklärt, sondern der erste direkte Schritt in dieser Richtung wird schon in einem der "immediate demands" aufgeführt: Public ownership of the means of transportation, communication and exchange. Eisenbahnen, Expressgeschäft, Telegraph, Telephon sollen zum Volkseigentum gemacht werden. Damit wäre allerdings, soweit diese Industrien in betracht kommen, der Kapitalismus abgetan. Die Profite würden nicht mehr den Müßiggängern zufließen, sondern den Arbeitern und dem Publikum zugute kommen. Dasselbe soll nach und nach mit allen großen Industrien geschehen,

sobald sie dafür reif sind, d. h., sobald sie in den Händen des Kapitals genügend zentralisiert sind, um vom Staate ohne Schwierigkeiten übernommen werden zu können, wie es z. B. schon jetzt der Fall ist bei der Eis-, Kohlen-, Fleischindustrie und vielen anderen, die praktisch allen Wettbewerb unmöglich gemacht, sich zum vollendeten Monopol herausgebildet haben. Indem alle großen Industrien nach und nach zum Volkseigentum werden, wird der Kapitalismus überall verdrängt, das Kapital findet keine Gelegenheit, sich zu betätigen, und hört darum auf, Kapital zu sein. Der Reiche bleibt im Besitze seines Reichtums, er darf ihn verbrauchen, wie er will, aber er findet keine Gelegenheit mehr, Wucher zu treiben. Will er noch mehr erwerben, so muß er es in höchstgelegener Person tun, — er muß arbeiten.

Von dem so entstehenden kooperativen Gemeinwesen verspricht sich der Sozialismus eine baldige und gründliche Beendigung des Klassenkampfes mit allen seinen verderblichen Folgen. Es wird zwar auch im kooperativen Gemeinwesen immer noch Reiche und Arme geben. Der Fleißige und Sparjame, resp. der, welcher vermöge besonderer Befähigung dem Volke besondere Dienste leistet, wird es weiter bringen als der Müßiggänger, der Verschwender und der weniger Begabte. Aber einesteils wird der Abstand zwischen Reich und Arm verhältnismäßig gering sein, andernteils hat der Reichtum in den Händen seines Besitzers aufgehört, ein Mittel zur Unterdrückung des Armen zu sein. Damit wird auch die Politik gereinigt. Mit der Möglichkeit, sich auf Kosten des Arbeiters und des Publikums zu bereichern, schwindet auch das Hauptmotiv zur ungebührlichen Beeinflussung der Gesetzgebung von seiten des Reichen. Die Befürchtung einer solchen Beeinflussung von seiten etwaiger Arbeiterverbindungen macht dem Sozialismus kein Kopfzerbrechen. Sollte es z. B. den Eisenbahnarbeitern einfallen, besondere Vergünstigungen gegenüber den Arbeitern in anderen Industriezweigen erzwingen zu wollen, so wird die von der Regierung geführte und jedermann zugängliche Statistik die öffentliche Meinung bestimmen, und ungerechtfertigte Streiks werden wenig Aussicht auf Erfolg haben. Betrug, graft, Spekulation, falsche Ware und Handel werden nicht mehr die Regel, sondern seltene Ausnahmen sein, denn einesteils wird es an der Gelegenheit fehlen, welche bekanntlich Diebe macht, andernteils wird auch unter einem auf gerechten Grundsätzen basierenden System jegliche Unehrllichkeit eine

viel schärfere Verurteilung finden als unter dem gegenwärtigen Wucher-system. Mit dem Sturze des Kapitalismus und Individualismus fallen auch die sozialen Schranken. Der Mensch fühlt sich nicht als Knecht eines anderen Menschen, auch nicht als einsames Individuum, er betrachtet seine Arbeit nicht als einen Kampf ums Dasein, als einen fortwährenden Krieg gegen seine Mitbewerber, sondern er fühlt sich als Glied der Gesellschaft, als Mitarbeiter an einem gemeinsamen und edlen Werke. In der Gründung oder Nichtgründung der Familie werden nicht mehr pekuniäre, sondern persönliche Rücksichten den Hauptfaktor bilden, Eltern werden imstande sein, ihre Kinder zu ernähren, sie zu erziehen, das Familienleben zu pflegen. Verbrechen und Laster werden abnehmen in demselben Maße, in welchem das Kirchen- und Schulwesen emporblühen wird, wenn der Arbeiter Zeit und Muße findet, sich um geistliche Dinge zu kümmern, und den verderblichen Einflüssen des unsittlichen Wucher-systems nicht mehr unterworfen ist.

Über die Frage, auf welche Weise sich der Staat in den Besitz der Industrien setzen soll, sagt die Plattform nichts. In einem Gedicht von Chamisso zwingt der Räuber den Spaziergänger mit der Pistole, ihm seine Uhr für drei Bagen zu „verkaufen.“ Sozialistische Schriftsteller befürworten fast durchweg, daß der Staat die Industrien ihren gegenwärtigen Besitzern abkauft. Dieser Kauf ist freilich ein „Kauf.“ Der Kapitalist muß gewissermaßen mit vorgehaltener Pistole dazu gezwungen werden, und der Staat wird ihm schließlich auch den Preis diktieren müssen. Aber wenn der Staat je und je das Recht beansprucht hat, einen armen Menschen zu zwingen, seinen Acker zu verkaufen, um eine Eisenbahn hindurchzulassen (right of eminent domain), so macht sich auch der sozialistische Staat keine Skrupeln darüber, sich die Eisenbahn selber auf ähnliche Weise zu Gemüte zu führen.

Auch die Frage, wie das kooperative Gemeinwesen organisiert sein soll, überläßt die sozialistische Nationalplattform der Zukunft. Während einige Schriftsteller sich sehr eingehend mit der Frage befassen und detaillierte Zukunftsbilder entwerfen, bekennt sich die Plattform nur im Allgemeinen zu dem Prinzip der Demokratie. Grund und befürwortet, daß die Briefträger ihre unmittelbaren Vorgesetzten selbst erwählen; diese erwählen den Postmeister; die Postmeister erwählen den General-Postmeister. Ebenso in den Fabriken: die Arbeiter jeder Abteilung erwählen ihren Vormann, die Vor-

männer den Superintendenten, die Superintendenten einen Distrikts-Superintendenten, diese einen Bureauchef, die Bureauchefen einen Departementschef, der dann mit den Chefs anderer Departements zusammen (z. B. dem General-Postmeister, dem Ackerbauminister, dem Eisenbahnchef, etc.) die oberste Behörde bildet. Jeder Beamte behält sein Amt during good behavior. Gronlund will jedem Beamten die Macht geben, seine unmittelbaren Untergebenen abzusetzen, während viele andere umgekehrt den Untergebenen die Macht geben wollen, ihre unmittelbaren Vorgesetzten abzusetzen, was mehr mit dem demokratischen Prinzip übereinstimmt. Auch über andere naheliegende Fragen, z. B. ob alle Arbeiter denselben Lohn bekommen oder gewisse Arbeiten, die größere Anforderungen an den Arbeiter stellen, besonders honoriert werden sollen, ob das Geld abgeschafft und sog. "labor checks" eingeführt werden sollen, u. s. w., gibt es keine autoritative Auskunft, obgleich leitende Geister sehr bestimmte Ansichten äußern. Obwohl der Sozialismus großes Vertrauen auf die Intelligenz und den guten Willen des Volkes setzt, bestreitet er nicht, daß das Volk viele Fehler machen wird und das kooperative Gemeinwesen erst nach vielen, zum Teil vielleicht sehr kostspieligen Experimenten sich zur Vollkommenheit entwickeln wird. Aber das Volk wird durch Schaden immer klüger werden, und der Schaden wird immerhin im Vergleich zu den jetzt bestehenden Schäden gering sein. „Der Arbeiter hat nichts zu verlieren als seine Ketten.“

Das kooperative Gemeinwesen ist nach sozialistischer Auffassung kein künstlich geschaffenes System, sondern das Produkt einer natürlichen Entwicklung. Es hat zu allen Zeiten kleinere und größere kommunistische Gemeinwesen gegeben, die aber nicht Bestand hatten, teils weil sie eben kommunistisch waren (Kommunismus: Gütergemeinschaft, Aufhebung alles Privatbesitzes), teils weil sie in zu kleinem Maßstabe angelegt waren (Socialism "in patches"), hauptsächlich aber weil die Zeit noch nicht reif dafür war. Bei den primitiven Produktions- und Verkehrsmitteln der ersten Jahrtausende trugen die großen Industrien naturgemäß einen vorherrschend individualistischen Charakter. Durch Kooperation vieler Individuen wurde die Produktivität der menschlichen Arbeit nicht erheblich gesteigert. Mit der Einführung des Maschinenwesens ist aber die Idee der Kooperation verwirklicht worden. Müller, Metzger, Schuster, Schneider, Tischler, Töpfer, Kesselschmied, sie alle

haben ihre kleinen Werkstätten notgedrungen verlassen und sind von den Industrieherrn zu kooperativem Betrieb der Maschinen organisiert worden. Auch der Ackerbau wird früher oder später unter kapitalistischer Leitung ebenso organisiert werden, sobald sich infolge weiterer Verbollkommung des Maschinenwesens der Großbetrieb besser bezahlt macht. Das kooperative Gemeinwesen braucht also nicht erst künstlich geschaffen zu werden. Es steht fix und fertig da, der Staat braucht es nur zu übernehmen, weiter auszubilden und auszudehnen.

Woher soll der Staat das Geld nehmen, alle Industrien aufzukaufen? Auch diese Frage setzt den Sozialismus nicht in Verlegenheit. Der Aukauf der Industrien braucht nicht an einem Tage zu geschehen. Auch braucht der Kaufpreis nicht bar entrichtet zu werden. Zinsen wird der sozialistische Staat natürlich prinzipiell nicht bezahlen. Bei einer gerechten Verteilung der Steuern, wie sie der Sozialismus in Aussicht stellt, wird die Last, die auf den Arbeiter fällt, nur gering sein gegenüber dem großen Gewinn, den er bald daraus ziehen wird.

Was endlich die Stellung des Sozialismus zur Kirche anlangt, so gibt es zwar unter den Sozialisten wütende Feinde der Kirche, welche in ihr nur eine Kreatur des Kapitalismus sehen; andererseits Propheten der Naturreligion, resp. des Unionismus, welche die Errichtung einer Staatskirche auf breiter Grundlage erstreben. Nach anderen ist aber der Sozialismus eine reine "business proposition." Die Kirche will den Menschen innerlich regenerieren und die Selbstsucht in seinem Herzen unterdrücken. Das ist ihr Metier, und der Staat hat ihr nichts darein zu reden. Der Staat will die größten und verderblichsten, d. h. gemeingefährlichsten Ausbrüche der Selbstsucht bekämpfen; der individualistische Staat, indem er dieselben durch Gesetzgebung, Drohung und Bestrafung einzuschränken und zu regeln sucht, der sozialistische Staat, indem er denselben durch Errichtung eines kooperativen Gemeinwesens die Gelegenheit nimmt, sich zu betätigen. Das ist Sache des Staates, und die Kirche hat ihm nichts darein zu reden. Der moderne Sozialismus will weder als neue Religion, noch als Feindin des Christentums oder irgend einer anderen Religion gelten. Womit freilich nicht gesagt ist, daß er es nicht in Wirklichkeit sein könnte.

Ditto Sagedorn.

Schl u ß b e m e r k u n g. Als Antwort auf einige Anfragen seien folgende Erklärungen hinzugefügt: 1.) Das bis hierher Gesagte soll weder eine Verurteilung noch eine Verteidigung des Sozialismus sein, sondern eine objektive Darstellung, die als Grundlage und Anregung zur eigentlichen Kritik dienen soll. 2.) Die Fortsetzung des Referats wird voraussichtlich auf der nächsten Milwaukee Stadtkonferenz im Januar verhandelt werden. D. S.

— :: —

Einige Bemerkungen über den Wortschatz der Predigt.

In seiner Homiletik¹⁾ macht Dr. Herm. Sering mit Recht auch darauf aufmerksam, daß der Prediger sich auch eines guten Deutsch befleißigen, daß er vor allen Dingen darauf bedacht sein solle, die Sprache und den Wortschatz der Heiligen Schrift zu gebrauchen. Er schreibt: „Daher müssen Prediger deutscher Zunge auch Verwalter des Sprachschates ihres Volkes, besonders Pfleger des Erbguts sein, das aus der Bibel in unser Deutsch übergegangen ist, sofern es als unveraltet nicht auch schon dem Lese alles Menschlichen verfällt. Denn bloße Antiquitäten darf die Sprache der Predigt als lebendiges Wort für die jetzt Lebenden nicht konservieren wollen.“ Seine Bemerkungen über unsere Predigtsprache in dieser Hinsicht sind interessant und wertvoll, so daß wir unsern Lesern einen Dienst zu tun glauben, wenn wir sie hier in extenso mitteilen:

Für die Beherrschung und Wahl der Mittel des Ausdrucks geben Sprachlehre, Sprachkunde und in noch höherem Maß, als eine bloße Theorie der Beredsamkeit es vermag, Vertrautheit mit dem Besten der Literatur vor allem offener Sinn für die Schönheiten der Bibel und ihre Spracheigentümlichkeiten das Nötige an die Hand; und wie jeder Redner von Beruf wird besonders der Prediger auch auf die lebendige mündliche Rede achten, wie sie frisch, schlicht, unverfälscht, meist auch kunstlos aus der Leute Mund geht. Aber gerade das Alltägliche unterliegt leicht trübenden, verwirrenden Einflüssen, bald von seiten verbildender Ueberfeinerung, bald auch durch geschmacklose Moden, unbefugten Reformeifer und gedankenloses Nachmachen. Als Grundzug vieler Verbildungserscheinungen der deutschen Sprache hebt in der Gegenwart Loslösung vom Geschichtlichen, eine abplattende Neigung zum Ueberdeutlichen, sowie Nachahmung des Fremdländi-

1) Die Lehre von der Predigt von D. Herm. Sering. Berlin. Neuter und Reichard. 1897.

schen sich heraus, unterstützt durch den Umstand, daß in der Tagespresse, deren Sprachgepflogenheit sich dem Ohr täglich aufdrängt, nicht eben Kenner und Meister der Sprache, selbständige Bildner und Künstler den breitesten Einfluß haben. Daher müssen Prediger deutscher Zunge auch Verwalter des Sprachschazes ihres Volkes, besonders Pflieger des Erbguts sein, das aus der Bibel in unser Deutsch übergegangen ist, sofern es als unveraltet nicht auch schon dem Lose alles Menschlichen verfällt. Denn bloße Antiquitäten darf die Sprache der Predigt als lebendiges Wort für die jetzt Lebenden nicht konserbieren wollen.

Ohne ängstlicher Wortwählerei und =Klauberei zu verfallen, wird der Prediger als Hüter und Mitverwalter jenes Schazes schon darauf acht geben, daß die Worte, die als biblischer Ausdruck christlicher Grundbegriffe zu den sprachlichen Hauptwerten der Predigt gehören, nicht andern weichen, die durch Gunst des Zeitgeistes, Einfluß der theologischen Schulsprache oder auch durch religiöse Sprachtändelei in die Predigt eindringen.

Selbst Wortbildungen, die an sich eine Bereicherung des Sprachschazes sind, wie z. B. Frömmigkeit, Sittlichkeit, Tugend, Unsterblichkeit, haben keinen Anspruch darauf, sich vor die biblischen Ausdrücke vor- und diese vom Gebrauch der Kanzel abzudrängen. Wenn durch den kirchlichen Sprachgebrauch einzelne Wörter zu Erfasstücken für biblische ungeprägt sind, wie das Wort Buße für Sinnesänderung, Glaube für Bekenntnis, kann der einzelne Prediger ihnen das erlangte Hausrecht zwar nicht streitig machen; aber er wird gelegentlich, in lehrhaften Predigten, die Gemeinde auf die geschehene Umbildung und ihren Sinn hinweisen, einem schädigenden Mißverständnis wehren, aber auch den Zusammenhang aufweisen, in dem z. B. das Wort „der Glaube“ für Bekenntnis mit dem Heißglauben steht. Wie tief ein Weichen von biblischen Bezeichnungen in das Leben der Predigt eingreift, zeigt die rationalistische Zeit. Jenes Zurückweichen vor den Originalprägungen des christlichen Sprachgeistes hängt immer mit Tritierungen des Glaubensgeistes zusammen. Darüber darf man sich durch Deklamationen über Veraltetes, wie sie in modernen Räsonnements, auch wohlgemeinten, heute vorkommen, nicht täuschen lassen. Treten neuere individuelle Bezeichnungen an Stelle der kirchlichen Gemeinschaftssprache, redet ein junger Prediger z. B. oft davon, daß man von Christo überwältigt werden müsse, so ist dieser aus Innerlichem geborene Ausdruck ebensowenig weder vor Veräußerlichung noch vor Mangel an Wahrhaftigkeit sicher wie das Wort „glauben.“

Zu dieser Verwahrung der Kern- und Kraftworte der Bibel darf auch die Erinnerung treten, modernen Wendungen nicht den Vorzug zu geben, wo die Sprache der Bibel in ihrer Einfachheit dem Homileten einmal altväterisch erscheinen möchte. Wen beleidigt es nicht, wollte jemand statt „der Geschichte, die da geschehen ist“ (Luk. 2, 15) von einer wunderbaren Szene reden, die sich da abgespielt hat? Hat es nichts Befremdliches, wenn von der „Verhaftung Jesu“ geredet wird? Das Wort „Gefangennehmung,“ ist ja gewiß altväterisch; aber die Empfindungen des gläubigen Herzens vertragen diesen Klang besser als jenen. Punkte genug,

wo der Rat frommt: Achte das Sprachgut der Bibel! Es gehört mit zu dem Goldgrund heiliger Einfalt, auf dem sie darstellt. Hüte dich vor Bildungsgeckerei!

Auch die Gelehrsamkeit dränge sich nicht, zunftstolz wie die „Gelahrtheit“ der Alten, auf die Kanzel. Notwendige und der Wissenschaft nützliche Worte sind zum Teil doch nicht geeignet, den Gedanken der Predigt ihr Kleid weben zu helfen. Sie klingen einem feinhörigen Ohr wie unreine Töne im Akkord. Wer möchte die Termini „dogmatisch und ethisch,“ theologisch wertvoll, wie sie sind, für die Predigt brauchen? Und was sie als fremd empfinden läßt, ist nicht bloß ihre Zugehörigkeit zur Gruppe der Fremdwörter! — „Religiös“ und „sittlich,“ besonders wenn sie als Bezeichnungen eines Unterschiedes oder Gegensatzes angewendet werden, ge- reichen der Predigt kaum zum Vorteil. Das Licht, das sie geben wollen, bedarf für mehr als neun Zehntel der Laien erst selbst des erhellenden Strahls! Soll das alte „Jehovah,“ das in der Lutherbibel steht, aus evangelischen Kirchenliedern uns entgegenklingt, der unzweifelhaft korrekten Wiedergabe des hebräischen „Jahve“ weichen? Es stehe hier kein Urteil, aber dem Urteil des Predigers sei es anheimgegeben, und nicht minder dem der Gemeinde.

Weiter reicht diese Aufforderung bis zu Erweiterungen des deutschen Wortschatzes, die vielleicht in gewisser Hinsicht Bereicherungen sind, wertvoll für gewisse Zwecke. Die Frage ist nur: ob auch für die Zwecke der Predigt, ob einzustimmen in die Harmonie heiliger Rede, ob vorzuziehen dem, was die Bibelsprache für diese Sphäre bietet; denn für andere, z. B. für Geschäft, Verkehr, Gespräch, drängt die Bibel sich ja nicht auf! Luther, der gewiß kein literarischer Feinschmecker war, ist doch sehr feinsüßig in Wahrnehmung der Sprachwerte einzelner Wörter. Es sei an seine Bemerkung über die neumodischen Wörter „beherzigen und ersprießlich“ erinnert. Sie sind auch heute noch nicht schön. Wer möchte das: Es frommt nicht alles (1. Kor. 6, 12), weil „frommen“ in der Umgangssprache kaum noch gebraucht wird, umschreiben mit: Es ist nicht alles ersprießlich? Welch eine Einbuße an Würze der Rede, wollte man Jes. 57, 1 das „niemand ist, der es zu Herzen nehme,“ verändern: „der es beherzige!“ Und hinter den von Luther verspotteten Beispielen taucht vor dem Beobachter der Elemente, durch die unser Deutsch sich vermehrt hat, ein ganzes Heer auf; dasind z. B. Zeitwörter, die mit der Vorsilbe „be“ anfangen. Gewiß sind sie eingebürgert und an sich brauchbar. Aber von Mißhandlungen zu schweigen, wird man bisweilen selbst vielgebrauchte Worte dieser Gruppe als fremd auf heiligem Sprachboden ansehen und meiden, und immer bringt ein Vergleich mit dem analogen Ausdruck der Schrift sofort die Klärung. „Bevorzugen“ sagt jedermann; änderte man aber 1 Mos. 37, 3, wo es in Luthers Uebersetzung heißt: „Israel hatte Joseph lieber als alle seine Kinder“ und sagte: „Israel bevorzugte Joseph vor allen seinen Kindern,“ so wäre das minder schön. — Ich „bemitleide“ ist „populärer“ als „mich jammert.“ Nun setze man bemitleiden Luk. 7, 13; Matth. 9, 36; Luk. 15, 20; Matth. 18, 27 und sonst, wo immer

die Bibel die tiefe, erschütternden Erregungen des Herzens mit ihrer Sprache bezeichnet, das ihr fremde, auch ganz brauchbare, aber minder affektvolle Wort: sofort ist ein Teil der Kraft und Einfachheit und auch der Schönheit dahin. — „Sich betätigen“ ist heute nicht unbeliebt. Man brauche es Gal. 5, 6 statt „tätig ist,“ und der Schade ist offenbar. Und nun gar „beaugenscheinigen“ Luk. 14, 18 f. und das schreckliche „benötigen“ Matth. 21, 3 eingesetzt, hieße der Geschmacklosigkeit Gipfel ersteigen. Selbst das „befeligen,“ was Luther in einem liturgischen Stück, dem Sündflutgebet des Taufbüchleins, angewendet hat, wird man unter die wichtigsten Wörter nicht rechnen. In der Bibelübersetzung hat er es auch nicht gebraucht, sondern „selig machen“ und selig werden. Röm. 1, 16; Eph. 2, 5 u. a.

Auch darin tritt ein genereller Unterschied biblischer und moderner Wortprägung hervor, daß jene das Abstrakte flieht, diese es sucht. Es ist modern Infinitive zu substantivieren und mit solchen Gemächten gewachsene wurzelständige Hauptwörter zu verdrängen. An sich ist es ja nicht unrichtig und es verstößt auch nicht wider den Geschmack, den Inhalt von Matth. 6, 24—34 zusammenzufassen in den Satz: Im Trachten nach dem Reiche Gottes soll irdisches Sorgen untergehen; über 1 Kor. 9, 24 ff.: Das Laufen nach dem himmlischen Kleinod nötigt zur Selbstbeschränkung: vollstümlich aber ist es nicht. „Der Eifer um das Reich Gottes,“ „der Lauf nach dem Kleinod,“ wieviel frischer lautet das! Das Abstrakte steigert sich, wenn die substantivierten Infinitive mit andern Infinitiven kombiniert und dann wohl gar definiert werden: Die Betrachtung des Sterbemüßens ist Anfang rechter Lebensweisheit (nach Hf. 90, 12). Das Vorrecht des Bedürfnisses. Die innere Schönheit des Gestaltwerdens nach Christi Vorbild — und ähnliches.

Auch von den Hauptwörtern mit der Endsilbe „ung“ sind viele aus dem Zuge zur Abstraktion hervorgegangen und der Sprache der Wissenschaft unentbehrlich; aber Predigt wie Poesie werden durch sie von des Gedankens Kläffe angekränfelt und halten sich zurück. Wörter auf „ung“ in Fülle, die, für die Hauptgüter und Grundwerte des christlichen Glaubens und Lebens ein für allemal geprägt, Gottestaten, unsichtbare Realitäten bezeichnen: Erlösung, Rechtfertigung, Vergebung, Besserung, Erneuerung, Heiligung, Bewährung, Verheißung, Hoffnung, Auferstehung, Vergeltung. Sie vertragen es auch, daß ihrer einige im gleichen Satz einander folgen, wie Röm. 5, 4, ohne daß der Eindruck des Abstrakten entstände. Viele Wörter gleicher Endung sind aber kaum mehr als substantivierte Infinitive mit dem Nebenbegriff eines Zustandes, der aus der Handlung folgt. Was hiervon in der religiösen Sprache seinen Platz und seinen Wert gewonnen hat, läßt immer noch Raum für die Warnregel, Wörter auf „ung“ nicht zu häufen, in demselben Satze sie nicht miteinander zu verknüpfen. Die Farben der Rede verlöschen sonst. Man mache sich den Eindruck eines Predigtanfangs klar, wie dieser: Zur Sammlung unserer Gedanken wie zur Vertiefung unserer Bemühung um Heiligung leitet

unser Text uns Handreichung. Oder: Die Klänge des eben gesungener Liedes, einer der kräftigsten Aeußerungen der Seele umgekehrt und geben auch schon die Richtung an, die unsere Betrachtung einschlagen wird. Oder: Eine Betrachtung unsers Textes, die zugleich eine ernste Bemühung um Nichtigstellung seines oft verdunkelten Inhalts sein soll, wird uns als Gewinn auch Befreundung mit seinen Mahnungen, Beruhigung unserer Seele, Erhebung unsers Gemüths zu jenen Höhen eintragen, an die keine Vorstellung, kein Anschauungsvermögen heranreicht. Das ist an sich nicht fehlerhaft geredet, aber wie anspruchsvoll, wie gestelzt, wie weit ab von lebendiger Frische, wie bestäubt vom Meltau der Abstraktion! So redet weder die Bibel, noch will das Volk, daß man so zu ihm spreche. Ueberfeinerung und Verbildung redet so.²⁾

Warnen muß man auch, den substantivierten Adjektiven den Vorsprung, den ihnen der Zug der Zeit allzubereitwillig gewährt hat, noch zu vergrößern: „das Erhabene, das Großartige dieses Wortes wird uns fühlbar.“ — „Das Hoffärtige eines solchen Verhaltens stößt jeden ab, der sich Sinn für das Schlichte bewahrt,“ und ähnliches. Gewiß kann man so sagen, ohne sich den Vorwurf zuzuziehen, man versteige sich vom Einfachen weg zum Abstrakten und Gespreizten. Aber wenn diese Ausdrucksweise sich vordrängt, so ist's ein Stich in die Manier.

Wie eng die Wahl des Wortes mit dem rednerischen Charakter zusammenhängt, tritt besonders an unscheinbaren und doch so wichtigen Redetheilen, wie die Pronomina es sind, hervor. Rechte Rede geht mit leichtem, gleichsam federnden Schritten daher. Dem .tut's Eintrag, wenn man den Gebrauch des schlichten „er, sie, es“ zu gunsten des schwerbetonten „derselbe, dieselbe, dasselbe“ in der Manier jenes „papiernen Stils“ einschränkt, dem neuere feinfühlige Kritiker mit Schärfe zu Leibe gegangen sind. Was sie warnend sagen, wird sich dem Prediger bestätigen, der auch hier Luther und die deutsche Bibel befragt. Braucht Luther das betonte „derselbe,“ so gibt der Text mit einem *αὐτός, ἐκεῖνος, οὗτος* die Erklärung. Joh. 1, 7; 8, 44; 16, 14; Röm. 8, 16; 1 Petr.

2) Es gibt zu denken, daß selbst Wörter auf „ung,“ die wir heute gar nicht mehr entbehren können, uns im Sprachvorrat der Lutherbibel noch nicht begegnen. Sie sagt nicht Handlung (actus), sondern Tat und Geschäft; nicht Gesinnung, sondern Sinn; nicht Erzählung, sondern Geschichte. Sie braucht das Wort gründen, aber nicht Gründung; Kraft, kräftigen, kräftiglich, aber nicht Kräftigung; begnadigen, aber nicht Begnadigung; Gestalt, auch gestaltet sein, aber nicht Gestaltung; vollenden, auch Hebr. 12,2 Vollender, aber nicht Vollendung. Gedächtnis ist häufig; aber Erinnerung findet sich nicht. Natürlich will der Hinweis hierauf nicht auffordern, den Gebrauch dieser Worte wieder einzudämmen. Sie haben volles Bürgerrecht erlangt und sind auch in der religiösen Sprache furrent geworden. Ein verfeinertes Ohr hört allerdings bei einigen wohl heraus, daß der ganze gemüthliche Vokallang der Worte der Lutherbibel nicht auf sie übergegangen ist. Man versuche Luk. 22, 19 zu sagen: zur Erinnerung an' mich! Und doch sagen Tausende heute so und schreiben es dem Freunde unter ihr Bild mit gutem Recht!

5, 10; Act. 2, 23; Hebr. 1, 11. Man versuche aber in der Bibel das schlichte „er“ durch ein „derselbe“ zu ersetzen, und man wird sofort empfindlich berührt. Uebersetzt man z. B. Mark. 10, 36: „Und er sprach zu demselben;“ oder vertauscht man Mark. 10, 34 „die“ mit „dieselben,“ oder sagt man Apost. 1, 4: Und als er dieselben versammelt hatte, so lehnt sich das Sprachgefühl in uns dagegen sehr lebhaft auf.

In solchen Stellen wird man auf den Unterschied zwischen gesprochenem und geschriebenem Wort geführt. Die lebendige mündliche Rede sagt lieber „darin, dadurch“ etc., als „in demselben, durch denselben.“ Der durch Zeitungssprache verbildete Hochdeutsche, welcher dem schlichten „er“ das steife, die Identität hervorhebende „derselbe“ so gern substituiert, lerne hier vom Niederdeutschen, dem dergleichen ganz unmöglich ist.

Ähnlich ist es mit der Neigung, das Relativ „welcher“ auf Kosten des schlichten, der lebendigen Rede angehörenden „der“ zu brauchen. So steht es allerdings nicht, daß jenes Wort als dem papierenen Stil angehörig verpönt sein sollte; vielmehr kann uns sein Recht und seinen Wert die deutsche Bibel lehren. Luther beweist ein feines Gefühl für die größere Schwere, die das „welcher“ von dem leicht auftretenden „der“ unterscheidet, wenn er überwiegend mit jenem das griechische Relativ übersetzt, mit diesem die Partizipia umschreibt.³⁾ Man braucht auch nicht immer zu fürchten, daß Klanghärten entstehen, wenn, wie öfters, dem Relativ „der“ ein bestimmter Artikel folgt. „Gott, der der Erde Maß gemessen hat,“ wird man zwar nicht gern sagen; aber „der Berge fest steht in Kraft,“ Ps. 65, 7, ist gegen alle Einwände frei; wie auch das „der du,“ Ps. 65, 8; 104, 4. 5. Unsere besten Kirchenlieder beglaubigen Recht und Schönheit solcher Folge.

Auch gegenüber den Trübungen des Sprachgebrauchs, die sich auf elementar-grammatische Verhältnisse erstrecken, bietet die deutsche Bibel Zurechtweisung und Vorbilder. Für die Deklination ist nur zu erinnern, daß der Gebrauch des Genitivs immer mehr verkürzt wird, dessen Wert gerade in der gehobenen religiösen Sprache spürbar ist. Für das Wort „gedenken“ fühlt das noch jeder (Gal. 2, 10; Hebr. 13,3; Ps. 79, 8), ebenso wie bei dem „sich erbarmen.“ Die Verbindung des „danken“ mit dem Genetiv gehört dagegen schon zu den untergegangenen, trotz des Katechismus — zu Ende der Erklärung des ersten Artikels. Ebenso ist „Des walte Gott!“ wie verschollen. Aber Prediger tun wohl, auch in diesen kleinen Dingen dem Abbröckelungsprozeß zu steuern, der schon so grobe Sprachfehler erzeugt, daß der Genetiv „unser“ mit „unserer,“ das Personalpronomen also mit dem Possessivum vertauscht wird, was auch Wustmann rügt.

Die Abneigung gegen die Deklination fängt neuerdings an, wohl mit

3) „Welche“ für *οσοι* Röm. 2, 12; fürs einfache Relativ Eph. 1, 14; Kol. 2, 10; 1 Tim. 4, 10. Selbst im Genetiv, der uns hart klingt, wo wir „dessen, deren“ vorziehen: 1 Tim. 1, 6. „Der, die, das“: 1 Kor. 9, 13; 7, 29; 1 Tim. 5, 20; 6, 5; 1 Theß. 5, 7. — *οτρως* übersetzt mit „die da,“ 2 Tim. 2, 2.

gestützt durch das Motiv, geistige Anstrengung zu ersparen, sich auch der Namen des Heilandes zu bemächtigen. Bald wird man vielleicht trotz der Lutherbibel hören müssen: Die Gnade unsers Herrn Jesus Christus. Wird auch der alte Vers gebetet werden: Christus' Blut und Gerechtigkeit? Und die Bibelsprüche, die die Kasus „Christi, Christo, Christum“ haben — werden sie den alles auf „Christus“ einebnenden Eifer der Schulmeisternaturen wider sich erwecken? 1 Joh. 1, 7; 2 Kor. 5, 19; Eph. 3, 19.

Abschattierungen des Sinnes sind, wie jede Grammatik lehrt und das gebildete Sprachgefühl erprobt, mit dem Modus der Zeitwörter verknüpft; und zum Reichtum der Sprache gehört auch die Form der Abwandlung. Eine Entwöhnung hiervon verschlechtert die Rede. Stellt man nachlässiges Gegenwartsdeutsch der Bibel gegenüber, so wird sich auch hier deren Wichtigkeit und Feinheit bestätigen. Dem Absichtssatz läßt sie den Konjunktiv, Hiob 33, 29 f.; Ps. 2, 12; dem Konjunktiv läßt sie seine eigene Form und umschreibt ihn mit „ich würde“ etc nur, wo das Irreale stark hervortreten soll, namentlich im Hauptsatz von Bedingungsätzen. Das unterstützt dann den Eindruck und kann mit der Feierlichkeit majestätischer Rede im Bunde sein: „Nähme ich“ (hier nicht: Würde ich nehmen!) Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten.“ Ps. 139, 9: es wäre doch Schädigung des poetischen Rhythmus und der Gehobenheit, wenn man statt der Umschreibung den Konjunktiv setzte: so führte mich daselbst doch deine Hand und hielte mich deine Rechte. — So vertritt das Schriftdeutsch Recht und Wert des Konjunktivs gegen die Verwöhnung, die aus den Konjugierübungen des Gymnasiums stammt, bei der vorbringenden Neigung, den Formenreichtum unserer Sprache abzuplatten, beliebt geworden und in die Umgangssprache, die parlamentarische Rede und das Zeitungsdeutsch eingedrungen ist; und andererseits läßt unsere Bibel bei sparsamem, aber bezeichnendem Gebrauche der Umschreibung auch dieser ihren eigentümlichen rednerischen Wert. (Magazin f. ev. luth. Homil., St. Louis.)

Kirchliche Nachrichten.

Das Kirchentum in den Ver. Staaten.

Das Zensus-Bureau der Vereinigten Staaten hat auch das Kirchentum des Landes unter die Lupe genommen. Abgeschlossen sind die statistischen Erhebungen für das Jahr 1906 noch nicht, da nicht bloß die Mitgliederzahl der verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften, sondern auch Gründungszeit, Wachstum, Schuldenlasten, die Gehälter der Geistlichen, die Sprache, in welcher die Gottesdienste abgehalten werden, die Sonntagschulen der Gemeinden u. a. festgestellt werden sollen, so daß sich ein übersichtliches, klares Bild über das ganze Kirchentum des Landes gewinnen läßt. Bis dahin wird aber noch einige Zeit verstreichen. Inzwischen hat Dr. Carroll von New York seine jährlich im „Christian Advocate“ erscheinende kirchliche Statistik dieser Lage veröffentlicht. Anspruch auf absolute Richtigkeit können seine Erhebungen nicht machen, doch geben sie ein annäherndes Bild über etwa 45 kirchliche Gemeinschaften des Landes. Darnach stehen die Methodisten mit 60,352 Kirchen obenan, nicht aber die Mitgliederzahl, die auf rund 6½ Millionen angegeben ist. An Mitgliederzahl steht die katholische Kirche mit 11,143,455 obenan, obgleich sie viel weniger Kirchen hat als die Methodisten, nämlich nur 12,449. Die Zahl der Katholiken im Lande ist von Dr. Carroll noch zu niedrig angegeben, denn das „Catholic Directory“ für das Jahr 1907 beziffert die katholische Bevölkerung der Ver. Staaten auf 13,089,353 Seelen, eine Zunahme von 437,309 gegen das Jahr 1905. An dritter Stelle stehen die Baptisten mit 54,566 Kirchen und mehr als 5 Millionen Mitgliedern. Dann folgen die Lutheraner mit 13,919 Kirchen, 2 Millionen Mitglieder. Die Presbyterianer haben nahezu 16,000 Kirchen und eine Mitgliederzahl von 1,772,000; die Jünger Christi haben für 1,265,000 Mitglieder über 11,000 Kirchen. Alle übrigen Religions-Gemeinschaften bleiben mit ihrer Mitgliederzahl unter der Millionengrenze. Die protestantischen Episkopalen besitzen 7567 Kirchen mit 846,492 Mitgliedern, die Kongregationalisten haben etwa 6000 Kirchen mit 695,000 Mitgliedern, die Reformierten weisen 2560 Kirchen mit 422,000 Mitgliedern auf. Stark ist die deutsche evangelische Synode, die 228,420 Mitglieder und 1227 Kirchen hat, während die deutsch-evangelisch-protestantische Kirche mit 155 Kirchen und 20,000 Mitgliedern aufgeführt ist. Die Mormonen haben über 1300 Kirchen mit nahezu 400,000 Mitgliedern, die Spiritualisten 748 Kirchen mit 295,000 Mitgliedern und die Vereinigten Brüder 4350 Kirchen mit 286,000 Mitgliedern. Alle übrigen kirchlichen Gemeinschaften haben etwas mehr oder weniger als 100,000 Mitglieder. Die Adventisten 95,000, die Christian Scientists 80,000, die Dunker 121,000, die Evangelischen 179,000, die Freunde 119,000, die Mennoniten 62,000, die Universalisten 56,000. Auffallend klein ist die Zahl der unabhängigen Gemeinden — nur 156 mit 14,000 Mitgliedern. Die Heilsarmee hat es zu 983 Kirchen mit 28,500 Mitgliedern gebracht.

Weniger Verbreitung hat die Gesellschaft für ethische Kultur gefunden, die nur 1700 Mitglieder zählt, während die Theosophen 2600 haben. Die Gesamtzahl der Kirchen wird auf 207,707 angegeben, die Zahl der Mitglieder auf 32,283,658. Die Zahl derer, die keiner kirchlichen Gemeinschaft angehören, wird nicht angegeben. Sie wird sich nur schwer ermitteln lassen.

Wachstum des Katholizismus in den Ver. Staaten.

Dem „Catholic Directory“ für das Jahr 1907 zufolge haben die Ver. Staaten jetzt eine katholische Bevölkerung von 13,089,353 Seelen. eine Zunahme von 437,309 gegenüber dem Vorjahre. In dieser Zahl sind die Katholiken in den Inselgebieten nicht eingeschlossen.

Der Klerus zählt insgesamt 15,093 Mitglieder, eine Zunahme von 609. Im Laufe des letzten Jahres wurden 334 neue katholische Pfarreien gegründet und beträgt deren Zahl nunmehr 12,148. Es gibt 85 höhere kirchliche Lehranstalten mit 5697 Studenten und 4364 Pfarrenschulen, die durchschnittlich von 1,096,842 Kindern besucht werden.

In 225 Waisenhäusern werden 40,588 Kinder ernährt, gekleidet und erzogen. Einschließlich der Waisen, sowie der katholischen Jugend, welche die 998 höheren Lehranstalten besucht, beträgt die Zahl der in katholischen Anstalten unterrichteten Kinder 1,266,175.

Die katholische Hierarchie besteht zur Zeit aus einem päpstlichen Delegaten, einem Kardinal, 15 Erzbischöfen, 90 Bischöfen und 18 Äbten. Die Zahl der Weltpriester ist 11,135, die der Ordenspriester 3958, welche 45 verschiedenen Ordensgenossenschaften angehören.

Die am zahlreichsten vertretenen Orden sind: die Jesuiten, Benediktiner, Kapuziner, Dominikaner, Franziskaner, die Väter vom heil. Kreuz und die Redemptoristen.

Die katholische Bevölkerung auf den Philippinen wird auf 3,862,413 angegeben, von Porto Rico auf 900,000; ferner gibt es auf den Sandwich-Inseln 32,000, in Alaska 12,500 Katholiken. Somit wohnen insgesamt 20,986,266 Katholiken unter dem Sternenbanner. Im Anschluß hieran sei erwähnt, daß die Seelenzahl der Katholiken Canadas auf 2,457,539, diejenige Cubas auf 1,573,862 beziffert wird.

Die Erzbischöfen New York und Chicago umfassen jede in runder Zahl 1,200,000 Seelen. Mit den 600,000 Katholiken der Boroughs Brooklyn und Queens, die nicht in die Erzbischöfe New York eingeschlossen sind, würde diese 1,800,000 Seelen zählen.

An dritter Stelle in bezug auf Seelenzahl kommt die Erzbischöfe Boston, mit einer katholischen Bevölkerung von 850,000; an vierter Brooklyn mit 600,000; an fünfter Philadelphia mit 485,000. Dann folgen die Erzbischöfen, resp. Bischöfen, New Orleans mit 450,000, Pittsburg 375,000, St. Louis, Cleveland und Hartford mit je 325,000, Newark, Scranton 250,000, Milwaukee 247,000, St. Paul 230,000, San Fran-

cisco 227,000, die Erzdiözese Cincinnati, sowie die Diözesen Buffalo und Providence mit je 200,000 Seelen.

Diese Zahlen wurden von den bischöflichen Kanzleien geliefert, sind somit offiziell.

Die ausgedehnteste Diözese der Ver. Staaten ist die Diözese von Salt Lake, Utah, die sich über ein Gebiet von 153,768 Geviertmeilen erstreckt.

Ein tiefer Schaden und seine einzige Heilung.

Vor kurzem tagte in Los Angeles, Cal. die als „National Educational Association“ bekannte große Verbindung von Erziehern und Lehrern aller Art. In ihrer Schlußsitzung nahm sie auch eine Resolution an, worin gegen die Schuljugend des Landes schwere Anklagen erhoben werden. Man beschuldigt sie der Neigung, alle „anerkannte Autorität“ zu mißachten, des Mangels an Achtung vor Alter und Wissen, des Mangels an Pflichtgefühl und der Neigung, mehr den Lockungen „des Vergnügens und des Vorteils“ zu folgen als den Forderungen von Pflicht und Ordnung.“ Die Association beklagt diese Tatsachen und erklärt, daß hier ein Zustand vorliege, der den geistigen Führern unsers Volkes tiefes Nachdenken und schleuniges Handeln zur Pflicht mache.

Man kann nicht mit Recht behaupten, daß diese „Anklage“ falsch oder auch nur übertrieben wäre. Man kann sie im Gegenteil mit Fug und Recht noch verschärfen. Bei einem großen Teil der amerikanischen Schuljugend findet sich nicht nur die „Neigung,“ anerkannte Autorität zu mißachten, sondern sehr oft ausgesprochene und tatsächliche Verneinung und Verwerfung jeder Autorität. Anerkannte, hervorragende Einsicht, Weisheit und Tugend üben auf die heutige amerikanische Jugend nur noch sehr geringen Einfluß aus, der Respekt vor dem Alter und dem „grauen Haupt“ scheint bei ihr gänzlich geschwunden zu sein. Jung-Amerika zeichnet sich durch Selbstüberhebung, Rücksichtslosigkeit, eingebildetes Wesen, Annäherung und andre Untugenden ähnlicher Art aus. Ihr Motto ist: Ich bin so gut wie irgend ein anderer! und sie setzt diesen Grundsatz in die Praxis um, indem sie nach eigenem Kopf, Wahn und Wunsch zu handeln sucht. Ist das nicht eine Wahrnehmung, die man heutzutage schier überall machen kann, und zwar nicht mehr bloß in den Städten, sondern zum Teil auch auf dem Lande? Unfre Jugend ist mit einem Worte pietätlos geworden. Auch das Pflichtgefühl ist bei ihr im allgemeinen sehr wenig ausgeprägt, und daß der Sinn unsrer Jugend in hohem Maße auf das Vergnügen und den Vorteil gerichtet ist, daß sie sich im allgemeinen weit mehr von dem Verlangen nach diesen Dingen als von dem leiten läßt, was „Pflicht und Ordnung“ fordern, liegt leider so klar zutage, daß es nicht bestritten werden kann.

Man kann jener Anklage der National Educational Association nur beipflichten und muß ihr auch darin recht geben, daß der von ihr gekennzeichneten Beschaffenheit unsrer Jugend schnell und kräftig entgegen gearbeitet werden sollte, und daß diese Aufgabe zum ersten Nachdenken

auffordert. Merkwürdigerweise aber hat es der Konvent in Los Angeles selbst völlig unterlassen, irgend welchen Weg anzudeuten, auf dem eine Besserung zu erreichen wäre. Das fällt um so mehr auf, da er es doch sonst für seine Aufgabe hält, sich mit der Erziehung der Jugend zu befassen, und wenn er es für notwendig hielt, Anklagen gegen die Jugend, mit deren Erziehung er sich befassen will, zu erheben, so hätte er auch Verbesserungsvorschläge machen müssen, wodurch die Jugenderziehung unsers Landes in andre Bahnen gelenkt werden könnte.

Doch braucht man sich über dieses Schweigen nicht zu verwundern. Jener „Nationale Erziehungsverein“ vertritt eine Art der Jugenderziehung, die völlig ungeeignet ist, eine Besserung herbeizuführen. Seine Mitglieder wissen oder sollten doch wissen, daß sie nicht die Mittel in Händen haben, wodurch sie auf die ihrer Pflege anvertraute Schuljugend wahrhaft erzieherisch einwirken könnten. Sie repräsentieren die vom Staat errichteten und unterhaltenen Schulen, und diese sind ihrem Wesen nach eigentlich nur Unterrichtsanstalten. Die Staatschulen sind Pflanzstätten einer äußern und innern Bildung, auf denen man im besten Falle sogenannte Kulturmenschen groß zieht, indem man sie nur aus dem Hinterkopf der modernen Kultur trinkt und sättigt, wo man ihren Kopf füllt, aber ihre Seele leer läßt. Pflanzstätten christlicher Charakterbildung, auf denen Menschen Gottes erzogen werden, die zu allem guten Werk geschickt sind, also Erziehungsanstalten im eigentlichen Sinne des Wortes, sind die Staatschulen nicht und können sie nicht sein. Was Wunder also, wenn in ihnen eine Jugend aufwächst, gegen die die Vertreter der Staatschulen selbst jene schweren Anklagen erheben müssen, und was Wunder, daß die National Educational Association diesen Anklagen ratlos gegenübersteht? Sie ahnt vielleicht, daß sich diese Anklagen wenigstens zum Teil gegen sie selbst richtet. Ihre Mitglieder rühmen sich, Erzieher der Jugend zu sein, aber sie wissen, daß sie es nicht sind und nicht sein können, und daß die Bezeichnung „Lehrer,“ um nicht zu sagen „Einpauker,“ für sie zutreffender ist.

Die gegen die Schuljugend unsers Landes erhobenen Anklagen werden erst dann verstummen, und ihre Besserung wird erst dann eintreten, wenn dem jungen Volk schon frühzeitig das eine Heil- und Schutzmittel seiner Seele immer wieder dargeboten wird, von dem geschrieben steht: „Es heilt sie weder Kraut noch Pflaster, sondern das Wort, das alles heilt.“ Und mit dieser Heilkur muß nicht nur in der Familie, sondern auch in der Schule eingesetzt werden. Eine Schule aber, die nicht vor allem Erziehungsanstalt ist, kann dieses Mittel nicht anwenden. Nur die christliche Schule hat das Wort Gottes und kann es auf die Seelen der Kinder einwirken lassen. Nur ein tiefes Hineintauchen junger Menschenherzen in den tiefen Lebensborn des Wortes Gottes bietet sichere Garantie für eine wahrhaft sittliche Beeinflussung und moralische Bewahrung und Bewährung. Eine Schule dagegen, die wohl eine bestimmte Norm des Wissens dem Kindeshirn einprägt, auch wohl das Kindeshirn mit allerlei natürlichen Kulturmitteln beeinflussen will, aber das gött-

liche Erziehungsmittel des Wortes Gottes nicht anwenden kann, wird die in erschreckendem Maße zunehmende Zuchtlosigkeit der ihr anvertrauten Jugend nie und nimmer aufheben und in das Gegenteil verwandeln.

Es gibt in unserm Lande viele — ihre Zahl wächst von Jahr zu Jahr —, die dies alles lebendig erkennen. Sie erkennen deutlich, wohin die Verwilderung unsrer Schuljugend führen muß, und sehen sich hilflos nach allen Seiten um. Aber sie finden nicht den rechten Weg, oder wenn er ihnen gezeigt wird, wollen sie ihn nicht betreten. So hat vor kurzem Rev. George U. Wenner von New York ein Schriftchen herausgegeben, *Religious Education and the Public School. An American Problem*, worin er das „Problem“ mit allem Fleiß zu lösen sucht. Er redet von religiöser Erziehung und findet eine Lösung in der Forderung: *Give us Wednesday afternoon*. Er meint, die Stadtschule sollte am Mittwoch oder auch an einem andern Nachmittag die Kinder von ihrem Unterricht entbinden, um ihnen Gelegenheit zu geben, während der gesellschaftlichen Schulstunden eine „religiöse Erziehung“ zu erhalten. „Wir meinen aber,“ schreibt zutreffend der lutherische Pastor Georg v. Woffe im *Luth. Kirchenblatt*, „daß es sich auch bei diesem Nachmittag weniger um religiöse Erziehung, als vielmehr um einen Unterricht in Religion handelt. Von religiöser Erziehung kann nur da die Rede sein, wo der ganze Unterricht, den das Kind empfängt, von religiösem Geist durchdrungen ist; und das geschieht hier in Amerika einzig und allein in der Gemeindefchule. Wenner hat sein Buch seiner Mutter gewidmet mit den Worten: *“To my first teacher in religion. my revered Mother”* Das zeigt, daß bei Wenner die Begriffe Erziehung und Unterricht sich decken, während der Unterricht nur ein Teil der Erziehung ist. Die Mutter ist oder soll sein in erster Linie Erzieherin, nicht Lehrerin, und der Lehrer soll in erster Linie Lehrer sein; er ist aber allerdings nur dann ein rechter Lehrer, wenn er auch Erzieher ist. Die beiden Begriffe decken sich also nicht, aber sie gehören zusammen und ergänzen sich. Und das ist es ja gerade, was wir an den Lehrern der öffentlichen Schule auszuweisen haben, daß sie zu viel Lehrer und zu wenig Erzieher sind.“

Pastor v. Woffe hat recht, wenn er die *Christliche Gemeindefchule* als die einzige Schulanstalt bezeichnet, die das „amerikanische Problem“ unter den bestehenden Verhältnissen zu lösen vermag. Soll unsre Jugend von den schweren gegen sie erhobenen Anklagen entlastet werden, so muß sie *Christlich* erzogen werden; und diese christliche Erziehung kann hierzulande niemals der Staat, sondern nur die *Kirche* gewähren. Aber wir fürchten, daß die meisten kirchlichen Gemeinschaften unsers Landes nach wie vor nicht dazu bereit sein werden, der amerikanischen Jugend die christliche Gemeindefchule zu bieten. Daß nur nicht auch wir Lutheraner in diesem Stück lässig und träge werden! — (C. W. R.—N.)

Büchertisch.

Eine billige Lutherausgabe.

Das St. Louiser Concordia Publishing House veranstaltet eine billige Ausgabe von Walchs „Luthers Werke.“ Sie unterscheidet sich von der ursprünglichen dadurch, daß statt des teuren Schafleder Einbandes das sogenannte „Law Buckram“ gebraucht wird, das sich im Gebrauch noch besser als Leder bewähren soll und die Kosten bedeutend billiger stellt.

Der Subskriptionspreis für diese „Law Buckram“-Ausgabe, Band I—XXII, im ganzen 24 Bände, ist \$60, wovon \$3.00 bar bezahlt werden sollen, sobald der Subskribent benachrichtigt wird, daß die Subskription angenommen ist, \$3.00, wenn das Werk abgeliefert wird, und dann \$3.00 allmonatlich — also etwas weniger als 10 Cents pro Tag auf anderthalb Jahre —, bis die Gesamtsumme abbezahlt ist. Das Werk kommt somit schon vor der zweiten Zahlung in den Gebrauch des Subskribenten, aber das Eigentumsrecht verbleibt dem Concordia Publishing House, bis die ganze Summe von \$60.00 abbezahlt ist.

Für solche, die schon Einzelbände von der Schafleder-Lutherausgabe haben und ihr Set entweder aus dieser neuen „Law Buckram-“ oder aus der alten Schaflederausgabe zu vervollständigen wünschen, macht das Conc. Publ. House folgende günstige Offerte:

Sowohl aus der Schafleder- wie aus der „Law Buckram-“ Ausgabe liefert es Einzelbände, wenn der Gesamtbetrag der bestellten Bände sich auf \$60.00 beläuft, zu 10 Prozent Rabatt, also \$60.00 zu \$54.00, \$65.00 für \$58.50 etc. Beläuft sich die Bestellung auf \$50.00, so gewährt es 8 Prozent Rabatt, also \$50.00 für \$46.00 etc. Bis zur Höhe von \$40.00 gewährt es 6 Prozent, bis zur Höhe von \$30.00 4 Prozent, bis zur Höhe von \$20.00 2 Prozent; für niedrigere Beträge berechnet es den Katalogpreis. Man vergleiche folgende Liste:

Band	Law Sheep	Law Buckram	Band	Law Sheep	Law Buckram
I	\$3.50	\$2.65	XIII a	\$2.50	\$1.90
II	4.50	3.45	XIII b	2.75	2.10
III	4.00	3.10	XIV	4.50	3.45
IV	4.50	3.45	XV	5.00	3.85
V	3.25	2.50	XVI	4.50	3.45
VI	3.75	2.85	XVII	4 0	
VII	4.75	3.60	XVIII	4.50	3.45
VIII	3.75	2.85	XIX	4.50	3.45
IX	3.75	2.85	XX	5.00	3.85
X	5.00	3.85	XXI a	3.75	2.85
XI	4.75	3.60	XXI b	3.50	2.65
XII	4.50	3.45	XXII	4.00	3.10
				\$99 00	\$75.75

Die Schaflederausgabe liefert das C. P. S. komplett auf Subskription zu \$90.00; \$5.00 sind bei der Bestellung zu entrichten, \$5.00 nach Empfang der Bücher und \$4.00 monatlich, bis die ganze Summe bezahlt ist.

Bei Vorauszahlung gewährt die Verlags-handlung an diesen Preisen noch einen besonderen "cash discount," also die Lederausgabe komplett für bar \$85.00; die „Law Budram“-Ausgabe komplett für bar \$57.50.

In jedem Fall trägt der Käufer die Transportkosten. (Siehe „Lutheraner“ No. 13.)

Es ist kaum nötig hinzuzufügen, daß dies eine feine Gelegenheit ist, eine sehr gute Lutherausgabe zu geringem Preise zu bekommen. Und es finden sich vielleicht auch unter unsern Gemeindegliedern solche, die davon Gebrauch machen könnten. Denn in dieser Ausgabe hat man außer den Werken Luthers noch eine Masse historischen Materials als Zugabe, das in keiner andern Ausgabe in solcher Reichhaltigkeit zu finden ist.

Zur Berichtigung.—In der Quartalschrift vom Juli 1907, in der Arbeit: „Tod, Begräbnis, Auferstehung u. Himmelfahrt Jesu“ sollte es heißen:

§. 172, Zeile 13: „noch einen Engel,“ statt „noch zwei Engel.“

§. 172, letzte Zeile: „Johanna,“ statt „Johannes.“

§. 169, Zeile 14 fehlt die Einklammerung vor: „Sie hatten.“ Also: „(Sie hatten sich mit den . . . vom Grabe fortläuft.) (Joh. 20, 2. 3.)“